

21. 10. 1932.



Bilder aus  
Wormditts  
Vergangenheit

Von  
Franz Buchholz

2. vermehrte  
und verbesserte Auflage  
Mit 3 Plänen  
und 3 Ansichten der Stadt

Wormditt + Verlag Bruno Kraft + 1931



Stadtplan von Nordditt um 1627.  
Nach der Original-Grundzeichnung im Schwed. Kriegsarchiv zu Stockholm.

## Inhalt:

Vorwort . . . . .	V
1. Wie die Stadt Wormditt gegründet und später mit Landbesitz beschenkt wurde . . . . .	1
2. Von allerlei obrigkeitlicher Gewalt . . . . .	10
3. Von der Befestigung und Anlage der Stadt . . . . .	28
4. Von Kirchen, Caritas und Schulen . . . . .	46
5. Vom bürgerlichen Leben . . . . .	67
6. Von Zünften und Bruderschaften . . . . .	84
7. Von Feuersnot und Feuerwehr . . . . .	93
8. Von alten Häusern und Straßen- und Flurnamen	102
9. Wormditter Sagen und Gestalten . . . . .	114
Der Lindwurm . . . . .	114
Der Knochenthees . . . . .	114
Peter von Wormditt . . . . .	116
Mag von Schenkendorf in Wormditt . . . . .	117
Erzpriester Franz Sigmunski . . . . .	120
Bürgermeister Andreas Urta . . . . .	123
Seminaradministrator Dr. Anton Arendt . . . . .	125
Professor Dr. August Laws . . . . .	131
Noch ein paar Wormditter Originale . . . . .	134
10. Chronik der Stadt . . . . .	137
Erster Abschnitt: Wormditt unter dem ermländischen Krummstab. 1308 — 1772 . . . . .	139
1. Während der Schutzherrschaft des Deutschen Ritterordens 1308 — 1466 . . . . .	139
2. Unter polnischer Oberhoheit 1466 — 1772 . . . . .	149
Zweiter Abschnitt: Wormditt unter den Schwingen des preußischen Adlers. 1772 bis jetzt . . . . .	172
1. In der Hohenzollern-Monarchie. 1772 — 1918 . . . . .	172
2. Im preußischen Freistaat. Seit 1918 . . . . .	206
11. Wormditts geographische Lage, Klima und Bevölke- rungsbewegung . . . . .	215
Anhang . . . . .	219
Personenverzeichnis . . . . .	225



## Vorwort.

Achtzehn schwere, schicksalsvolle Jahre sind verfloßen, seitdem ich der teuren Vaterstadt Wormditt zu ihrem 600. Jubiläum am 3. Juli 1912 die erste Auflage dieser Schrift als herzliche Weihgabe überreichen durfte. Trotz mancher Mängel begegnete das 78 Seiten umfassende Büchlein überall freundlicher Aufnahme und anerkennender Kritik. (Ermländische Zeitung 1912, Nr. 148, Warmia 1912, Nr. 149, Königsberger Hartung'sche Zeitung 1912, Nr. 308, Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 1912, II, 458 (Simson), Altpreußische Monatschrift 1913 (50. Bd.), 184 f. (Sommerfeld), Oberländ. Geschichtsblätter 1913, 780 f. (Wont), Ost- und Westpreußen 1914, S. 119 (Feydt).

Schon seit Jahren vergriffen, wurde die Festschrift gleichwohl noch öfter verlangt, und daher entschloß ich mich gern, einem im letzten Februar geäußerten Wunsche des Herrn Buchhändlers Bruno Kraft-Wormditt nach einer Neuauflage Folge zu leisten. Dabei verstand es sich von selbst, daß die Darstellung nicht nur bis zur Gegenwart zu vervollständigen, sondern auch hier und da zu berichtigen und zu ergänzen war. In diesem Besserungseifer wuchs das Ganze zusehends, wurden neue Kapitel eingefügt, Stadtpläne und Ansichten neu aufgenommen. So bietet das vorliegende Buch gegenüber der ersten Ausgabe mehr Neues als Altes.

Vollständigkeit in dem Sinne, alle erreichbaren Quellen zu durchforschen und auszuwerten und alles Nachrichtenmaterial zu verarbeiten, habe ich auch in dieser Auflage nicht angestrebt. Abgesehen davon, daß sich ein solches Ziel bei der Kürze der mir verfügbaren Zeit nicht erreichen ließ, erschien mir wesentlicher, aus der verwirrenden Fülle des Stoffes charakteristische Züge herauszugreifen und zu anschaulichen Einzelbildern zusammenzustellen. Der zeitliche Ablauf der Stadtgeschichte wird in ihren Zusammenhängen im 10. Kapitel geschildert, wobei sich kurze Wiederholungen nicht immer vermeiden ließen. Mein Buch läßt also der zukünftigen Lokalforschung namentlich für die neuere Zeit noch immer freie Bahn zu Nachträgen und hier und da wohl auch zu Berichtigungen.

Im ganzen genommen dürfte jedoch meine Darstellung, von ernstem Bemühen um historische Treue getragen, der Wirklichkeit nahe kommen.

Weil mein Werkchen schon als Festschrift „bestimmt war, das Interesse und Verständnis für die Geschichte der Heimatstadt zu wecken und nähren und damit zugleich das Gefühl der Liebe und Treue zur heimatlichen Scholle zu festigen und kräftigen“, wendete es sich „an weitere Kreise der Einwohner, Söhne und Freunde der Stadt“. Daher wurde auch ein volkstümlicher Ton angeschlagen, an dem in der neuen Ausgabe geflissentlich festgehalten wird; ja hier wird versucht, sozusagen in den nüchternen historischen Teig noch mehr Zucker und Rosinen hineinzubacken, um das Ganze dem historischen Laien möglichst schmackhaft vorzusetzen. Wer sich aber noch eingehender und rein wissenschaftlich mit den behandelten Fragen befassen will, findet in dem neu hinzugefügten Anhang, der auch einige Ergänzungen und Berichtigungen bringt, eine Reihe von Quellen und Literaturnachweisen. Das Personenverzeichnis am Schluß, das ich Herrn stud. theol. F. Gerschberg-Braunsberg verdanke, soll nicht nur die Benutzung des Buches erleichtern, sondern auch der heute so gepflegten Familienforschung Hilfsdienste leisten.

Nach Vollendung dieser Schrift ist es mir eine angenehme Pflicht, dem Kreis meiner Gönner und Mitarbeiter aufs herzlichste zu danken: den städtischen Körperschaften Wormditts, an ihrer Spitze Herrn Bürgermeister Fedtke, der auch sonst dem Werke jede Unterstützung angedeihen ließ, für den Druckkostenzuschuß, Herrn Erzpriester Hohmann für die Bereitwilligkeit, mit der er mir das Pfarrarchiv zur Verfügung stellte und Anfragen beantwortete, Herrn Stadtkämmerer i. R. Ezienscholl, dem gründlichen Kenner von „Alt Wormditt“, für seine stets umgehenden und kundigen Auskünfte, Herrn Studienrat Dr. Schmauch für die freundliche Überlassung seiner einschlägigen archivalischen Auszüge, den Archivverwaltungen von Königsberg, Frauenburg und Danzig für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen. Durch einzelne gütige Auskünfte verpflichteten mich ferner zum Dank die Herren Geh. Justizrat Oberlandesgerichtsrat i. R. Poschmann-Königsberg, Prof. Dr. Lühr-Braunsberg, Domherr Prälat Hinzmann-Frauenburg, Regens i. R. Mfg. E. Brachvogel-Braunsberg, Pfarrer Nitz-Insterburg, Kantor i. R. Wjsozki-Wormditt. Die Angaben über Wormditts geographische Lage im letzten Kapitel verdanke ich dem Reichsamt für Landesaufnahme, die klimatischen Notizen dem preußischen meteorologischen Institut. Das vielfach schwer lesbare Manuskript des verbesserten Erstdrucks hat Frau Gertrud Kraft-Wormditt in dankenswerter Weise für die Druckvorlage umgeschrieben. Nicht zuletzt aber gebührt dem Verfasser des 6. Kapitels, Herrn Erzpriester Dr. Materne-Röfel, für seinen wertvollen Beitrag der aufrichtigste Dank.

Ich weihe das neue Heimatbuch dem Andenken meiner lieben, guten Eltern, des Bäckermeisters und späteren Ziegeleibesizers August Buchholz (geb. 21. 4. 1837, gest. 1. 1. 1908) und seiner Ehefrau Bertha, geb. Thiel (geb. 29. 7. 1846, gest. 3. 10. 1928), Wormditter Kinder und Bürger, deren fleißiges Streben, Sittenstrenge, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe als beste Wormditter Charaktereigenschaften auch bei den jetzigen und künftigen Geschlechtern der Stadt stets lebendig bleiben mögen!

Braun s b e r g , 8. Dezember 1930.

**Franz Buchholz,**  
Studienrat.



## I.

# Wie die Stadt Wormditt gegründet und später mit Landbesitz beschenkt wurde.

Unsere Provinz führt ihren Namen von den heidnischen Preußen, die in grauer Vorzeit im Lande zwischen Weichsel und Memel wohnten. Sie waren ein stattlicher, kräftiger Menschenschlag, dessen Gastfreundschaft, Mildtätigkeit und Friedensliebe ebenso wie seine Trinksitten besonders hervorgehoben werden. Sie verehrten ihre Gottheiten an heiligen Stätten in der Natur und glaubten an ein Fortleben nach dem Tode. Ihrem Stande nach gliederten sie sich in Edle, Freie und Hörige; die Adligen saßen in Wallburgen, die Freien in Dörfern und Einzelhöfen. In den dichten Wäldern und an den zahllosen Gewässern beschäftigten sie sich mit Jagd und Fischfang; wo der Boden dazu lockte, trieben sie primitiven Ackerbau und Viehzucht. Auch die Anfänge des Handwerks waren ihnen bekannt, so die Töpferei, Leinen- und Wollweberei, Eisen- und Lederbearbeitung. An bestimmten Marktplätzen kamen sie zum Tausch und Kauf zusammen, handelten aber auch an fremden Marktstätten ihre Landesprodukte, wie Bernstein, Pelze, Honig gegen Salz, Erze, Schmuckgegenstände und Waffen ein. Ihr Gebiet zerfiel in zehn Gaue; die Gegend um die heutigen Städte Wormditt, Heilsberg, Guttstadt und Liebstadt bis nach Elbing hin hieß Pogesanien.

Im Jahre 1231 kam der Deutsche Ritterorden, der während des dritten Kreuzzuges (i. J. 1190) in Palästina gestiftet worden war, in unsere Nordostmark, um die Preußen für die christliche Religion und deutsche Kultur zu gewinnen. Indessen, es kostete einen 53jährigen erbitterten Kampf, ehe endlich die widerstrebenden Heiden sich unter das Joch der Kreuzritter beugten. Gerade die Pogesanier hatten sich in den immer wieder aufflackernden Aufständen durch ihren heldenmütigen Trotz ausgezeichnet und wurden

deshalb von den Eroberern mit besonderer Härte bestraft: zahlreiche Stammesangehörige wurden niedergemacht oder mit Frauen und Kindern in die Gefangenschaft abgeführt, viele Siedlungen ausgeplündert und in Brand gesteckt. So zog Ruhe und Frieden in Preußen ein, aber sie glichen fast der Ruhe des Friedhofs. Scheu bargen sich die überlebenden Heiden in dem Dunkel der Wälder, und nur zögernd erschlossen sie sich den Lehren des Evangeliums und den Segnungen der überlegenen deutschen Kultur, die die neuen Herren in dem unterjochten Lande zu verwurzeln und zu verbreiten strebten. Im Laufe der Generationen mehrte sich jedoch wieder ihre Zahl, verschmolzen sie mit den deutschen Einwanderern, die sich anfangs geflissentlich von ihnen ferngehalten hatten. Und so bilden jene Stammpreußen einen wesentlichen Bestandteil der heutigen Bevölkerung Ostpreußens.

Die Herrschaft des Ritterordens erstreckte sich nicht auf ganz Preußen; vielmehr waren seit der Landesteilung v. J. 1243 bestimmte preußische Gebiete als selbständige Territorien den vier Landesbischöfen zugewiesen, unter denen der von Ermland der mächtigste war. Sein Bistum umfaßte die heutigen Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rößel; aber auch von diesem Besitztume mußte er ein Drittel, die Ämter Frauenburg, Mehlsack und Allenstein, seinem Domkapitel abtreten.

Nachdem Bischof Heinrich I. Fleming aus Lübeck (1278—1300) die Besiedlung und Urbarmachung der nördlichen Gebiete seines Bistums in Angriff genommen hatte, wandte sich sein Nachfolger Eberhard von Reiße (1301—26) der Erschließung der Gegend um die Drewenz und mittlere Alle zu, indem er hier Dörfer, Güter und als ihre Mittelpunkte Städte gründete. Am Drewenzufer erschien ihm für die Anlage einer Stadt jene inselartige Erhebung am geeignetsten, die etwa eine Meile oberhalb der Mündung des Flusses in die Passarge nördlich und westlich von der Drewenz und östlich von einem Bach umrahmt wurde und nach allen Seiten ziemlich steil abfiel. Hier, wo schon die Natur Schutz und Sicherheit bot, ließ sich leicht eine Befestigung schaffen, die den Einfällen und Angriffen des Feindes trotzte.

Bereits den Pogesaniern war die Bedeutung dieses Punktes nicht entgangen; denn die ersten deutschen Kolonisten fanden hier eine Ansiedlung vor, die den Namen Wurmedyten oder Wormedythin führte. Wir werden indessen niemals ergründen, ob jenes heidnische Wormdytt ein preußisches Dorf mit rohr- und strohgedeckten Holzhäusern war, oder ob hier ein eingeborenes Adelsgeschlecht in seiner starken Burg hauste und die hörigen Bauern der Umgegend

beherrschte, oder ob gar, nach dem Fund eines mächtigen Eichenstubben in der Jungfernstraße zu schließen, ein heiliger Hain seine uralten, mächtigen Wipfel zum Himmel emporreichte und geheimnisvoll das fromme Gebet der Priester und Gläubigen und die Schmerzensschreie der verblutenden Opfer in seinem Dickicht barg. Wenn wir einer neuen Vermutung folgen könnten, die der bekannte Heimatforscher Geheimrat Köhlich in seinen letzten Lebensjahren äußerte, soll Wormditt jener Markt Pogesaniens gewesen sein, der in der Gründungsurkunde für Tüngen und Korbsdorf v. J. 1287 erwähnt wird. Aber nach dem Wortlaut dieser Beschreibung müssen wir die wichtige Marktstätte nahe der Passarge suchen und nicht an der Drewenz, und so läßt sich die bestechende Annahme, Wormditt sei ein uralter preußischer Handelsplatz zwischen dem heutigen Oberland westlich der Passarge und der mittleren und unteren Alle und von der Passargemündung flußaufwärts ins Innere des Landes gewesen, schwerlich aufrecht halten. Die leichte Befestigungsmöglichkeit des Ortes bot wohl den Anlaß zu Wehranlagen, hinter denen sich während der deutschen Eroberungskämpfe flüchtige Pogesanier verteidigen mochten.

Über den Stadtnamen läßt sich nichts weiter sagen, als daß er altpreußisch ist, und daß die auch in anderen ostpreußischen Ortsbezeichnungen vorkommende Endung itt (itten) soviel wie Ansiedlung, Ort bedeutet. Daß die erste Silbe mit dem altpreußischen Wort woras = alt zusammenhänge, möchte der Lokalpatriot annehmen, läßt sich aber keineswegs beweisen. Schon sehr früh zerbrachen sich unsere Ahnen über den rätselhaften Namen den Kopf, und da sie das Wort als ein deutsches ansahen und erklären wollten, erfanden sie die hübsche Sage von dem gräßlichen Lindwurm (ditt Worm), die Kap. IX folgt. Sein Bild ziert noch heute Wormditts Siegel und läßt sich als sog. „redendes Wappen“ schon i. J. 1388 nachweisen: ein Drachen, der sich in den Schwanz beißt. Das jetzige Magistratsiegel zeigt den Lindwurm auf dem Erdboden mit halbem Vorderkörper sich zurückwendend, züngelnd, mit geringeltem Schwanz. Vielleicht steht der giftige Wurm auch mit dem Kirchenpatron St. Johannes dem Evangelisten insofern in Zusammenhang, als dieser nach der Legende bekanntlich einen ihm gereichten Giftrank mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, worauf eine Schlange aus dem Kelche herausfuhr.

Mit Beginn des 14. Jahrhunderts ließen sich nun in dem alten Burmednien eine Reihe jener deutschen Ansiedler nieder, die auf den Ruf des Bischofs Eberhard herbeigeströmt waren, um in der Ferne ihr Glück zu suchen. Ihre mitteldeutsche Mundart, das sogenannte Breslauisch,

ist auch heutigentags bei den Wormdittern noch nicht ausgestorben und unterscheidet sich durch die breiten, langen Vokale und Doppellaute und die zweite Lautverschiebung deutlich von dem sog. k ä s l a u i s c h e n Dialekt der Gegend um Braunsberg und Mehlsack, wo dereinst niederdeutsche Kolonisten eine neue Heimat fanden. Leider fehlt bei den ersten uns bekannten Wormditter Bürgern ein Heimatvermerk, aber die Tatsachen der Siedlung durch den aus Schlesien stammenden Bischof Eberhard und der breslauischen Mundart unter den städtischen Einwohnern beweisen, daß die überwiegende Mehrzahl jener deutschen Kolonisten aus dem selbst erst vor wenigen Generationen germanisierten Schlesien eingewandert sein muß; daneben fehlte es natürlich nicht an Zuzöglingen aus andern Gegenden. Ein Bürger Wenzeslaus, der i. J. 1345 erwähnt wird, mag vielleicht durch landsmannschaftliche Beziehungen zu Bischof Hermann von Prag aus Böhmen gekommen sein, und die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Wormditt blühende Familie von Paderborn, die mit dem Frauenburger Dompropst Heinrich von Paderborn nahe verwandt war, stammte aus Westfalen.

Die ersten Ansiedler hatten sich mit dem Notwendigsten begnügen müssen: da zimmerten sie sich als Wohnräume und Stallungen einfache Blockhäuser, zu denen ihnen die ausgedehnten Wälder Baustoff im Ueberfluß boten; da verstärkten sie die wahrscheinlich vorhandenen heidnischen Wehranlagen, so daß ihnen i. J. 1311 die Litauer, die das benachbarte Komainen verheerten, nichts anhaben konnten; auch eine bescheidene Kapelle durfte nicht vergessen werden, damit die christlichen Kolonisten ihre religiösen Pflichten erfüllen konnten, und nicht zuletzt hieß es, die wüsten Felder unter den Pflug zu nehmen, um Brot für den Menschen und Futter fürs Vieh zu gewinnen.

Als Lokator, Unternehmer der Siedlung, leitete ein gewisser Wilhelm, sicherlich ein kapitalkräftiger Schlesier und Vertrauensmann des Bischofs Eberhard, die mit der Werbung und Ansetzung der ersten Kolonisten verbundenen kostspieligen und verantwortungsvollen Arbeiten. In dankbarer Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm der Bischof das erbliche Schulzenamt. Schon im August 1308 begegnet er uns in dieser Würde; freilich ist damit nicht gesagt, daß Wormditt bereits damals mit dem Stadtrecht begnadigt war. Neben ihm wirkte als Seelsorger der Pfarrer Heinrich, der am 11. Februar 1312 zum ersten Male erwähnt wird. Gerade an diesem Tage weilte Bischof Eberhard in Wormditt und überzeugte sich wohl mit freudiger Anteilnahme von den verheißungsvollen Anfängen des jungen Gemeinwesens. Vielleicht hängt mit

seinem Besuch die Verleihung des Stadtrechts an Wormditt zusammen; spätestens aber im Anfang des Jahres 1313 ist Wormditt zur Stadt erhoben worden, weil am 26. März 1313 ausdrücklich Wormditt als Stadt bezeichnet wird. Den genauen Geburtstag unserer Stadt werden wir allerdings nie feststellen können, da unsere älteste Handfeste nicht erhalten ist; sie wurde nämlich am 14. August 1359 eingezogen und durch eine neue ersetzt, aus der wir jedoch die ursprünglichen Bestimmungen der Gründungsurkunde ziemlich sicher erkennen können.

In der Handfeste verbriefte Bischof Eberhard der Stadt Wormditt 30 Freihufen am westlichen (rechten) und zehn am andern Ufer des Flusses Driwante (Dreweuz) nach kulmischem Recht zu freiem und ewigem Besitz als Wald, Weide und zur sonstigen gemeinsamen Nutzung. Eine weitere Freihufe außerhalb des Stadtgrabens wurde zu Gärten bestimmt. 68 Hufen mußten Zins entrichten, und zwar alljährlich zu Martini (11. November) dem bischöflichen Landesherrn je eine halbe Mark (etwa 18 Mark heutiger Währung, dabei ist zu beachten, daß damals die Kaufkraft des Geldes drei- bis viermal größer war), dem Ortspfarrer je einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Hafer. Der Pfarrkirche wurden als Dotation vier freie und zwei Zinshufen zugewiesen. Der Schulze Wilhelm erhielt als Lohn für seine erfolgreiche Mühewaltung neben den Strafgeldern, die sein Erbamt einbrachte, und neben seinen Anteilen an den Einnahmen von den städtischen Verkaufsständen und Mühlen sechs freie Erbhufen, so daß die städtische Gemarkung im ganzen 121 Hufen umfaßte, genau soviel wie Mehlsack. Das größere Braunsberg war rund dreißig Jahre früher mit 328 Hufen Landbesitz bewidmet worden. Zur Anerkennung der bischöflichen Herrschaft mußten Wormditts Bürger von jeder Hofstätte innerhalb der Stadtmauer am Martinstage sechs kulmische (etwa 25 heutige) Pfennige zahlen. Im Bereich ihres Weichbildes war den Wormdittern die Jagd auf Füchse und Hasen, der Vogelfang und die Fischerei gestattet.

Durch diese klugen sozialen Bestimmungen wurde es den städtischen Ansiedlern ermöglicht, in ihrer neuen Heimat billig eine sichere Existenz zu gründen. Solange nur der einzelne als Bürger der Stadt angehörte und nichts anderes bestimmt wurde, hatte er rechtlichen Anspruch auf freie Weide und Holzung, auf ein Beet Gartenlandes, auf Jagd, Vogel- und Fischfang, wertvolle Besitztitel, die ihn selbst bei den größten Unglücksfällen vor völliger Verarmung und dem gänzlichen wirtschaftlichen Zusammenbruch schützten.

Von den weiteren Bestimmungen der Handfeste soll in anderem Zusammenhange gesprochen werden; an dieser

Stelle sind jedoch die Schenkungen der bischöflichen Landesherren zu erwähnen, durch die im Laufe der Zeit der Landbesitz der Stadt Wormditt beträchtlich erweitert wurde.

Im Jahre 1346 verließ Bischof Hermann von Prag (1338—49), dem es in Wormditt so gut gefiel, daß er es zu seiner Residenz erhob, seinen lieben, getreuen Wormdittern den sog. Bogenwald, der sich zwischen den Ortschaften Raschaunen, Millenberg, Eschenau, Frauendorf, Bogen und Schönheide hinzog, nebst Jagd, Vogelfang und Fischerei mit kleinem Gezeuge; nur das Bergwerksrecht behielt er sich vor. Dafür hatte die Stadt alljährlich in Weihnachten zehn Mark an den Bischof zu entrichten. Es waren das 53 Hufen, auf denen die Stadt bald Bauern ansetzte, weil eine eigene Bewirtschaftung schon wegen der großen Entfernung zu beschwerlich war. Da das Schenkungsprivileg im Laufe der Jahre unleserlich geworden war, erneuerte Bischof Heinrich III. Sorbom am 27. August 1399 die Urkunde, wobei er seiner Anerkennung der vielen treuen Dienste des Rates und der Bürger von Wormditt besonderen Ausdruck gab.

So entstand das Stadtdorf Bürgerwalde, in dem wir i. J. 1656 zehn Bauern finden, die der Stadt zur Zinszahlung und zu Scharwerksdiensten verpflichtet waren. Wer von ihnen das erforderliche Geld zusammensparen konnte, suchte diesen oder jenen Sohn durch Zahlungen von dem Rate loszukaufen; dieser bescheinigte in einem Freibrief die Freiheit von jeder Scharwerkspflicht und ermöglichte dadurch den jungen Leuten auch die Abwanderung in eine Stadt. Im Jahre 1765 mußte für den Freibrief eines Bauernsohnes 30 Floren, eines Gärtnersohnes 15 Floren entrichtet werden, Gebühren, die sich der städtische Rat teilte. Im Jahre 1788 zahlten die zehn Bauern als Scharwerksgeld je zwei Taler, sieben Gärtner je 36 Groschen, 13 Instleute je 18 Groschen an die Stadt. Ein Krug, den ein Bauer bewirtschaftete, brachte damals nur einen Taler Pacht ein.

Ein „Rathaus“ diente hier in seinen unteren Räumen dem Rat zur Abhaltung von Terminen und Gerichtstagen, beherbergte in dem oberen Saal die ehrenwerten Stadtväter, wenn sie in den umliegenden städtischen Forsten zu Bartholomäi dem edlen Weidwerk nachgingen; ein guter Trunk aus zinnernen Humpen löschte den Durst der Hubertusjünger, und bei den Weisen der Stadtmusik drehte sich die muntere Gesellschaft mit den Dorfschönen im Tanz. Erst mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit (1808) wurde Bürgerwalde ein freies Dorf, das seit der Einführung der neuen Kreisordnung (1872) zum Amtsbezirk Migeihen gehört.

Der nördliche Teil des alten Bogenwaldes war entweder nicht in Ackerland umgewandelt worden oder hatte sich während der vielen Kriegsläufe von neuem mit Wald bedeckt. Aus dem unverstandenen altpreußischen Bogenwald machte der Volksmund einen echtdeutschen Buchenwald, obwohl alle anderen Bäume, nur nicht Buchen, darin wuchsen. Dieser städtische Buchwald, aus dem Wormditt wegen der entfernten Lage wenig Nutzen zog, wurde i. J. 1869 verkauft und ist heute in seiner Größe von elf Hufen in Millenberg eingemeindet.

Am 27. Januar 1376 erweiterte sich der Umfang des städtischen Besitzes von neuem. Bischof Heinrich III. schenkte nämlich der Stadt, damit sie nicht in Zukunft an Holzmangel leide oder zugrunde gehe, 53 Hufen beim Schillingbach unter der Verpflichtung, für jede Hufe einen Jahreszins von ein Vierdung (zus. 13¼ Mark) zu entrichten. Aus besonderer Gnade wurde dem Rat erlaubt, daselbst gelegentlich, etwa bei hohem Besuch oder großer Hochzeit in der Stadt, ein bis zwei Rehböcke abzuschießen; doch war das Jagen zur Schonzeit und mit Netzen verboten. Dieser Wald, noch heute ein wertvoller Besitz der Stadtgemeinde, ist die sog. Meile, die ihren Namen von den Kohlenmeilern trägt, welche einst hier lohten, oder von der damit bezeichneten Entfernung zur Stadt.

Wegen eines Grenzstückes von 4 Hufen und 23 Morgen bei Bollgudden erhob sich zwischen der Stadt und Kaschaunen i. J. 1595 ein erbitterter Rechtsstreit, der erst i. J. 1683 seine endgiltige Regelung fand. Auf Grund genauer Feststellungen und Vermessungen durch besondere Kommissare hatte Bischof Bathory trotz des Protestes der Kaschauner das strittige Land der Stadt Wormditt zugesprochen. J. J. 1681 strengten die Kaschauner jedoch erneut die Klage wegen Bollgudden an, und es kam zu weiteren langwierigen Vernehmungen und Erhebungen, wobei die Geländekarten und Grenzsteine bei Lokalterminen keine geringe Rolle spielten. Bischof Radziejowski sprach schließlich das Urteil zu Gunsten der Stadt und gebot den Kaschaunern, sich weitere Unkosten zu ersparen und nie wieder diesen Streit aufzurühren. — Ende des 16. Jahrhunderts hatten bischöfliche Beamte das Weiderecht der Wormditter in der Meile angefochten. Bischof Bathory schlichtete auf Bitten des Rates i. J. 1598 den Streit, indem er erklärte, daß die Fahrenheide zu kulmischem Recht verliehen sei, und daß infolgedessen der Bürgerschaft nicht nur die Holznutzung, sondern auch die Weide zustehet. Würden Teile des Waldes in Kultur gebracht werden, so sollte die Stadt ebenso wie von den anderen Zinshufen je eine halbe Mark guter Münze jährlich entrichten. Nur kleine Streifen der

„Fährenheide“ sind in Uckerland umgewandelt, so das gegen vier Hufen umfassende Schillingsgut zwischen Mi-gehenen und Talbach.

In dieser Forst, die i. J. 1772 aus „sehr schlechtem Fichtengesträuch“ bestand, brach am 22. Juni 1812 ein gewaltiger Brand aus, der offensichtlich auf die Fahrlässigkeit eines Trupps durchziehender französischer Soldaten zurückzuführen war und innerhalb zwölf Stunden den größten Teil des Bestandes vernichtete. Der gerichtlich geschätzte Schaden belief sich auf 16 565 Taler; aber trotz aller Bemühungen gelang es dem Wormditter Magistrat nicht, eine staatliche Entschädigung zu erwirken.

Am 16. April 1428 schenkte Bischof Franz Kuschmalz die Schönheide südlich vom Bogenwald dem Schulzen und der Gemeinde des Stadtdorfes Bürgerwalde. Hier hatte bereits eine Dorfschaft bestanden, die aber von den Kriegstürmen des Jahres 1414 hinweggefegt worden sein muß; junger Aufschlag überwucherte die Wüstung. Weil der bischöfliche Landesherr aus der Forst wenig Nutzen ziehen konnte, verlieh er sie der Bürgerwalder Gemeinde unter der Verpflichtung, von den sehr reichlich vermessenen 15 Hufen jährlich je eine halbe Mark Zins zu zahlen und als Scharwerksdienst von jeder Hufe jährlich ein Viertel Holz zu schlagen und aufzusetzen. Das kleine Gericht sollte der Dorfschulze, das große aber die Stadt Wormditt ausüben. Wann die Wormditter Gemeinde diese Forst von den Bürgerwaldern erstanden hat, ist unbekannt; jedenfalls war sie am 10. Dezember 1612 schon lange im vollen Besitz der Stadt. Wir hören nämlich, daß Bischof Simon Rudnicki an diesem Termin durch ein neues Privileg den bisherigen städtischen Besitz der Schönheide zu kulmischem Recht bestätigt. Für die 15 Hufen und drei Hufen 25 Morgen alten Uebermaßes muß die Stadt jährlich 18 und eine halbe Mark Zins zahlen und fünf Viertel Holz für das Wormditter Schloß schlagen und aufsetzen. Da jedoch eine genaue Vermessung durch den ermländischen Landmesser Eustachius Kreczmer aus Kößel ein neues Uebermaß von 15 Hufen festgestellt hat, sollen von diesen 15 weitere Mark alljährlich zu Martini an den bischöflichen Tisch abgeführt werden. Die Fischerei in dem See Potaren behielt sich der Landesherr vor, gestattete aber den beiden Bürgermeistern von Wormditt den Fischfang mit kleinen Gezeugen, ausgenommen in der Laichzeit.

Durch die Leichtfertigkeit eines russischen Kriegsgefangenen war im Juli 1917 in der Freimarkter Forst ein Brand entstanden, der auf die angrenzende Schönheide übergriff und hier zwölf Hektar 60jährige Kiefern mit Fichtenunterwuchs vernichtete.

Wann B e n d a u k e n (nach seinem ersten Inhaber, dem Preußen Banduken, benannt) von unserer Stadt erworben ist, wissen wir nicht. Bereits 1656 gehören die zweieinhalb Hufen von Bendauken der Stadt Wormditt, sind aber an das Dorf Talbach verpachtet. Ein Grenzstreit wegen eines Winkels zwischen Krossen und Bendauken, den das Krossener Stift beanspruchte, wurde im Jahre 1729 von Bischof Szembek zu Gunsten der Stadt entschieden. Im Jahre 1784 gab der Magistrat Bendauken, jetzt auffallenderweise zehn Hufen Magdeburger Maßes, mit königlicher Genehmigung an acht Opener Gärtner in Erbpacht aus, die trotz ihrer Verpflichtung, sich anzubauen, von ihren bisherigen Wohnstätten aus die wenig ergiebigen Felder bestellten. Erst 1824 waren nach Androhung von Zwangsmaßnahmen sechs Anteile bebaut. Im Jahre 1886 wurde der Pachtkanon in Rente umgewandelt. Wormditt erhielt als Ablösung 2913 Mark. Seit 1872 ist Bendauken zum Amt Carben geschlagen und neuerdings nach Talbach eingemeindet.

Bersuche, die der Wormditter Rat anscheinend um die Wende des 16. Jahrhunderts unternahm, um Teile des angrenzenden K o r b s d o r f von den adligen Besitzern anzukaufen, sind vielleicht an dem Einspruch des um seine Zustimmung gebetenen Bischofs gescheitert. Die Stadt wollte sich das Geld dazu leihen, muß übrigens damals wenig freundnachbarliche Beziehungen zu den Korbsdorfer Herren unterhalten haben, da sie sich über die Halsstarrigkeit und den Übermut der „Junferleute“ beklagte.

Im ganzen umfaßt heute das Stadtgebiet 3548 Hektar oder 209 Hufen; davon sind 1700 Hektar oder 100 Hufen Eigentum der Stadt. Der größte Teil des Kämmereieigentums entfällt auf die Stadtförsten. Der Wert der „Meile“ ist vom Grundsteuerauschuß heute mit 650 000 Mk., der „Schönheide“ mit 384 000 Mk., der „Oberheide“ mit 109 000 Mk. und der „Hl. Geistheide“ mit 15 000 Mk. geschätzt. Trotz der großen Schäden, die in den letzten Jahrzehnten durch den Nonnenraupenfraß und den Windbruch hervorgerufen wurden — der Orkan vom 2. Januar 1918 legte gegen 20 000 Festmeter, davon fast 4000 in der Oberheide, um —, konnte der jährliche Abnutzungsatz auf 4400 Festmeter erhöht werden. Der Überschuß der kommunalen Forstwirtschaft belief sich i. J. 1929 auf 28 000 Mark. So wirken sich die großherzigen Geschenke der ermländischen Bischöfe noch nach Jahrhunderten in unserer Stadt wohltätig aus. Da der sonstige Grundbesitz Wormditts heute mit 37 500 Mark geschätzt ist, repräsentieren die gesamten Liegenschaften der Stadt einen Mindestwert von 1 185 500 Mark.

## II.

### Von allerlei obrigkeitlicher Gewalt.

Wie in den geistlichen Angelegenheiten unterstand unsere Stadt auch in den weltlichen den *ermländischen* Bischöfen, denen sie ja ihre Entstehung verdankte. In der Handfeste hatte sich der bischöfliche Landesherr die Zustimmung zu den städtischen Satzungen oder Willküren, wie zur Einführung neuer Gewohnheiten für die Gewerke vorbehalten; er wahrte sich ein bestimmtes Aufsichtsrecht über die Stadtverwaltung; ihm oblag die Landespolizei und die Landesverteidigung; er war der oberste Gerichtsherr; an ihn flossen Zins- und Naturalabgaben. Überdies war er aber noch in Wormditt Grundbesitzer. In der Westecke der Stadt erhob sich sein Schloß. (S. Kapitel III.) Ihm gehörten, seitdem die Erben des ersten Schulzen Wilhelm ihre Anteile veräußert hatten (1343), die beiden Wormditter Mühlen, von denen die Mahl- und Schneidemühle noch heute in der Henkeschen Mühle fortbesteht, während die andere, in der Heide, vielleicht in der Gegend der Tabaksmühle gelegen, schon früh ihren Betrieb eingestellt hat und untergegangen ist. Im Jahre 1656 hatte die bischöfliche Mühle „vier Gänge überschlägig“ und brachte an Korn, Weizen, Malz und Gerste jährlich rund 4000 Floren ein; außerdem mußte der Müller 18 Schweine für das Schloß mästen oder dafür je fünf Reichstaler entrichten. Die Schneidemühle, die i. J. 1531 von dem angrenzenden St.-Georgs-Hospital gegen Lieferung von jährlich drei Scheffeln Korn einen bisher ungenutzten Platz als Holzlagerplatz eingetauscht hatte, brachte geringe Erträge. Ein Mühlenteich diente zugleich zum Fischfang. Ebenso war eine Walkmühle, etwas unterhalb der Mahlmühle belegen, Eigentum des Bischofs. Weil diese Walkmühle aber aus Mangel an Wasser oft den dringenden Anforderungen des blühenden Tuchmachersgewerbes nicht genügte, so daß die ehrsamten Meister ihre Tuche zum Walken und Dicken in andere Orte schicken mußten, schenkte Bischof Stanislaus Hosius im Dezember 1557 den Ältesten der Tuchmacherzunft Gehör und gestattete die Anlage einer städtischen Walkmühle am Oberteich, unbeschadet der Vorrechte und Einkünfte der bischöflichen Walkmühle. Im Februar 1606 erlaubte Bischof Rudnik noch die Errichtung einer neuen städtischen Walkmühle unterhalb der bischöflichen Mühlen gegen die Anerkennungsgebühr von einem Groschen für jedes Tuch. Die bischöfliche Walkmühle scheint als wenig leistungsfähig ihren Betrieb eingestellt zu haben, aber auch diese zweite städtische Walkmühle wird bei der Bestandsaufnahme des Jahres 1656 nicht mehr erwähnt.

Am 1. Mai 1586 erwarb Bischof K r o m e r vom Rat durch Tausch zwischen der Drewenz und der in Richtung Wagten führenden königlichen Straße einen geeigneten Platz zur Anlage einer F i s c h z u c h t, wohl die Wiesen unterhalb der Jerusalem-Kapelle, kurz vor der Mühle Hohmann. Ein bischöflicher Fischmeister hatte dafür zu sorgen, daß aus diesen Teichen für den Landesherrn und sein Gefolge bei ihrem Aufenthalt auf dem Wormditter Schloß stets frische Fische zur Verfügung standen. Als Ersatz für das Teichgelände trat der Bischof der Stadt einen Hansgarten von mehr als einhalb Morgen Größe am Wege nach Kalkstein und einen Roggarten am bischöflichen Vorwerk Carben ab. Schließlich besaß der Landesherr das Vorwerk Schloßhöfchen oder K l e i n h o f, rund sieben Hufen groß, das von Migeñnen, Kaschaunen und Wagten bescharwert wurde. An Getreide war hier i. J. 1653 gesät eine Last (= 60 Scheffel) 30 Scheffel Korn, geerntet 5 L. 12 Sch., abzüglich Saat und Dreschlohn blieb 3 L. 13¼ Sch. = 435 Floren 18 Gr. Gerste waren 1654 48 Sch. gesät, gebaut 4 L. ½ Sch., blieben nach demselben Abzug 2 L. 50½ Sch. = 341 Fl. An Hafer waren 1 L. 12 Sch. gesät, 2 L. 48 Sch. gebaut, blieben 1 L. 21 Sch. = 81 Floren. Erbsen ergaben bei 8 Sch. Aussaat und 7 Sch. Ernte 1 Sch. Verlust. An Vieh waren damals vorhanden 29 junge Stieren und Ochsen, 17 Schafe; die Kühe wurden im Sommer auf das bischöfliche Vorwerk Carben getrieben. Der Acker von Kleinhof wurde als gut bezeichnet, an Heu wurden aber kaum 10 bis 12 Fuder gewonnen. Auch ein neuer Hopfengarten war vorhanden. Das Bohnhaus war klein, ähnte einem Gärtnerhaus, die Scheune war neu und hatte zwei Tennen, der Schoppen mittelmäßig. Im ganzen wurden die Einkünfte dieses „Kleinen Vorwerks“ von den brandenburgischen Kommissaren auf 857 Fl. berechnet. Ein Hofmann und eine Hofmutter erhielten folgendes Deputat: 20 Fl. bar, zu Schuhen 4 Fl., 18 Sch. Korn = 40 Fl. 10 Gr., 2 Sch. Gerste = 4 Fl., 1 Sch. Erbsen = 2 Fl. 5 Gr., 2 Sch. Hafer = 2 Fl., ½ Tonne Salz = 3 Fl., 1 fettes Schwein = 22 Fl. 10 Gr., 2 Stof Leinöl = 2 Fl. Drei Mägde erhielten Deputat im Gesamtwerte von 169 Fl. 5 Gr. — Die ehemals zu Schloßhöfchen gehörigen „Amtshufen“ sind noch heute in der Feldmark auf dem linken Drewenzufer bekannt.

Auf der Schloß-Freiheit lag die Vorstadt P i l l a u, ursprünglich wahrscheinlich eine Ansiedlung von Stammpreußen, die anfänglich innerlich der Stadtmauern nicht wohnen durften. Als Wormditt mit dem Ermland preußisch wurde (1772), wurden alle diese bischöflichen Besitzungen königliche Domänen. Erst am 21. Juni 1883 wurde der Gutsbezirk des Domänenamtes Wormditt (die

Schloßfreiheit, Mühle, Kleinhof mit den Amtshufen und die Amtsfreiheit Pillaue) mit unserer Stadtgemeinde vereinigt.

Als Vertreter des bischöflichen Landesherrn wohnte der **Schloßhauptmann** oder **Burggraf** auf dem Schloß. Er war der Verwalter und Kommandant der Burg und hatte die militärische Befehlsgewalt über die Dienstpflichtigen seines Kammeramtes. Als richterlicher Beamter übte er in den ihm unterstehenden Dörfern die Zivilgerichtsbarkeit in erster Instanz bei großen, in zweiter in kleinen Sachen. In Strassachen aus seinen Dörfern führte er den Vorsitz bei dem städtischen Schöffengericht. Ländliche Hypothekenangelegenheiten und Erbaueinandersezungen bedurften seiner Genehmigung. Er zog die Zinsen ein und nahm die Abgaben in Empfang, regelte die Scharwerksdienste und mahnte und strafte die Säumigen. Alljährlich mußte er selbst zu Allerheiligen (1. November) dem Heilsberger Bistumschäffer genaue Rechnung legen. In das städtische Regiment hatte er sich nicht hineinzumischen, außer wenn er etwa vom Bischof mit der Vornahme einer außerordentlichen Musterung der waffenfähigen Bürger, mit der Befichtigung der städtischen Befestigungen oder mit der Vertretung bei den städtischen Beamtenwahlen beauftragt wurde.

Der erste uns bekannte Wormditter Burggraf ist **Henrich Molknacht** (1394, 1406), der sich i. J. 1384 durch hochherzige Schenkungen um die beiden städtischen Hospitäler dauernde Verdienste erworben hatte. Im Jahre 1520 ist Nikolaus Schöneck, 1533 Georg von Dessen in Wormditt Burggraf; dieser erhält neben seinen sonstigen Bezügen ein Bargehalt von vier Mark; ebenso groß ist der Jahreslohn seines Kutschers, während die Köchin zweieinhalb Mark und der Jäger keinen Barlohn bezieht. Neben diesen Bediensteten gehörten aber in der Regel noch andere zu der Umgebung des Burggrafen: sein Notar oder Amtschreiber, wie z. B. Georg Michael Elert (um 1694), Johann Lichton (um 1723, zugleich Stadtschreiber), Anton Penquitt (um 1726), Peter Prengel (um 1735), Joh. Baum († 1744), Ignaz Schnigenberg (1747—59, später Bürgermeister der Stadt); dann der Fischmeister, der Padmor, ein Bote oder Vollziehungsbeamter, der wegen seiner roten Montur vom Volke auch **Rotrock** genannt wurde, der Stubenrauch, der zu heizen und fegen hatte, der Torwächter, Knechte und Mägde u. a. Zum Mälzen und Brauen, für Maurer-, Schmiede- und Holzarbeiten usw. wurden wohl gegen Deputat oder Stücklohn weitere Arbeitskräfte herangezogen.

Die Einnahmen, die der Burggraf i. J. 1533 von der Stadt Wormditt und 16 ländlichen Ortschaften seines Kammeramtes einzuziehen hatte, beliefen sich infolge der Ermäßigungen, die der verheerende Reiterkrieg (1520—25)

notwendig gemacht hatte, in bar auf 475 Mark, in Naturalien auf 17 Last 15 Scheffel Roggen, 6 L. 26 Sch. Weizen, 4 L. 9 Sch. Gerste, 13½ L. 5 Sch. Malz und 14 L. 4 Sch. Hafer. Zu Martini waren diese Naturallieferungen im allgemeinen fällig, und da stauten sich die Wagen oder Schlitten der Bauern aus den umliegenden Dörfern auf dem Schloßhof, um das Zinsgetreide in die Burgspeicher abzuladen. Der Rest des Getreides, der in der Wormditter Burg nicht verbraucht, verteilt oder verkauft wurde, wurde in die Magazine der Heilsberger Residenz geschafft, wohin auch die Bargeldüberschüsse, im Jahre 1533 147 Mark, abgeführt wurden. Zwei Scheffel Roggen mußten übrigens in jenem Jahre zum Schadenersatz für ein Schwein entrichtet werden, das die Meute des Burggrafen zufällig zerrissen hatte.

Dank seiner hohen Stellung genoß der Burggraf bei der Bevölkerung der Stadt besonderen Respekt, und der Rat tat trotz der weitgehenden Selbständigkeit der Gemeinde gut, seine Gunst zu gewinnen und nicht seinen Unwillen oder Groll zu wecken, konnten doch unliebsame Reibungen mit dem Landesherrn entkeimen, da der jeweilige Burggraf dessen Vertrauensmann war. Aus den Kirchenbüchern hat der ermländische Genealoge Pfarrer *Anhuth* folgendes Verzeichnis der *Wormditter Burggrafen* von 1570—1772 zusammengestellt, das zugleich Zeugnis dafür ablegt, wie selbst in diesem deutschen Kammeramt lange Jahre hindurch polnische Ablige die wichtige Würde bekleideten: Georg von Schedlin = Czarlinski 1570—84, Leonhard Hanow 1589—97, Michael Neumann 1598, Albert Hedmann 1586—87 und 1599—1601, Andreas Treptau 1602—10 und 1613, Georg Majewski 1610—12, Jakob Klein 1614—20, Eucharodus von Preis-Gandlawski 1620—21, Johann von Nenzen 1622—34, Siegmund von Stössel 1634, 38, Johann von Hatten 1642—52, Andreas Pilchowicz 1651, 61. Während der brandenburgischen Okkupation im zweiten Schwedenkriege setzte der Große Kurfürst im Jahre 1656 seinen Obristen Wolf von Kreiken als Wormditter Burggraf ein. Die weiteren Amtsträger sind: Johann Krenholt 1664, Johann Laczynski 1665—66, Johann Lang 1667—94, Gregor Kaszubeki 1697—99 und 1711, Siegmund von Hatten 1699—1702, Mathias Krakau 1703—11, Joh. Buchowski 1715—22, Johann Schapf † 1727, Kasimir von Bloki 1727—70. Der letzte Wormditter Burggraf Joachim Boznanski (1770—72) soll nicht einmal der deutschen Sprache kundig gewesen sein. Sein Einkommen betrug 2500 Floren (= 833 Taler, 8 Groschen), wozu freie Wohnung und Verpflegung sowie eine Reihe von Sporteln bei ländlichen Käufen und Vererbungen, bei Gerichtstagen und Visitationen kam.

Während der ersten preußischen Zeit wurden die Verwaltungs- und Gerichtsbefugnisse des bisherigen Burggrafen von einem *Amtmann* übernommen. Als solcher wird in den Jahren 1780—1807 Samuel *Krieter* genannt. Die neue Regierung zog sogleich die Steuerschraube stärker an, so daß sich die öffentlichen Abgaben fast um das Vierfache steigerten; ihre Einziehung blieb Sache des *Amtmanns*. Eine Steuereinschätzung des Amtes *Wormditt* vom Oberpräsidenten *Domhardt* ergab für das zugehörige platte Land i. J. 1773 folgende Statistik: 30 Dörfer, 320 Feuerstellen, 1840 Einwohner; 755 urbare Scharwerkshufen zu 8 Talern 60 Groschen, 377 urbare kulmische Hufen zu 3½ Talern und 640 Hufen Wald bringen an Domänenzins rund 6543 Taler, an Kontribution 1319 Taler, Kopfschuß 141 Taler, Mühlengefälle 245 Taler, Salzgefälle 368 Taler, Forstgefälle 493 Taler, Brauerei 306 Taler, insgesamt 9417 Taler.

Das kulmische Recht, das die Stadt seit ihrer Gründung genoß, gewährte der Selbstverwaltung der Bürgerschaft weiten Spielraum. Das Organ dieser kommunalen Regierung war das Kollegium der Ratsmänner, an deren Spitze die beiden *Bürgermeister* standen. Der Rat übte die Markt- und Straßenpolizei, führte öffentliche Bauten aus, verfügte über die Stadtländereien, schlichtete Streitigkeiten unter den Bürgern; vor ihm wurden Kauf, Verkauf, Tausch und Schenkung des Besitzes der Bürger vollzogen. Wie uns eine Urkunde von 1388 lehrt, setzte sich damals das Ratskollegium aus zwei Bürgermeistern (*Johann Große*, *Bürgermeister*, *Heint. Scherer*, sein *Kompan*) und sechs weiteren Ratsherren zusammen. Ebenso viele Mitglieder umfaßte der Rat noch vierhundert Jahre später, i. J. 1772, wozu noch die kundige und einflußreiche Persönlichkeit des *Stadtschreibers* kam.

Die Wahl der *Bürgermeister* bedurfte sicherlich von Anfang an der bischöflichen Bestätigung. Einen interessanten Einblick in die ungeklärten Rechtsverhältnisse bei der Wahl gibt uns ein wichtiger Erlaß des Bischofs *Rudnicki* vom 26. April 1610. Nach dem Tode des *Wormditter Bürgermeisters Ringer* hat der Rat wie üblich durch eine Abordnung den bischöflichen Landesherrn um freie Kür. Nachdem dieser „aus Gnaden“ seine Einwilligung erteilt hatte, wurde der Ratsverwandte *Simon* durch die Stimmen der „Gemeinde“ und nicht des Rates zum *Bürgermeister* erkoren. Es kam darüber zum Streit, in dem der Neugewählte auf sein Amt verzichtete und der Bischof zur Klärung der Rechtslage einen Termin in seinem *Heilsberger Schloß* anberaumte. Als Vertreter erschienen der Ratsverwandte *Berger* und der *Stadtschreiber Martinus Petronius*, als Vertreter der

ganzen Gemeinde der Schöppenmeister Junk und Peter Teichert, einer der Zwölfmänner. Die Ratsabordnung wollte aus einem alten Buch den Beweis führen, daß die Bürgermeisterwahl beim Rat stünde, während die Gemeindedeputierten eine alte Gewohnheit für sich anzogen. Um solchen Irrungen und Gefahren in Zukunft zu steuern, bestimmte Bischof Rudnicki folgendes: Bei Vakanz des Bürgermeisteramtes soll der Rat dem Landesherrn beizeiten Anzeige erstatten, worauf dieser die freie Kür genehmigen wird. Dann soll der Rat allein in Anwesenheit des Burggrafen aus seiner Mitte zwei bis vier tüchtige, qualifizierte Personen erwählen und dem Bischof präsentieren; dieser wird darauf aus der vorgeschlagenen Liste das neue Stadtoberhaupt ernennen und bekräftigen. Die Wahl der Ratsgenossen oder Schöppen, guten Männer und anderen Beamten soll beim Rat verbleiben, jedoch so, daß wie von alters um jährliche freie Wahl bei dem Landesherrn gebeten werden muß. Aber auch jetzt stand den Ratsmitgliedern nur ein Vorschlagsrecht zu. Sie reichten bei Vakanz im Rat eine Liste von drei Kandidaten aus der Gemeinde ein, aus denen der Bischof den Mann seines Vertrauens erkor und durch eine besondere Urkunde ernannte. Bei besonders wichtigen städtischen Angelegenheiten, wie Kontributionen, berief der Rat die Zwölfmänner, Zehnmänner oder Guten Männer, einen Gemeindeauschuß von zehn bis zwölf Mitgliedern, zur Verhandlung. Die Bestimmung der Bistumslandesordnung von 1526, daß nicht mehr als 32 Bürger zu Beratungen zusammentreten durften, galt wohl nur vorübergehend. Bei der alljährlichen Verlesung der Stadtwillkür z. B. sollte ausdrücklich „die ganze Gemeinde“ einberufen werden.

Den einzelnen Ratsmitgliedern (Ratsverwandten) waren bestimmte Aufgaben zugewiesen. So bekleidete i. J. 1772 der zweite Bürgermeister Gerik das Amt des Inspektors der Stadtfelder; der 72jährige Ratmann Rohfleisch, von Profession Grobschmied und bereits 32 Jahre im kommunalen Dienst, war Stadtkämmerer, Bergmann Stadtrichter, Schnigenberg Inspektor der Feuerordnung, Zander Provisor der städtischen Ziegelscheune am Oberteich, der Kiemer Wasserzier Wettrichter (dieser entschied kleine Streitigkeiten, z. B. über Nahrungs- und Genußmittel, Maß, Gewicht und dergl.), und dem jüngsten Ratsherrn Joh. Berent (38 Lebens- u. 3 Dienstjahre), einem Schwiegerjohn des zweiten Bürgermeisters, unterstand der äußere Kirchenbau, zu dem die Städter zwei Drittel, die eingepfarrten Dörfer ein Drittel beitragen mußten.

Alle diese Ratsverwandten, auch der präsidierende Bürgermeister oder „der Herr Präsident“ Joh. Lichton (dessen i. J. 1801 verstorbenen Sohn Kasimir übrigens der einzige Wormditter Kommerzienrat geworden ist), übten ihre Tätigkeit ehrenamtlich aus, gingen also nebenher als Handwerksmeister, Ackerbürger oder Kaufleute den Geschäften ihres Berufes nach. Ihre Besoldung bestand lediglich aus Sporteln. So erhielt der präsidierende Bürgermeister jährlich zwei Fuder Heu, fünf Achtel Holz aus dem Stadtwald, bei Käufen und Teilungen sechs Floren (etwa sechs Mark), bei Annahme eines Auswärtigen zum Bürger drei Floren, eines Einheimischen 45 Groschen, von jedem Fuder, das mit Fischen, Grütze oder Butter zum Verkauf in die Stadt kam, sechs Groschen (= 24 Pfennige), dazu bei den Leinwand-, Kram-, Vieh- und Pferdemarkten ein gewisses Stand- und Torgeld und Gerichtsporteln. Die Ratmannen insgesamt teilten sich in die 72 Floren, welche die „Fleischhackermeister“ als Talgzins entrichteten, und in die sog. Jahrgelder, die einige junge Meister bezahlen mußten, wozu noch für jeden ein Fuder Heu aus dem städtischen Roggarden, 300 Ziegel aus der städtischen Ziegelscheune, drei Gänse und sechs Hühner kamen. Schließlich hatte jedes Ratsmitglied das Vorrecht, ein Gebräu Bier zu brauen, ohne davon Accise und Braupfannengeld zu zahlen, und neben dem Wachs aus den städtischen Bienenstöcken erhielten sie zu Lichtmeß auf Kosten der Kämmereikasse eine Wachskerze, obwohl der Heilsberger Landvogt i. J. 1746 diesen Brauch hatte abschaffen wollen.

Über die Kämmereikasse liegt eine interessante Verhandlung vom Jahre 1612 vor. Der energische, in Verwaltungssachen sehr eigene Bischof Rudnicki war am Sonnabend, 28. Juli von seinem Schloß Schmollainen in Wormditt eingetroffen, hatte den Sonntag der Andacht gewidmet und für Montag den Rat und die Zehnmänner in seine Burg zur Rechnungslegung vorgeladen. Etwas unsicher erschienen die Stadtvertreter vor dem gnädigsten Herrn und wiesen ihm an Hand ihrer Rechnungsbücher die Einnahmen und Ausgaben der Kämmerei nach. Aber dem Bischof mißfiel die große Unordnung, das Durcheinander der Buchführung höchlichst, er konnte aus den unübersichtlichen Aufrechnungen nicht klug werden, und so entließ er die Erschienenen ungnädig mit dem Befehl, am folgenden Tage wiederzukommen und eine klare, nach Positionen geordnete Übersicht über den Kassenstand von 1602—10 vorzulegen. Da setzten sich die Ratsherren mit sorgenden Mienen in ihrer Amtsstube zusammen und grübelten und rechneten, um den gestrengen Herrn Bischof zufrieden zu stellen. Und am Dienstag konnten sie ihm nachweisen, daß sie wäh-

rend der letzten 9 Jahre insgesamt 17 032 Mk. 8 Groschen und 5 Pfennige eingenommen, 16 205 Mark und 16 Groschen ausgegeben hatten. Im Jahre 1611 hatten sich die Einnahmen auf 1981 Mark 6 Gr. 3 Pf., die Ausgaben aber auf 2456 Mark 2 Gr. 6 Pf. belaufen, so daß der vorher verbliebene Überschuß hatte herangezogen werden müssen. Der Bischof ließ es für die Vergangenheit dabei bewenden, ermahnte aber den Rat, für die Zukunft den Etat sorgfältig auszubalanzieren und die einzelnen Posten gesondert nach Einnahmen und Ausgaben aufzurechnen. Die Ratsmänner versprachen das und entschuldigten sich damit, daß sie ihre bisherige Buchführung von ihren Vorgängern übernommen hätten, daß sie im übrigen auch die Ausgaben nicht schlecht zum Besten der Stadt verwendet hätten. Im Jahre 1772 rechnete die Stadt ungefähr mit folgendem Etat: **Ungewissen Einnahmen:** Hufen- und Grundzins vom Stadtdorf Bürgerwalde rund 474 Fl., Zins von Talbach für die 2½ Bendauffer Stadthufen 66 Fl., Zins vom Stadtkrug 66 Fl., von zwei Stadtmälzern Zins zum städtischen Mälzhaus 100 Fl. **Ungewissen Einnahmen:** Accise fürs Bierbrauen 600 Fl., Braupfannengelder (fürs Entleihen der städtischen Braupfanne an die zum Brauen Berechtigten) 100 Fl., Stadtgrundzins, der von den Inhabern der vorstädtischen Wohnhäuser, der kleinen umliegenden Gärten, der sandigen Ackerstücke, der Rathausbuden, der Schuh- und Bäckerbänke im Dezember eingesammelt wurde, 300 Fl., Stadtbudenmiete 100 Fl. überdies hatte jeder Leinwandsaufkäufer im Leinwandsmarkt 3 Fl., ein Fremder, der das Bürgerrecht gewann, 20 Fl., eines einheimischen Bürgers Sohn 3 Fl. an die Stadtkasse zu zahlen.

Von diesen Einnahmen waren alljährlich zu Martini rund 91 Fl. Grundzins von den Stadtgründen zur fürstbischöflichen Tafel ins Schloßamt abzuliefern. Zum gleichen Termin hatte jeder Hufenbesitzer für die Hufe 20 Groschen, jeder Hauswirt von seiner Feuerstelle 4 Groschen Rauchgeld der Landesherrschaft zu entrichten. Von der polnischen Krone wurden häufig außerordentliche Steuern (Accise in den Städten, Agrarien auf dem platten Lande) erhoben. So bewilligten z. B. die ermländischen Städte auf dem Heilsberger Landtag i. J. 1593 der polnischen Krone eine doppelte Bierzeise auf ein Jahr, d. h. von jedem Scheffel Malz 4 Schilling, im Jahre 1614 wegen polnischer Kriegsrüstungen eine Kontribution, bei der jedes ganze Haus 40 Groschen, jedes halbe 20, jedes viertel 10 Gr., jede Bude und Wohnung 7½, die Hafengebuden 12 Groschen aufbringen mußten. Für die Vorstädte wurde es den Magistraten freigestellt, von jedem Haus 12 Groschen einzuziehen. Die Rauchgelder, die jeder Hauswirt von seiner Feuerstelle be-

zahlen mußte (4 Groschen), erhielt der Landvogt, wenn er alljährlich das Landgericht abhielt, dazu ein Ehrengeschenk von 4 Dukaten von der Kammereikasse. Außer der Bestreitung der laufenden kommunalen Bedürfnisse hatte die Stadt die Verpflichtung, die Pfarrei und die übrigen Geistlichen- und Kirchenbedienten-Wohnungen, sowie „ihrer Nahrung und Zufuhr halben“ die halbe Passargebrücke bei Wagten zu bauen und zu unterhalten und auch den Weg und das Ufer an der Sportehner Brücke instand zu halten.

Als Wormditt preußisch wurde, erhöhte sich sofort der Steuerdruck um das Drei- bis Vierfache. Für 1773 setzte Oberpräsident D o m h a r d t folgende Steuern an: Wormditt mit 1680 Einwohnern und 210 Feuerstellen soll an Accise 4200 Taler, an Servis 1120, an Kopf- und Hornschuß 84, an Mühlengefallen 224, an Salzertrag 336, an Lizenz- und Zollgefallen von den einkommenden Waren 250, insgesamt 6214 Taler zahlen, dazu noch eine Kontribution auf die städtischen Ländereien von 543 Tl. Stempel-, Karten-, Musik-, Post- und Tabakssteuern brachten dem preußischen Fiskus weitere Einkünfte. Da der Staat eine Anzahl indirekter Steuern, die die Kommunen bis 1772 selbst genutzt hatten (Bier-, Brot-, Fleischtaxen), für sich beanspruchte, erlitten die Städte bedeutende Einbuße an ihren Einnahmen: Wormditt wies für 1773 bei einer Kammereieinnahme von rund 698 und einer Ausgabe von 1067 Tl. ein Defizit von 369 Tl. auf; deshalb mußte die Regierung aus ihren Accise-Einnahmen einen Betrag zur Bilanzierung des städtischen Stats überweisen, der i. J. 1773 291 Tl. ausmachte, also zur Deckung des Kassenminus nicht völlig ausreichte.

Einer sorgfältigen Kammereirechnung von Trinitatis 1788—89, die der Stadtkämmerer und Kassenkontrollleur J o h. B e r e n t erstattet hat, entnehmen wir folgende Angaben: Vor Übernahme seines Amtes i. J. 1774 hat er der ostpr. Kriegs- und Domänenkammer eine Kautionsurkunde über sein Stadtgrundstück in Höhe von 400 Tl. einreichen müssen. An ständigen Gefällen kommen ein: an Grundzins von Häusern und Buden, Ställen und Hinterräumen, Scheunen mit und ohne Gärten, von Hufen und Gärten, der Tuchmacher-Walkmühle und der Schuster-Lohmühle, an Rauchgeldern, Bäcker- und Schusterzins, an Kanon vom Stadtkrug, den Malzhäusern, der untersten Tor-schreiberei, zehn Stadtwohnungen, für Ratsäcker, Wiesen und Gärten, an Kanon für die städtische Ziegelei, für die Tuchmacherrahmen unter der Pforte an der Stadtmauer und den Stadtstall insgesamt 802 Taler. An unbeständigen Gefällen werden aufgeführt: Scharwerksgelder vom Stadtdorf Bürgerwalde, Bürgerrechtsgelder, Meisterrechtsgelder, von elf

Töpferkammern 72 Taler. Von Zeit- und Pachtgefällen für Roggärten, Wiesen, von der Stadtwaage, dem Bürgerwalder Krug, von Äckern und Gärten, der Bleiche, von Stand-, Markt- und Torgeld, für die Grüze- und Mehlstöße, an Mieten für Kammereiwohnungen 232 Tl. Ausstehende Kapitalien, die zum Teil bei der königl. Bank in Königsberg, teils bei städtischen Bürgern, bei ländlichen Besitzern und der Stadt Frauenburg ausgeliehen waren (über 2400 Taler), ergaben 103 Taler Interessen (Zinsen). Strafgeelder waren in jenem Jahre nur 5 Taler von einem Westfalen eingekommen, für eine Kopfwunde, die er einem Dienstknecht beigebracht hatte. Holz- und Jagdgefälle trugen 68 Taler ein, der Titel Insgemein und Extraordinär 38 Tl., darunter Konzins von elf Töpfern, Bankenzins von 14 Bäckern und 33 Schuftern, Schnittgeld von 34 Tuchmachern, Benutzung der Stadtmauer für die Seilerbahn, des Plazes auf dem Rathause durch einen Luftspringer, für versteigerte Wolfsbälge. 600 Tl. waren an Kapitalien zurückerstattet. So schlossen die Einnahmen mit 2195 Talern ab.

Die Ausgaben-Nachweisung ist im einzelnen noch von größerem Interesse. Wir erfahren aus ihr den gesamten Bestand der damaligen Kommunalbeamten. Das 1. Kapitel gilt den Besoldungen. Folgende Magistratspersonen sind darin aufgeführt: Polizei- und Justizbürgermeister Weßler Gehalt nebst Zulagen 216 Tl., Stadtkämmerer und Ratsverwandter Berent 100 Tl. und 6 Tl. für Schreibmaterialien, Stadtschreiber Thater 16 und 15 Tl. für Schreibmaterialien, die Ratsverwandten Lighton 50 und Knoblauch 40 Tl. Von Stadtbedienten werden genannt: Ratsdiener Broßmann 24 und 5 für Wohnungsmiete, Stadtdiener Melich und Baumann je 12, Waldwart Gehrman in der Oberheide 10, Schulz in der Hl. Geistheide 6, Bludau und Bloß in der Meile zusammen 3, Braun und Kretschmann im Buchwald zusammen 5 Tl. 70 Gr., Bloß in der Schönheide 3 Tl. 50 Gr. Der Spritzenmeister Rubinski erhält 4, die Spritzmeister Lehmann und Seidel je 2, der Röhrmeister Bönigk 10 und 6 für die verlorene freie Wohnung, Garten und Rodeacker; Stadtmusikus Edert erhält 12 Tl. 44 Gr., die zwei Hebammen Thielin und Nuttreichin je 3 und je 3 Tl. Wohnungsentuschädigung, der Uhrsteller Hirschberg 10 Tl. 4 Gr. Auf Spezialverordnung erhalten schließlich noch der Departementsrat, Kommissar, Kammer-Fiskal und pensionierte Polizeibürgermeister Gratifikationen von 48 Tl., so daß auf diese Besoldungen 784 Tl. entfallen. Der Titel „Geistliche, Kirchen und Schulbediente“ umfaßte 53 Tl. für Prozessionen der Gemeinde und für den evgl. Schullehrer, der folgende an Praestandis 72 Tl., und

zwar Leistungen an Grund- und Hufenzins an das Domänenamt Wormditt, Rauchgelder an die ostpr. Justizämter-Sportelkasse, für die Feuersozietät als Prämie für die öffentlichen Gebäude und als Almosen an die städtische Armenkasse. 172 Tl. entfielen auf Bau- und Reparaturkosten, 13 Tl. auf Reinigung der Straßen und die Beschaffung von drei trepierten Ferkeln und einem Kalb, 4 Tl. für Briesporto und Botenlohn, 7 Tl. auf Einschlag und Anfuhr von Brennholz für das Rathaus.

58 Tl. beansprucht die Position „Insgemein und Extraordinär“, darunter Ausgaben für preußische Gesetzbücher, die ostpreußischen Intelligenzblätter, Insertionsgebühren, Reparatur der Rathausuhr, Aufheisen des Röhrenbrunnens, Lichte für die Bürgerwache, Instandsetzung von Feuergeräten, Prämien für einen alten und fünf junge Nestwölfe (5 + 5 T.). Einschließlich eines vom Vorjahre übernommenen Bestandes verblieben am Ende des Rechnungsjahres 1024 Tl. in der Kämmereikasse, die freilich zum größten Teil für den Bau einer Schleuse an der Walkmühle verwendet werden mußten.

Wie sehr tritt der Wechsel der Zeit in der Kämmereikasse in Erscheinung, die 1912 mit einem Jahresetat von rund 100 000 Mark Einnahmen (darunter Überschuß aus der Forstverwaltung 25 000 Mark) und ebensoviel Ausgaben (darunter 27 000 Mark Verwaltungskosten, 22 500 Mark für Kirchen- und Schulzwecke, 7600 Mark für die Polizei, 7400 Mark für die Armen) abschloß. Der Haushaltsplan für 1930 erreicht aber fast die Höhe von 900 000 Mark und unterscheidet folgende Einnahmen und Ausgaben:

	Einn.	Ausg.
Allgemeine Verwaltung . . . . .	33 515 Mk.	71 000 Mk.
Polizeiverwaltung . . . . .	5 850 „	29 482 „
Bauverwaltung . . . . .	4 100 „	34 989 „
Forstverwaltung . . . . .	72 900 „	63 255 „
Elektrizitätswerk . . . . .	119 525 „	65 400 „
Kanalverwaltung . . . . .	15 145 „	7 100 „
Schlachthaus . . . . .	10 700 „	10 700 „
Wasserwerk . . . . .	39 350 „	22 700 „
Volksbildung . . . . .	87 534 „	215 037 „
Wohlfahrtspflege . . . . .	129 265 „	189 590 „
Finanzverwaltung . . . . .	370 783 „	181 413 „
	<u>888 667 Mk.</u>	<u>890 666 Mk.</u>

Das Richteramt innerhalb der Ringmauer hatte anfänglich als erster städtischer Schultheiß der Lokator Wilhelm ausgeübt; sein Amt war erblich, ihm standen die Strafgefälle der kleinen Gerichte, d. h. die Geldbußen bis vier Schillinge, ganz, von den übrigen ein Drittel zu. Aber schon der Schwiegerohn des ersten Schulzen namens

Martin verzichtete gegen Geld und gute Worte auf diese Würde und seinen Besitz zu Gunsten des Bischofs Hermann, dessen Nachfolger Johann I. von Meißen das Schulzenamt wiederum i. J. 1351 gegen eine bestimmte Geldsumme der städtischen Gemeinde überließ. Diese übertrug die richterlichen Befugnisse vermutlich einem Bürger ihrer Wahl, dem bald ein Kollegium von drei Schöppen zur Seite trat. Beim Übergang des Ermland an Preußen gehörten außer dem vorsitzenden Stadtrichter Bergmann aus dem Ratkollegium der Schöppenmeister Sztrypski und sechs Schöppen (Fleischhauer Later, Jos. Hosmann, Tuchmacher Eckert, 77 Jahre alt, 13 Jahre im Dienst, Ant. Hausstein, And. Plätzwich mit 39 Lebens- und elf Dienstjahren, schließlich Franz Kowalt) zum Schöppengericht. Niemand von ihnen war rechtsgelehrt, aber jeder suchte nach Vernunft, Billigkeit und Gewohnheit gemäß dem kulmischen Landrecht ein gerechtes Urteil zu fällen.

Die Wahl der Schöppen (Gerichtsverwandten) erfolgte ebenso wie die der Ratmänner, indem der Bischof auf Grund einer vom Räte eingereichten Kandidatenliste von drei tauglichen Gemeindemitgliedern die Entscheidung traf. So heißt es in einer Ernennungsurkunde des Bischofs Grabowski vom 31. Oktober 1757 an den Vormditter Rat: „Aus denen dreien von der Bürgerschaft, welche zu der nach Absterben Michaelis Knobloch bey Euch erledigten Stelle in der Schöppenbank Uns unterthänigst vorgetragen, haben wir Joseph Later hierzu gnädigst benennen wollen. Wie wir dann aus Landesherrschafftlicher Macht Ihn vermöge dieses unsers offenen Briefes zum Schöppen ernennen und bestätigen. Ergeheth dannenhero an Euch und dasige Bürgerschaft Unser Befehl, erwähnten Later, wenn er erstlich das Gewöhnliche geleistet (Einführung und Vereidigung), davor zu erkennen und alle einem Schöppen gehörige Gefälle zukommen zu lassen. Hieran geschiehet Unseres Gnädigsten Willens Meynung und Curer Pflicht ein schuldigstes Genügen.“ Ihr Ehrenamt brachten den Schöppen nur einige Sporteln ein, die sich für jede Sitzung insgesamt auf 1 Fl. 10 Gr. (1,40 Mk.) beliefen, wovon der Stadtrichter etwa ein Drittel erhielt, während die übrigen Besitzer das zweite und der vereidigte Stadtschreiber und der Stadtdiener das letzte Drittel unter sich verteilen mußten.

Die Civilsachen, wie Streitigkeiten über Eigentum und Kontrakte, Vormundschafts- und Testamentsachen, wurden von dem präsidierenden Bürgermeister abgeurteilt. Die erste Instanz bildete der Rat, dem der Bürgermeister schwierige Fälle selbst unterbreitete. Im allgemeinen gab sich der Kläger mit dieser Entscheidung zufrieden; wollte er dagegen Berufung einlegen, so mußte er sich an den Bischof

wenden. Dessen Beauftragter, der Landvogt, bereiste alljährlich im Frühjahr und Herbst sämtliche Bistumsämter und erledigte dabei alle Appellationsfachen an Ort und Stelle. Der präsidierende Bürgermeister hatte auch die Waisenspflege unter sich. War ein Ehetheil gestorben, so brauchte der überlebende mit den Kindern nicht eher Schichtung zu halten, als bis er sich wieder verheiratete. Waren beide Eltern gestorben, so mußte der Rat einen Vormund für die Vollwaisen bestimmen, falls nicht schon testamentarisch dafür Vorsorge getroffen worden war. Kirchen- und Waisengelder durften auch als Hypotheken nur mit Erlaubnis des Bürgermeisters geliehen werden, der für die Sicherheit des Kapitals selbst haftbar gemacht werden konnte; diese Forderungen galten als bevorrechtigt. Testamente wurden entweder vor zwei Schöppen und dem Notar angefertigt oder von dem Erblasser dem Gericht übergeben. Ein Wechselrecht war im Ermland bis zur preussischen Zeit unbekannt. Bei Konkursen wurde nach Abzug der Kirchen- und Waisengelder eine Gläubigerversammlung einberufen. Die Subhastation erfolgte in drei Terminen, die monatlich aufeinander folgten.

Das Kriminalgericht um Hals und Hand unterstand zunächst dem für jedes Kammeramt bestehenden Landgericht unter Vorsitz des bischöflichen Landvogts und wurde erst in späteren Jahrhunderten den Schöppengerichten übertragen. Deren Urteil in „peinlichen und Halsfachen“ bedurfte der Bestätigung des Heilsberger Landvogts, der das Urteil mildern, wie verschärfen durfte. Bischof Grabowski (1741 — 66) mischte sich selbst in die Kriminaljustiz nicht ein, sein Nachfolger Krasicki wandelte jedesmal die Todesstrafe in eine Zuchthausstrafe um. Für seine oberrichtliche Tätigkeit erhielt der Landvogt von den einzelnen Städten sog. Rauchgelder, von denen ein kleiner Teil an den Heilsberger Scharfrichter entfiel. Das Schöppengericht wurde „verbotten“, sobald ein Missetäter ergriffen war. Die Schöppen saßen gemäntelt an der Schöppenbank; der Richter leitete die Verhandlung und verkündete das Urteil; der Stadtnotar führte das Protokoll und fertigte das Urteil aus; Advokaten gab es nicht. Um den Angeklagten zum Geständnis zu bringen, bediente man sich nach den Anzeichen der Schuld und nach dem Ermessen des Richters in leichteren Fällen des „Kantschu oder einer ziemlichen Karbatsche“, bei schweren Vergehen des sog. Robban, eines vier Finger dicken, langen Strickes. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde auch die Folter angewendet, bei der die Inquisiten durch Anziehen der Daumenschrauben oder Anlegen der spanischen Stiefel zum Schuldbekennnis gezwungen werden sollten. Wurde auf

die Todesstrafe erkannt, so wurde diese am Hochgericht vom Scharfrichter vollzogen. In Wormditt war der Galgenberg an der Jerusalemkapelle die Richtstätte für die schweren Verbrecher. Das Enthaupten mit dem Schwert galt als die ehrlichste Todesstrafe, der Kopf des Delinquenten wurde auf einen Pfahl genagelt. Rückfällige, schwere Diebe wurden gehenkt, Mörder und Brandstifter gerädert oder, wie die Hexen, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Noch i. J. 1747 wurde eine anscheinend hysterische oder geistesranke Frau aus Elditten, die wiederholt ihre Gemeinschaft mit dem Teufel bekannte, mit dem sie auch zum Herentanzplatz geflogen sein wollte, von der Wormditter Schöppenbank zum Feuertode verurteilt; doch wurde die Strafe gemildert, indem diese letzte ermländische Hexe zur Enthauptung begnadigt, ihre Leiche aber verbrannt wurde. Selbst im Tode hatte der arme Sünder vor der harten Gerechtigkeit der alten Zeit nicht Ruhe. Tagelang hingen die Leichen der Gerichteten am Galgen. Kamen in der Dämmerung die Fremden von Wagten her zur Stadt, so bekreuzten sie sich ängstlich, wenn sie die unheimliche Stätte passierten, wo gelegentlich heisere Raben krächzten und die ausgedörrten Gebeine der Gehängten im Winde klapperten. Und daß es noch heute an der Jerusalem-Kapelle mitternachts nicht geheuer ist, daß es spukt, weiß jeder echte Wormditter. Auf ungeweihter Erde, wenn auch in der Nähe eines Kreuzes, des Zeichens des barmherzigen Erlösers, wurden die Hingerichteten ohne Gebet und Segen verscharrt.

Natürlich brauchte das Schöppengericht nur in seltenen Fällen die Todesstrafe zu verhängen. Häufiger wurden körperliche Strafen, Verstümmelungen, Züchtigungen oder auch der Pranger, an dem der Übeltäter dem Gespött schadenfroher Gaffer ausgesetzt war, zuerkannt. Mit Freiheitsstrafen wurden die kleineren Vergehen geahndet. Wie in anderen ermländischen Städten gab es auch in Wormditt zwei oder drei Gefängnisse in den Türmen der Stadttore, eins für leichtere Fälle, die anderen für schwerere. Die zur Untersuchung eingelieferten Missetäter saßen in finsternen Turmverliehen, die zwei bis drei Mann hoch und nicht ausgepflastert waren. Erst 1732 wurde in Menstein ein Zucht- und Arbeitshaus erbaut. Nicht gerade häufig erkannte der Schöppenstuhl auf Entziehen des Bürgerrechts, Verweisung aus der Stadt oder aus dem Bistum, womit noch der Staupenschlag verbunden war. Bei großen Diebstählen wurde der Landesverweisung bisweilen die Brandmarkung zugesügt. Am leichtesten waren die Geldstrafen, von denen der Bischof zwei Drittel zog, während das letzte Drittel zur Instandhaltung der Gefängnisse verwendet wurde.

Wegen seiner zentralen Lage wurde Wormditt schon im 14. Jahrhundert für die Abhaltung des „Landgeherten Dings“ des ermländischen Lehnsadels bevorzugt. Hierbei versammelten sich unter dem Vorsitz des Landrichters die 12 Landschöppen, um privatrechtlichen Verträgen ihrer Adelsgenossen, Verkäufen, Erbteilungen, Schenkungen und dergl. die verbindliche Rechtskraft zu verleihen, um aber auch zugleich Streit- und Kriminalfälle unter dem ermländischen Land- und Stadttadel zu schlichten und abzuurteilen. Im Jahre 1348 war der Sommerpalas der Wormditter Bischofsburg die Dingstätte, 1388, 1402 und 1407 das Haus des hiesigen Stadtschulzen. Im Jahre 1415 berief der Hochmeister Michael Küchmeister eigenmächtig die 12 ermländischen Landschöppen und 12 weitere Schöppen vom Adel und den Städten nach Wormditt zu einem kulmischen Landding, um den verdächtigten Braunschberger Rat wegen der Ermordung des Landesritters Ambrosius von Huntenberg zur Verantwortung zu ziehen. Späterhin führte in Kriminalsachen unter Edelleuten der Heilsberger Landvogt den Vorsitz; zum Gerichtshof bestimmte der Bischof Kommissare vom Adel und von den Städten.

Die Mitglieder des Rates und der Schöppenbank bekleideten ihr Amt, sofern sie nicht strafweise abgesetzt wurden, lebenslanglich. Sie genossen eine gewisse gerichtliche Exemption und wurden später in Kriminalfällen von dem Heilsberger Landvogt oder Offizial abgeurteilt, der die Schöppen einer beliebigen Stadt zuziehen konnte. Ein interessantes Beispiel für die ernsten moralischen Anschauungen jener Zeiten sei hier eingeflochten: i. J. 1750 wurde der eine Wormditter Bürgermeister wegen doppelten Ehebruchs angeklagt und von dem Offizial (dem geistlichen Richter des Bischofs) nach eingehender Untersuchung zu folgenden Strafen verurteilt: Zunächst wurde ihm das Betreten der Pfarrkirche auf acht Wochen verboten; während dieser Frist mußte er im Stifte Krossen mit Fasten und Beten Buße tun, bis er von dem dortigen Kommendarius die Lossprechung erhalten konnte. Ferner wurden ihm auf zwei Jahre alle Würden und Rechte des Bürgermeisters und Ratsverwandten aberkannt, und schließlich mußte er dem bischöflichen Fiskus 150 Mark zu wohlthätigen Zwecken und ebensoviel dem Gatten der schuldigen Frau zahlen, zumal diese auf mehrere Wochen nach Elbing geflüchtet war und ihren Haushalt verabsäumt hatte. Diese selbst wurde ebenfalls mit dem Interdikt belegt, d. h. sie durfte nicht die Pfarrkirche betreten, bevor sie öffentlich Buße getan hatte. Sie mußte an drei Tagen während der Frühmesse unter dem Glockenturm knien, Sonntags mit

einer Kerze in der Hand, die beiden nächsten Morgen ohne Kerze. Dann konnte sie nach reumütiger Beichte losgesprochen werden, mußte ihrem Gatten vor dem Ortspfarrer nochmals Treue und Gehorsam geloben und drei Jahre lang den Mittwoch als besonderen Fasttag beobachten. Nach Ablauf von zwei Jahren bestimmte Bischof Grabowski, daß der Straffällige, „wiewohl er eine viel härtere Strafe verdienet“, inzwischen hoffentlich gebessert, sein Bürgermeisteramt wieder antrete.

Die Ratmänner und Schöppen, aber auch die Guten Männer der Gemeinde und die Aelterleute der Gewerke wurden bei ihrem Amtsantritt auf Treue und Gehorsam gegenüber ihrem bischöflichen Landesherrn und zu gewissenhafter Pflichterfüllung zum Wohl der Stadt vereidigt. Zu Petri Stuhlfeier am 22. Februar war alljährlich der herkömmliche Kürtag. An diesem Termin wurden die Ämter unter den Ratsverwandten neu verteilt. Die beiden Bürgermeister, die ähnlich wie die beiden Konsuln im alten Rom an der Spitze der städtischen Verwaltung standen, wechselten alle zwei Jahre den Vorsitz. Sie mußten ebenso wie die anderen Ratmänner dem Magistrat und den Gemeindevetretern über ihre Amtsführung Rechenschaft ablegen, vor allem der Kämmerer über die Stadtkasse und die Finanzen. Soweit es sich einrichten ließ, leisteten neue Ratherrn und Schöppen, aber auch die jungen Bürger ihren Eid. Was Wunder, wenn da manche Tonne Freibier gestiftet und geleert wurde! Traf gar der Kürtag in den Fastnachtstrubel, so mochten die Bogen der Freude besonders hoch gehen.

Da die materiellen Erträgnisse der städtischen Ämter in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Zeit und Mühe standen, so konnten nur die reicheren und unabhängigen Bürger als Rats- und Gerichtsverwandte in Betracht kommen. Infolgedessen hoben sich gewisse Familien oder Geschlechter als städtisches Patriziat von der übrigen Bürgerschaft ab. Zum Verständnis der städtischen Privilegien und der Landesrechte und Gewohnheiten sowie für den Schriftwechsel mit der bischöflichen Kanzlei bildete eine gewisse Kenntnis der lateinischen Sprache die Voraussetzung. Fand diese auch schon als Kirchensprache in der Pfarrschule eine bemerkenswerte Pflege, so legten die wohlhabenderen Familien seit Ausgang des 16. Jahrhunderts doch darauf Wert, ihre Söhne zur weiteren Ausbildung den Jesuitenkollegs in Braunsberg oder später in Kößel anzuvertrauen. Für den Stadtschreiber oder Notar war naturgemäß der erfolgreiche Besuch einer solchen Schule unbedingtes Erfordernis. Der offensichtliche Vorrang, den Rat und Schöppen in der Gemeinde genossen, fand auch in dem prächtigen

Schöppenstuhl vom J. 1570 und in den Ratsstühlen im Gotteshause unter dem Orgelchor seinen Ausdruck. Der Michaelis- oder Totenaltar in der zweiten Kapelle des linken Seitenschiffes der Kirche wird i. J. 1622 Altar der Schöppen genannt. Aber ebenso erfreuten sich namentlich die Ratsherren nach außen hin als Repräsentanten der Stadt eines besonderen Ansehens. Zweifellos mußte es für Bürgermeister und Rat höchst schmeichelhaft sein, wenn sie von ihrem bischöflichen Landesherrn, dem „Durchlauchtigst Hochwürdigsten Fürsten und Bischof, dem gnädigsten Fürsten und Landesherrn“, als „Ehrsame, Liebe, Getreue“ (16. Jahrhdt.), später als „Ehrenfeste, Aichtbare (oder Fürsichtige), Liebe, Getreue“ angeredet und bevorzugt behandelt wurden, obwohl sie sich als „gehorsamst untertänigste Knechte“ bezeichneten (i. J. 1757). Ähnlich sprach sie der „Hoch- und Wohlgeborene Herr Landvogt des hohen Stiffts Ermland“ Franz von Bellegarde-Podgurski i. J. 1746 in einem Schreiben als „wohlehrenfeste und wohlweise Herren und sehr werthe Freunde“ an. Selbst in die preußische Zeit hinein reichte die huldvolle Anrede der neuen königlichen Regierung an den Rat: „Ehrbare, Weise, Liebe, Getreue.“

Hier seien einige Namen von Wormditter Bürgermeistern der bischöflichen Zeit aufgeführt, die sich als überragende Persönlichkeiten unter ihren Mitbürgern um das städtische und kirchliche Leben mehr oder minder reiche Verdienste erworben haben. Joh. Christani um 1343. Nikol. Bardyn um 1351. Engilbert um 1354. Joh. Große 1379, 1393. Junge Hermann 1406 und 1431. Heintr. Stapel 1431. Nik. Hubener 1442. Hans von Tüngen? 1451. Hans Garlaw 1520. Matheus Offenborn 1558—82. Josef Fox 1559. Kaspar Leyer (Lyrer) † 1588, dem sein Bruder Urban in der Vorhalle (Kapelle des hl. Nikolaus) ein größeres Denkmal mit einem lateinischen Trauergedicht errichten ließ. Anselm Lauterwald 1585 + 1615. Peter Radig 1588—1604. Urban Leyer 1595—1601. Johann Klinger 1601—10. Lukas Ernst 1611—26, dem das Unglück der Heimat beim 1. Schwedeneinfall das Herz brach. Karl Junge 1616—19. Michael Roman 1620—27?. Eustachius Kunigt 1628 + 63. Urban Gerig 1629. Joh. Junge 1634—1658. Joh. Wagner 1659 + 1701. Laurentius Roman 1661 + 67. Georg Hohmann 1666—86. Kaspar Tausch 1687—88. Georg Erenst 1689—1700. Peter Melzer 1698—99. Peter Anton Tausch 1700—14. Georg Michael Clert 1701—12. Laurentius Hoffmann 1713—23. Franz Gerig 1715—18. Joh. Kasimir Freitag 1718—34. Joh. Lichten (Lighton) 1723—24. Andreas Rising 1726 + 52. Anton Tausch 1731—39. Anton Rajetan Benquitt 1734—71. Christian Wilhelm Bergmann 1739—

45. Joh. Hosmann 1745 — 62. Kaspar Geritz 1762 + 88. Joh. Lichton 1772 — 84. Manche dieser Bürgermeister scheinen freiwillig von ihrem Amte zurückgetreten zu sein. Ins 15. oder 16. Jahrhundert sind wohl die im Totenbuch der Magdalenen-Bruderschaft aufgeführten Bürgermeister Nikolaus Gerschau und Benedikt Basener zu setzen.

Auch von den ehemaligen Stadtschreibern seien die folgenden genannt: Kaspar Grube um 1600. Martin Petronius um 1610. Andreas Heun um 1630. Peter Melker 1670 — 98. Joh. Freitag 1706 — 18. Joh. Lichton 1718 — 23 (zugleich Burgschreiber). Joh. Reichel um 1744. Paul Knobloch um 1746. Joh. Peter Tausch um 1752. Anton Kremki um 1757. Andreas Later 1766, noch 1792 als Stadtsekretär tätig. Manche von ihnen stiegen auch zum Bürgermeisteramte auf.

Als bei der ersten Teilung des ohnmächtigen Königreichs Polen (1772) das ermländische Bistum mit dem kraftvoll aufstrebenden Hohenzollernstaate Preußen vereinigt wurde, änderten sich die obrigkeitlichen Verhältnisse auch für die Wormditter Bürgerschaft von Grund auf. Fortan war der in Heilsberg, Oliva und später in Frauenburg (1837) residierende Bischof auf seine rein geistlichen, kirchlichen Machtbefugnisse beschränkt; die weltliche, landesherrliche Gewalt ging auf die preußischen Könige über, die eine völlige Neuordnung der städtischen Verwaltung und der Rechtspflege vornahmen. Zunächst wurden von der Regierung Fremde mit dem Amte des Polizei- und Justizbürgers in Wormditt beauftragt, so der Leutnant von L u n d t, der nach seiner Entlassung noch i. J. 1788 in Zinten eine lebenslängliche Pension von jährlich 10 Talern bezog, und Karl W o l l e n d t aus Br. Eylau, der in Königsberg studiert hatte und nach mindestens fünfjähriger Wirksamkeit i. J. 1780 starb. Daneben scheinen aber die bisherigen Bürgermeister Lichton († 1784) und Geritz († 1788) und der Bürgermeister Ignaz Schnigenberg (1775 — 82) gewisse Amtsbefugnisse beibehalten zu haben. Wollenbds Nachfolger war Andreas W e ß l e r aus Guttstadt, der 1774 17jährig die Albertina in Königsberg bezogen hatte und als junger Referendarius i. J. 1782 zum Stadtoberhaupt von Wormditt ernannt wurde; bis in den unglücklichen Krieg hinein hat er seines Amtes gewaltet. Während dieser ersten preußischen Zeit stand dem hauptberuflich tätigen Polizei- und Justizbürgermeister Wexler ein ebenfalls von der Regierung ernannter Rat zur Seite, der aus dem Stadtkämmerer, Stadtschreiber und zwei Bürgern bestand. Im November 1808 erließ die preußische Regierung die segensreiche Städteordnung, die noch heute unserer städtischen Verfassung zugrunde liegt. Die Justiz

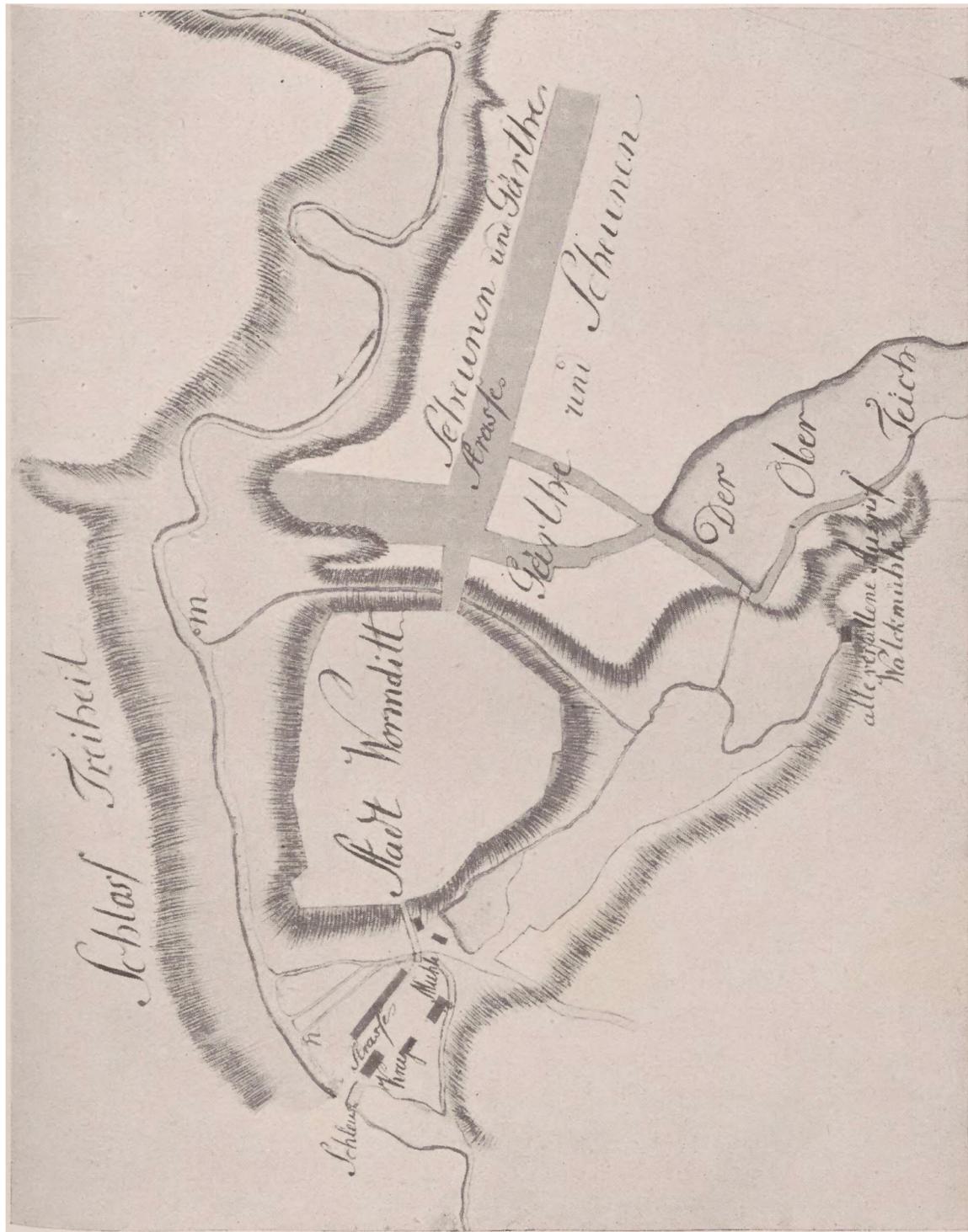
wurde nunmehr von der Verwaltung getrennt und einem rechtsgelehrten königlichen Kreis-, später Amtsrichter, heute Amtsgerichtsrat, übertragen. Die Leitung der städtischen Geschäfte kam an die Stadtverordneten und den Magistrat, an deren Spitze ein besoldeter, von der Regierung zu bestätigender Bürgermeister gewählt wurde. Der erste Bürgermeister der neuen Zeit war Ludwig Schorn (1809—13). Ihm folgten in seiner Würde Joh. August Milpacher (1813—20), Andreas Urra (1820—57), Jul. Rheindorff (1857—81), Ferd. Radtke (1881—84), Friedrich Frans (1884—1919), dem für seine verdienstreiche Amtstätigkeit vom König 1911 das Recht verliehen wurde, die silberne Amtskette zu tragen, und seit 1920 Otto Fedtke, dem in der besonders schwierigen Nachkriegszeit die Geschäfte der Stadt anvertraut sind.

### III.

## Von der Befestigung und Anlage der Stadt.

Im Mittelalter war jede Stadt zugleich eine Festung, deren tiefe Gräben und starke Mauern den Bürgern in jenen häufigen Kriegsnöten Schutz und Sicherheit bieten sollten. Auch die ersten Ansiedler von Wormditt trugen sogleich für ausreichende Verteidigungsanlagen Sorge. Zunächst galt es, die bereits von den Preußen richtig erkannte und ausgenützte günstige Lage des Ortes nach Kräften auszuwerten. Nach Norden und Westen bildete der Drenzenfluß ein willkommenes Hindernis für den Feind; im Osten schlängelte sich durch eine tiefe Schlucht mit starkem Gefälle der Stadtgraben von Carben her zur Drenzen. Hier half praktischer Blick der Natur nach, indem man durch einen hohen Damm das Wasser des Baches ein wenig oberhalb der Stadt zum Oberteich aufstaute.

Dieser ansehnliche Teich verstärkte einmal die Verteidigungslinie im Südosten; zum andern speiste er durch Schleusen nicht nur den östlichen Stadtgraben mit dem erforderlichen Wasser, sondern auch den südlichen, wo sich in der Nähe des Badertores ein kleiner, ebenfalls abgedämmter Stauteich, der Bader- oder Ruhteich, bildete. Seit 1558 diente der Oberteich auch zum Betriebe einer städtischen Tuchmacher-Walkmühle, die durch ein besonderes Wehr ihre Wasserkraft erhielt. Schließlich, und das war die Hauptsache, versorgte er durch eine hölzerne Rohrleitung die Brunnen der Stadt mit dem notwendigen Trinkwasser, da es eigentliche Tiefbrunnen damals noch nicht gab. Längs seines Staudammes führte die Straße nach Carben. So nützlich der Oberteich für die Stadt auch war, so bereitete



Lageplan der Stadt Wörmitt vom Jahre 1805.  
Nach der Original-Handzeichnung des ostpr. Kammer-Kondukteurs Düring im Stadtarchiv zu Braunsberg.



er ihr doch mehrfach schwere Gefahren und Not, Kosten und Arbeit. Bei Hochwasser im Frühling wurden wiederholt die Schleusen fortgerissen. So schwemmte Ende März 1786 das zügellose Element die Schleuse und Brücke an der Tuchmacher-Walkmühle weg und zerstörte diese selbst fast völlig. Trotz Wiederherstellungsarbeiten am Damm wiederholten sich diese Durchbrüche an der Walkmühle in den nächsten Jahrzehnten mehrfach. Zwecks Neuanlage einer Walkmühle an einer sichereren Stelle nahm deshalb der ostpreussische Kammerkondukteur Dü r i n g im Auftrage der königl. Kriegs- und Domänenkammer im Juni 1805 einen Situationsplan der Drewenz auf (s. den nebenstehenden Plan) und bezeichnete zwei Stellen der oberen Drewenz an dem sog. schiefen Grund als geeignet; doch kam es nicht mehr zur Verwirklichung dieser Pläne. Den brüchigen Damm gründlich zu erneuern, war bereits eine Menge Holz angefahren, als der unglückliche Krieg 1806/07 störend dazwischen trat. 1809 wurde dann an Stelle der beiden bisherigen Schleusen eine Hauptschleuse in der Mitte des Dammes angelegt. Am Palmsonntag, den 3. April 1814, erfolgte hier der letzte und verhängnisvollste Durchbruch. Durch heftige Regengüsse angeschwollen, riß das entfesselte Wasser im Damm eine Lücke von unten 36 und oben 88 Fuß Länge in einer Tiefe von 30 Fuß. Mit rasender Gewalt stürzte sich das verheerende Element einesteils zum Baderteich und von da über die Liebstädter Straße zur Drewenz, andernteils durch den östlichen Stadtgraben und die steinerne Brücke zum Fluß. Drei kleine Bohlenhäuser und Ställe am Badertor wurden weggespült, zwei andere stark beschädigt. Sechs Menschen ertranken in den wilden Fluten. Auch die Johannisbrücke wurde sehr beschädigt und mußte im nächsten Jahre gründlich ausgebessert werden. Um ähnlichen Unglücksfällen zu entgehen, führte man mit staatlicher Beihilfe einen festeren neuen Damm auf und verlegte die Schleuse mehr seitlich nach der sog. großen Schinderkaule (Abdeckerei) zu, wobei man an 200 Fuß Vorland gewann. Zur Schüttung des Dammes mußten durch die Wormditter Ackerbürger und die Bauern der benachbarten Dörfer etwa 20 000 Fuhren zu sechs Kubikfuß Erde geleistet werden. Als im August starker Regen einsetzte, fürchtete man neues Unheil und legte daher Nachtschichten ein. Die Schleusenarbeit führte der Spandener Mühlenpächter Kobizki für 253 Tl. aus. Seither hat der Oberteich wohl beim Baden und Schlittschuhlaufen manches Opfer gefordert, die Stadt aber von größeren Katastrophen verschont.

Der B a d e r = oder R u h t e i c h vor der Südwestecke der Stadt, durch Aufstauen des südlichen Stadtgrabens durch den Damm der Liebstädter Straße gebildet, diente

ebenfalls Verteidigungszwecken. In der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember 1462 fanden bischöfliche Mannen, welche die Stadt ihrem rechtmäßigen Herrn zurückerobern wollten, in dem nur mit einer schwachen Eisdecke überzogenen Teich ein kaltes Grab. Bei der Belagerung und Beschießung der Stadt durch den letzten Hochmeister Albrecht (18. bis 24. November 1520) wurde der Baderteich vom Feind abgestochen. Als darauf ein Sturm gegen das untere Tor und die Südmauer unternommen wurde, blieben eine Anzahl Knechte in dem Schlamm des Teiches, den sie trocken glaubten, stecken und kamen um. Noch nach langen Jahren förderten die Städter beim Fischen im Baderteich allerlei eiserne Geräte, wie Reste von Waffen und Rüstungen, mit ihren Netzen zutage. Zugleich lieferte dieser Teich, wie sein Name sagt, der dem Mittelalter unentbehrlichen Badestube an seinem Ufer das notwendige Wasser und wurde auch als Viehtränke für die Stadtherde benutzt. Die städtische Badestube wird bereits in der Handfeste v. J. 1359 erwähnt; damals teilten sich der Landesherr und die Stadt in die Einnahmen daraus. Im Jahre 1376 war diese Badestube schon gänzlich verfallen; der Bischof verzichtete fortan gegen eine Pauschalabfindung auf den halben Zins vom Badehause und war dafür von dessen baulicher Unterhaltung befreit. Der Mühlengraben, dessen Wasser man von der durch ein Wehr aufgestauten Drewenz in zwei Armen künstlich ableitete und in einem Bogen wieder zu ihr zurückführte, diente zum Betrieb der bischöflichen Mühlen. An ihm lag auch gegenüber dem Hospital die Schuster-Lohmühle. Bischof Franz Ruhshmalz hatte hier i. J. 1436 den drei Wormditter Bürgern Heinrich Holland, Michael Bocherer und Mathias Schonenberg die Baustelle zu fulmischem Recht zugewiesen, wofür sie und ihre Nachfolger jährlich zwei Mark guter preußischer Münze zu Martini an den bischöflichen Landesherrn zu zahlen hatten. Erst i. J. 1880 wurde die verfallene Lohmühle abgebrochen und die Lohfaulen der Schuhmacher, die hier ihr Leder teilweise selbst zugerichtet hatten, aufgefüllt. In der Nähe des Mühlenteiches lag der städtische Kalkofen, der uns schon in einer Urkunde v. J. 1420 begegnet. Wer bauen wollte, konnte ihn gegen eine bestimmte Abgabe zum Brennen der meist im Lande gesammelten Kalksteine benutzen. Er bildete für die Stadt eine ergiebige Einnahmequelle, ebenso wie die städtische Ziegelei am Oberteich, die i. J. 1613 aus einer großen und einer kleinen Ziegelscheune bestand und Mauer-, Dach-, First- und kleine und große Fußsteine produzierte. Der Privatbedarf an Ziegel- und Dachsteinen war damals ein weit geringerer als heutzutage, weil die Häuser bis ins 19. Jahrhundert

hinein meist in der sog. preußischen Mauer, d. h. in Fachwerk erbaut waren und der Preis der Ziegel verhältnismäßig hoch war. Die Ratsherren erhielten im 18. Jahrhundert je 300 Ziegel geliefert; einer von ihnen war der Provisor der Ziegelscheune. Im Jahre 1788 ist die Ziegelei für 40 Taler an den Bürger Lingnau verpachtet.

Gewährte somit Wormditt fast den Eindruck einer großen Wasserburg, so waren überdies die von Natur und durch Menschenhand steilen Abhänge des Hügels, auf dem sich die Stadt ausdehnte, der feindlichen Abwehr überaus günstig. Fürs erste begnügte man sich, längs des Hügelrandes einen Palisadenzaun aufzuführen. Ums Jahr 1340 aber begann man diesen durch eine Ringmauer zu ersetzen, die im Fundament aus Feldsteinen, darauf bis über Mannshöhe aus Ziegeln in einer Stärke von 2½ Fuß gefertigt wurde. Auch der Schulze, der sich auf Grund seiner Vorrechte gegen jede Beihilfe und Steuer zu diesen Befestigungswerken gesträubt hatte, wurde durch Spruch des Kulmer Rates im Februar 1341 dazu verurteilt. Eine Anzahl von Türmen und vorspringenden Bastionen erhöhten die Wehrfähigkeit des Ganzen. Auf dem im Stockholmer Kriegsarchiv aufbewahrten Plan von Wormditt, wahrscheinlich v. J. 1627 (s. Titelbild), erkennen wir außer den beiden Stadttoren im Osten und Westen nicht weniger als drei kreisrunde Türme in der Südmauer, zwei halbrunde im Osten und gegen 20 viereckige auf den drei Längsseiten verteilt. Die bedrohlicheren Stellen waren natürlich verhältnismäßig am stärksten gesichert. Abgesehen von mehreren Pforten, z. B. der Bullenpforte, der Rahmenpforte (zu den Tuchmacher-Rahmen) an der Südseite, die im Kriege von den Verteidigern zu Ausfällen, vom Feinde zu Überraschungen benutzt wurden, auch gelegentlichen Schmuggel ermöglichten, durchbrachen zwei Haupttore die Festungsmauer. Vom Obertor, auch Krossener oder Heilsberger Tor benannt und in der Mitte der Ostseite gelegen, führte eine steinerne Brücke über den Stadtgraben, vor dem ein wehrhafter halbrunder Turm, ungefähr an der Stelle der heutigen Post, den Eingang bewachte. Während der schwedischen Besatzungszeit wurde hier zur Verstärkung noch eine weitere viereckige Bastion aus Mauer- und Erdwerk und Palisaden vorgeschoben. Das Bader- oder Niedertor erhob sich in der Südwestecke der Stadt, ein an der unteren Ecke der Kirchenstraße beginnender, den letzten Teil der Schloßstraße umrahmender Doppelbau, dessen Ausgang zur Liebstädter Straße und zum Stein-damm führte. Vor dem Obertor wurde ein durch Mauern eingefriedigtes Stück des nordöstlichen Stadtgrabens als Schießgarten benutzt, wo dem Bürger Gelegenheit ge-

boten wurde, Auge und Hand für den Kampf zu üben, wo die Pfeilschützenbruderschaft am Pfingstmontag nach dem Hochamt ihr Bogelschießen begann und erst Mittwoch abends beschloß. Dieser Schießgarten wurde i. J. 1788 wegen Baufähigkeit für 120 Taler an den Meistbietenden verkauft; er bestand aus einem massiven Vordergebäude (36 Fuß lang, 22 breit, 2 Ellen hoch), einem Hintergebäude (27 Fuß lang, 17 breit, 2 Stockwerke) und einem wüsten Platz von 120 Fuß Länge.

In friedlichen Zeiten gerieten Türme und Mauern leicht in Vernachlässigung und Verfall. Daher vernehmen wir wiederholt ernste Mahnungen der bischöflichen Landesherren, auf die Erhaltung und Pflege dieser Befestigungswerke fleißig Acht zu haben. So erließ Bischof Bathory i. J. 1596 ein Mandat, die mit vielen Unkosten errichteten Türme und Mauern nicht verfallen zu lassen, damit den Bürgern nicht Gefahr und Verderben erwachse. Und sein Nachfolger Rudnicki rief diese Vorstellungen schriftlich und mündlich nachdrücklich in die Erinnerung. Wie die Schweden die Verteidigungsanlagen des besetzten Wormditt verstärkten, so ließ bald darauf die Landesherrschaft neue Befestigungen aufführen, bei denen sogar der Krug am Steindamm niedergelegt wurde. Auf Bitten des Rates erlaubte jedoch Bischof Leszczyński i. J. 1645 die Beseitigung dieser Werke, zumal die Treue und die Herzen der Bürger der beste Schutz der Städte seien, und erlaubte den Wiederaufbau des Kruges. Elf Jahre später, während des 2. Schwedenkrieges, besetzte brandenburgisches Militär die Stadt und verstärkte die Mauern durch neue Schanzwerke. Zu diesen mußten die Kammerämter Wormditt und Guttstadt 150 Mann, 100 000 Ziegel, zehn Wagen täglich Rohre zu fahren, 50 Last Kalk, 150 Spaten und Schippen, 130 Karren, 3000 Palisaden, 30 Schock Bretter, 200 große Bäume, 50 Zentner Eisen, 10 Zentner Stahl und 60 Beile liefern. Obristleutnant von Jastrow leitete als Kommandant der Stadt diese Arbeiten.

So manchen Sturm hat Wormditts Befestigung erlebt. Da schleichen lautlos im stillen Dunkel der Nacht verdächtige Scharen den Hügel hinauf; verräterisch blitzen hier und dort Helm und Hellebarde, aber unbesorgt schlummern die friedlichen Einwohner der Stadt, und selbst der arglosen Wache sind die müden Augen zugefallen. Geräuschlos setzen einige der fremden Kriegsknechte die Sturmleiter an die Mauer; flink haben sie diese erstiegen, schlagen die schlaftrunkene Wache nieder und öffnen Pforte und Tore. Mit Siegesgeschrei ergießt sich die feindliche Soldateska in die Gassen und Straßen der jäh aus ihren Träumen auffahrenden Stadt. Ein Krachen erbrochener Haustüren, ein Jammern

und Seufzen der beraubten Bürger. Wer sich den raubenden Gesellen widersetzt, ihnen gar mit Waffen entgegentritt, wird wie ein Hund niedergemacht, andere werden aus ihrem Besitztum vertrieben oder gefangengesetzt. Lustig läßt sich der rohe Soldat in seinem eroberten Reich werden; ihm gehört ja Hab und Gut, Leben und Ehre der unglücklichen Städter. Mag der gequälte Bürger unter der unbarmherzigen Plünderung und drückenden Einquartierung zugrunde gehen, — pah, der Krieg muß den Krieg ernähren, hei, heute will der Söldner genießen, aus dem Vollen schöpfen, weiß er doch, wie bald wieder saure Tage, schmale Wochen kommen, bis vielleicht schnell ein Hieb, ein Stoß, eine kleine todbringende Kugel seinem wilden Treiben ein Ende setzt. — So ward Wormditt in der Nacht vom 19. zum 20. September 1460 von zuchtlosen böhmischen Söldnerscharen erstiegen.

Aber auch regelrechte Belagerungen hat die Festung Wormditt durchgelöstet. Anno 1520 wurde sie nur durch Verrat des Rottmeisters der polnischen Besatzung nach sechstägiger Einschließung dem Hochmeister Albrecht ausgeliefert. Glorreicher, wenn auch schwerer und verlustreicher war der Oktober 1627. Herr Gustav Adolf, der mächtige König von Schweden, rückte am 12. Oktober von Elbing mit seinem kriegserfahrenen Heer vor unsere Stadt. Drin lag eine Besatzung von 1000 deutschen Fußtruppen und 300 Kosaken, dazu die wehrhafte Bürgerschaft von 200 Mann. Schon am Abend begannen rauchende Geschütze zahllose Steinkugeln gegen Mauern und Türme zu speien, blitzten und donnerten selbst die ganze schreckliche Nacht hindurch und verstummten erst am nächsten Mittag. Rissen klaffende Lücken in etliche Türme und die Mauern, beschädigten hier und dort Haus und Stall, setzten viele tapfere Verteidiger außer Gefecht, erfüllten die friedliche Bevölkerung mit Furcht und Beben. Schon hatte sich das schwedische Rote Regiment unter dem Obristen Ehrenreiter der Ringmauer genähert; aber die Besatzung wehrte sich gar tapfer, vor allem eine Kompanie Musketiere, die zumeist aus schwedischen Überläufern deutscher und schottischer Nationalität bestand, wußte sie doch, was ihr drohte. Den Bürgern jedoch deutete der jüngste Tag gekommen; jammernd sahen sie das Werk der Zerstörung, sorgenbang harrten sie des Morgen. War längerer Widerstand nicht zwecklos? Mußte dadurch der Grimm des Königs nicht noch furchtbarer gereizt werden? Den untertänigen Bitten des Rates konnten sich auch die meisten Hauptleute nicht verschließen; sie verhandelten am 14. wegen der Übergabe. Aber Gustav Adolf wollte den Überläufern keinen Pardon geben, und so scheiterte die Kunst des Parlamentärs. Nun erst recht durch-

halten! trotzten die Musketiere, höhnten den Feind und rissen durch ihr Beispiel von Heldenmut ihre Kameraden fort.

Indessen Herr Gustav Adolf war seines baldigen Sieges sicher und gewiß, wiegte aber die Besatzung in kurze Sorglosigkeit. Ließ die größeren Kaliber schweigen und versuchte ein neues kleines. Oberst Wurmbrandt, ein österreichischer Baron, hatte eine lederne Kanone erfunden, die aus einem dünnen Kupferrohr bestand, das fest mit einem Seil umflochten und mit Leder überzogen war. Diese Lederkanonen, die weder gefühlt noch gewischt zu werden brauchten und deshalb eine damals ungewöhnliche Feuer- geschwindigkeit besaßen, hatten auch den Vorzug leichterer Beweglichkeit, weil sie von zwei Mann zu Fuß oder zu Pferde bequem gezogen werden konnten. Eben im schwedischen Juleta für Eisenkugeln gegossen, trugen sie als Aufschrift folgenden Reim:

„Leicht bin ich und wenig geacht,  
Thue so viel, als Mancht nicht gedacht.  
Meins Gleichen von Metall gemacht,  
Kan ich bestehn mit meiner Macht.  
Durch Gottes Gnad bin ich erfunden,  
Mein'm Herrn zu glücklichen Stunden.  
Der mich erdacht, hielt sich vor schlecht,  
Bleibt doch sein's Herrn treuer Knecht.

Melchior Wurmbrandt.“

Sechs dieser Geschütze, zwei Sechspfänder und vier Dreispfänder, erhielten vor Wormditt ihre Feuertaufe. Schien den Verteidigern ein lustiges Spiel, nicht viel anders denn Werfen mit Schneebällen oder Erbsen; jubelten schon vor-eilig: der Schwed hat sein Pulver verschossen. Da ein fürchtbares Getöse, dicker Qualm, Bersten und Umherfliegen von Mauerstücken und Ziegeln, entsetzliches Schreien und Wimmern Todwunder — hat sich das Höllentor geöffnet? Und ehe sich die Belagerten von ihrem ersten Schrecken erholt haben, kracht und raucht und jammert es ein zweites und bald noch ein drittes Mal, — schwedische Pioniere haben unter einem Turm und unter der Brustwehr an drei Stellen Minen gelegt und entzündet, nun sind an der Nordfront weite Breschen gerissen, und hindurch stürmen mit Sieges- geschrei die fremden Eroberer. War der 19. Oktober 1627, da König Gustav Adolf triumphierend in das verängstigte, nicht mühelos bezungene Wormditt einreitet. Läßt die bisherigen Besatzungstruppen bis auf einige wenige Schuldige, die er strenge straft, mit Saß und Paß abrücken und gestattet seinen Soldaten zum Lohn für ihre Tapferkeit und ihre Entbehrungen die Requisition in der eroberten Stadt. Ein Brandschoß von 2000 Floren soll die Einwohner von

dem roten Hahn auf ihren Dächern retten. Oberst Ehrenreiter erhält das Kommando in der neuen Schwedenfeste, die er halten und verstärken soll. Am 21. verläßt der König den Schauplatz seiner jüngsten Ruhmestat, um nach Elbing zu eilen. — In dem Gedächtnis der städtischen Bevölkerung lebte noch bis in die jüngste Zeit die sog. „Spreng“ am „Schweden-Bludau“, der Hauptdurchbruch der Schweden an der Nordostecke der Stadtmauer, fort.

Hatte somit die städtische Befestigung ihre wichtigste Bedeutung im K r i e g e, so entbehrte sie doch auch im Frieden nicht ihres Wertes. Jeder Fremde, der in die Stadt wollte, hatte an den Toren den Torwächtern Rede und Antwort zu stehen, steuerpflichtige Waren mußten hier zurzeit der preußischen Akzise verzollt werden. Mit Torresschluß am Abend konnte niemand mehr zur Stadt hinein. Des Nachts aber hielten vier Bürger im Gewehr Wacht, die bei ihrem Umgange Tor und Pforten besonders zu kontrollieren und auf jede Feuers- oder Feindesgefahr Acht zu geben hatten. Die städtischen Wachbuden lehnten sich an die Ostseite des Rathauses an, in der Nähe des Hauptbrunnens. Hauptsächlich in S e u c h e n z e i t e n erwies sich der Schutz der Ringmauer segensreich. Verstärkte Bürgerwachen wiesen an den Toren und Pforten jeden Verdächtigen zurück; nur wer klare Beweise erbringen konnte, er komme „aus gesunder Luft“, von pestfreien Orten, mochte durchpassieren. So wurde Wormditt in den furchtbaren Pestjahren 1709 — 11 durch strenge Gesundheitskontrolle vor der Einschleppung der Seuche bewahrt, trotzdem diese in der nächsten Umgebung, in Crossen, Korbisdorf und Lützen, mit der größten Heftigkeit wütete.

Aus der letzten Zeit der ermländischen Selbständigkeit besitzen wir ein interessantes P e s t b u c h der Stadt, das eine Verordnung des Fürstbischofs Krasiński zur Verhütung der in Polen grassierenden Pest und ein Verzeichnis der Pestwachen und der die Stadt passierenden Reisenden vom 14. Oktober 1770 — 30. Mai 1771 enthält. Danach standen im Obertor zwei, im Niedertor und im Vorstädtischen Tor je ein Bürger und ein Tagelöhner in täglicher Ablösung bewaffnet Wache, um die Fremden nach ihren Gesundheitspässen zu prüfen.

Wir sehen da am Tage 2, 6, 8, über 20 Fremde, Erwachsene und Kinder, zu Fuß, Pferd und Wagen vor den drei Toren halten, hant durcheinander gewürfelt aus den verschiedensten Berufen und Gegenden, unter ihnen auffallend viele Handelsjuden. Da seien erwähnt: Ein Schwarzwälder mit hölzernen Uhren auf der Reise in die ermländischen Hinterstädte, ein Tiroler Teppichhändler, ein Hechel- macher und zwei Bilderhändler aus Italien, ein Operateur

und Zahnarzt, zwei Danziger Medizinhändler, Blumen- und Perückenmacher, sechs polnische Holzflößer auf dem Rückwege von Danzig nach Grodno, drei Böhmen, die mit böhmischen Steinen gehandelt, ein russischer Kaufmann mit 47 Knechten und ebensoviel Wagen auf dem Wege nach Breslau, ein anderer mit 21 Wagen auf der Heimreise. Aber auch Viehtransporte berühren die Stadt; 100 und 130 Schweine von Rukowken im preußischen Amt Stradaunen nach Danzig, ein Königsberger Fleischhauer und Olexkoer Jude mit 315 Stück Ochsen auf dem Wege nach Berlin. Da gab es für die städtische Bevölkerung und namentlich die Jugend fast täglich Fremdes und Sonderbares zu sehen von Menschentypen und Trachten und allerlei ausländischer Ware; aber auch an Sensationen fehlte es nicht, so wenn z. B. ein Luftspringer oder Seiltänzer auf dem Marktplatz oder Rathaus mit seinen halsbrecherischen Künsten das Publikum in atemloser Spannung hielt.

Seitdem das Ermland preußisch wurde und von dem starken preußischen Heere beschirmt wurde, büßte die alte Stadtmauer ihre Bedeutung ein und verfiel daher allmählich. Ein Teil derselben wurde 1812 von den nach Rußland ziehenden französischen Truppen abgebrochen und als Baumaterial für ihre Feldbäckereien verwendet, ein anderer Teil aus Verkehrsrücksichten oder wegen der drohenden Einsturzgefahr im Laufe des vorigen Jahrhunderts niedergelegt. Nur an der Ostseite hat sich bis auf den heutigen Tag ein kurzer Mauerrest erhalten; neuerdings verjüngt und gefestigt, träumt er friedlich von vergangenen bösen und guten Jahren. Eine Reihe kleiner Häuser hat sich an verschiedenen Stellen an die Festungsmauer angelehnt und birgt in ihren Wänden uraltes Gemäuer. Das Badertor wurde wohl gegen Mitte des 19. Jahrhunderts abgetragen; das schadhafte Obertor war i. J. 1782 einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden, fiel aber i. J. 1846 dem gesteigerten Verkehrsbedürfnis zum Opfer. Die sog. Dienerbude davor wurde zur Verbreiterung der Johannisbrücke erst i. J. 1899 abgebrochen. Im Jahre 1887 war auch der Arendtsche Turm an der Südseite der Stadtmauer niedergefallen; zwischen ihm und der „Totengräberei“ führte ein schmaler Durchgang durch das sog. „Krischelhäuschen“ zu den Tuchmacher-Rahmen.

Wo heute Hunderte von Knaben und Mädchen zur Schule gehen, um in die ersten Geheimnisse der Wissenschaften eingeweiht zu werden, befand sich dereinst das bischöfliche Schloß. Vielleicht hat an dieser Stelle bereits eine Wehranlage der heidnischen Preußen die Dreuzenzwacht gehalten, die von den neuen Landesherren, den ermländischen Bischöfen, alsbald zu Verteidigungszwecken

weiter ausgebaut wurde. Zugleich wurden ein bescheidenes Residenzschloß und die erforderlichen Wirtschaftsgebäude in Angriff genommen. Nur Bischof Hermann von Prag hielt hier von 1341 — 49 Hof; während seiner Regierung wurde am 1. April 1348 in seinem Sommerpalas das erste bekannte ermländische Landding unter Vorsitz des Landrichters Johann von Bansen (Basien) abgehalten. Schon Hermanns Nachfolger Johannes I. verlegte die bischöfliche Residenz nach der Nachbarstadt Heilsberg, die bis 1795 diese Vorrangstellung unter ihren ermländischen Schwesterstädten behauptete. Nur bei Besuchen und Reisen nahmen fortan die Bischöfe mit ihrem Gefolge in ihrem Wormditter Schloß vorübergehenden Aufenthalt; dauernd wohnte hier als ihr Verwalter der Schloßhauptmann oder Burggraf.

Das Schloß lag, durch eine Mauer abgeschlossen, im äußersten Westen der Stadt. Wenn wir auch nur eine mangelhafte Vorstellung von seinem Äußeren haben, so werden wir doch annehmen dürfen, daß es wie die übrigen ermländischen Bischofsburgen eine quadratische Anlage war, die sich um einen inneren Hof gliederte. In einem Inventarverzeichnis v. J. 1656 finden wir eine Reihe von „schlechten, doch notdürftigen Losamentern“ ausgeführt, die in zwei Stockwerken übereinander lagen. In dem Erdgeschoß waren die Stuben des Burggrafen, die Schäfferei (Ökonomie), die Badestuben, eine große und eine kleine Küche, Kammern und Stallräume; im Obergeschoß befanden sich die Wohn- und Empfangsräume des bischöflichen Landesherrn: einfach und schlicht ausgestattete Säle, Stuben und Kammern, in der kleinen Stube im Turm nach der Drenenz zu drei neue gläserne Fenster ohne eiserne Kraten (Gitter) und vier blau bezogene Lehnstühle. Die Kapelle an der Flußseite enthielt einen alten Altar. Etwas südlich von diesem Haupthaus lagen die besonderen Wirtschaftsgebäude: Speicher, ein Brauhaus mit 97 Biertonnen und Stallungen, die aber nur für einen kleinen Viehbestand eingerichtet waren, da die Vorwerke Kleinhof und Carben eigene Ställe hatten. In dem Rechnungsbuch von 1533 finden wir sogar nur ein Pferd im Pferdestall der Burg verzeichnet, dazu sechs Kühe, einen Ochsen, elf Stück Jungvieh und 15 Schweine in den sonstigen Stallungen. Drei Kühe sind überdies im Verlauf des Jahres eingegangen, ein Ochse ist gelegentlich eines Bischofsbesuches, vier Schweine sind außerdem geschlachtet worden.

Für Verteidigungszwecke bargen i. J. 1656 die Gewölbe u. a. 656 große und kleine eiserne Kugeln, 30 Musketen, 30 Bandeliere zu Pulver, ein großes Stück Blei, 12 375 Musketenkugeln, 34 Bund Luntten, 5½ Tonnen Pulver zu

je 263 Pfund, ein Bierfaß Pulver, ein eisern Stück (Geschütz) ohne Räder, so eine Kugel einer Feldschlange schießet, acht metallene Stücke, darunter sieben kleine für Acht-Pfundkugeln.

Seitdem Wormditts Bürger zu Beginn des 13jährigen Städtekrieges (anfangs 1454) aufrührerisch die Bischofsburg stürmten und gründlich ausplünderten, hat sie unter böhmischer, polnischer, deutscher, schwedischer, russischer und französischer Besatzung in buntem Wechsel manch bitterböses Jahr durchkostet. Gerade hier hausten die fremden Kriegsknechte mit besonderer Willkür, während sich ihr Kommandant in den bischöflichen Gemächern bequem machte.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts sah sich Bischof Simon Rudnicki genötigt, das vor Altersschwäche haufällige Schloß wieder herzustellen. Den nach der Drewenz gelegenen Teil der verfallenen Schloßmauer ließ noch Bischof Szembek (1724—41) von Grund auf erneuern und stiftete überdies ein wöchentliche Messe in der Schloßkapelle. 1806 wurde das seinem Zweck entzogene, sehr schadhafte Bischofsschloß leider teilweise abgebrochen, da man damals weder Verständnis für die Erhaltung verfallener Baudenkmäler besaß, noch Mittel dazu zur Verfügung hatte. Das gewonnene Baumaterial wurde zur Aufführung des hiesigen Rentamtes und von Gr. Carben verwendet. Der Nord- und Ostflügel blieben zum Teil noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stehen und dienten vorübergehend dem Färbereibetriebe von Krusche, zu Schulzwecken und als Wohnräume, bis auch sie neuen, zeitgemäßen Baulichkeiten weichen mußten. Von den eigentlichen Wirtschaftsgebäuden hat sich noch manches alte Gemäuer trotz starker Umbauten bis auf unsere Tage hinüber gerettet.

Aus der Handfeste der Stadt erfahren wir, daß Bischof Eberhard dem ermländischen Domkapitel einen Hof an der Mauer in Wormditt als Absteigequartier zur freien Benutzung überlassen hatte. Anscheinend legten die Domherren aber auf diesen Besitz wenig Wert; denn sie verkauften ihn i. J. 1368 für 40 Mark an den Dompropst Heinrich von Paderborn, der ihn schon 14 Jahre später seinem Neffen, dem Wormditter Bürger Heinrich von Paderborn, überließ.

Die Anlage der Stadt ähnte der der anderen östlichen Kolonialstädte. Vor dem Heilsberger Tor und an der Liebstädter Straße zogen sich mehrere Scheunereien hin, die, leicht gebaut, wiederholt großen Feuersbrünsten zum Opfer fielen. Auf dem anderen Ufer der Drewenz lag nördlich die zum bischöflichen Amte gehörige *Billau* und *Kleinhof*, südlich die *Vorstadt*, zumeist von Nicht-Bürgern, der ärmeren Bevölkerung, bewohnt, unter der ein

besonderer Schulz auf Geheiß des Rats die Polizei-Befugnisse ausübte. In die Stadt hinein führten nur zwei Straßen; im Obertor mündete die Heilsberger Straße von Osten, die kurz vorher noch den am Oberteich vorbeiführenden Carbener Weg von Südosten aufnahm; das Badertor vereinigte den westlich vom Steindamm und den südwestlich von Liebstadt kommenden Weg. Die Verbindung mit dem rechten Ufer der Drewenz bildete nur die über die große Mühlenschleuse führende Brücke, an welcher der für den damaligen Fremdenverkehr wichtige Löwenkrug lag. Dieser war auf Anregung des Bischofs Martin Kromer von der Stadt erbaut worden, um nicht nur den zahlreichen Passanten, sondern auch den Bürgern, die nach Loresschluß nicht in die Stadt hinein konnten, eine Herberge zu bieten. Gegen einen Grundzins von drei Groschen schenkte Kromer am 1. Juli 1587 der Stadt einen angrenzenden Platz zur Anlage eines Stalles. Der Krugwirt durfte neben sonstigen Getränken und Speisen nur Wormditter Met und Bier verschenken. Nach dem 1. Schwedenkriege wurde der Krug niedergelegt und durch Befestigungswerke ersetzt, durfte aber i. J. 1645 wieder aufgebaut werden. Die Braunsberger Chaussee und Brücke im Nordwesten und die Guttstädter Kunststraße mit ihrem hohen Damm im Süden wurden 1853 in Angriff genommen und dadurch neue Breschen in die Stadtmauer gelegt und der Verkehr erleichtert.

Im Innern der Stadt bildete der geräumige Marktplatz den Mittelpunkt, auf dem die rechtwinklig sich kreuzenden Straßen mündeten. Je nachdem ursprünglich von den Kolonisten ganze oder halbe Hofstellen käuflich erworben waren, unterschied man ganze oder schmalere halbe Häuser. 1772 zählte man in der Stadt 59 ganze und 123 halbe Häuser, wozu 13 am Rathaus angebaute Hafenbuden und neun andere kleine Buden kamen. Den Markt umrahmten in bevorzugter Lage die stattlichsten und tiefsten Häuser, bei denen das Vorderhaus mit seinen Wohn- und Arbeitsräumen und das Hinterhaus mit seinem Stall und Speicher den engen Hof (Häbchen) einschlossen. Hier wohnten im allgemeinen die reichsten und angesehensten Bürger, die Patrizier der Stadt. Die Tuchmacher- und die Weißgerberstraße erinnern noch heute an die dort einst ansässigen Meister. In den Hinterstraßen und Gassen drängten sich kleine und unansehnliche Häuschen aneinander, zum Teil an die Tore, Türme und die Stadtmauer gelehnt, wenn auch die Willkür von 1677 das Bebauen der Stadtmauer ausdrücklich verbot. Die Markthäuser waren von Anfang an Laubenhäuser, in der gotischen Zeit mit spizen Giebeln, später abgeschrägt oder geschweift; bei ihnen war das Erdgeschöß 1½ — 2 Meter gegen das obere Stockwerk

zurückgezogen und das letztere durch Pfeiler gestützt. Seitdem i. J. 1846 die westliche Marktseite von einem Schadenfeuer verzehrt wurde, sind nur noch auf den anderen Seiten die altertümlichen Lauben erhalten, die unseren Vorfahren Balkon, Veranda, Loggia und teilweise auch den Laden ersetzen. Unter den Lauben spielte sich an lauen Spätnachmittagen und Abenden ein gemütvolles familiäres Treiben ab. Da nahm nach getaner Arbeit die fleißige Hausfrau mit ihrem Strickstrumpf auf ihrer Bank Platz; bald gesellte sich ihr eine Nachbarin bei, und nun begleiteten emsige Gespräche über die neueste Mode und die schlechten Zeiten, über die hoffnungsvollen Sprößlinge und die Plage mit den Dienstboten das Klappern der Nadeln; die Kleinen aber tummelten sich lustig umher, spielten „Zegraische“ und „Zebblinsche“, oder die Mädchen „schippten Kuttche“ und die Knaben schlugen auf freien Plätzen „Klippche“ oder „Knöpf“. Etwas später fand sich auch der strenge Ehegemahl zum Plauderstündchen ein, sofern er es nicht vorzog, mit gütiger Erlaubnis der besseren Hälfte in seine Stammkneipe zum Glase echten Wormditter Braunbiers zu gehen, um dort den Gang der städtischen Politik ausgiebig zu erörtern und Neues zu erfahren. Tritt auch heute diese biedermeierlich-behagliche Aufgabe der Lauben mehr in den Hintergrund, so dürfen wir doch auf das baulich reizvolle und Eigenartige der bei uns in seltener Vollständigkeit erhaltenen Lauben stolz sein, und es ist nicht ein vereinzeltes Urteil, wenn ein weitgereister, scharfsäugiger Rheinländer in der „Köln. Zeitung“ äußerte, er habe sich noch selten so sehr in das entschwundene Mittelalter hineinversetzt gefühlt, als auf dem Wormditter Markt mit seinen malerischen Lauben und dem gotischen Rathaus.

Mitten auf dem Marktplatz wurde im 14. Jahrhundert als Werk edlen, aufstrebenden Bürgersinns das imposante gotische Rat- und Kaufhaus aufgeführt, das 1376 vollendet seiner Bestimmung übergeben werden konnte und in seinem wuchtigen Bau, mit seinem schön gegliederten, vornehmen Staffelgiebel und dem hohen Dach noch heute den Beschauer fesselt. Das obere Geschoss war für die Stadtverwaltung, das Gericht und zu Gemeindeversammlungen bestimmt. Seit dem durchgreifenden Rathausumbau i. J. 1920, bei dem der Guttstädter Architekt Quednow den wachsenden Anforderungen der modernen Zeit glücklich Rechnung getragen hat, ist die ursprüngliche Raumeinteilung des Obergeschosses völlig verändert. In der mittleren der südlichen Hafenbuden führte zuvor eine Treppe zu dem weiten Flur hinauf, der ursprünglich die Ratsstube auf dem Ostflügel und die Gerichtsstube im Westen voneinander trennte. Der mächtige Flur sah manche bewegte Bürger-

versammlung, wenn die Not des Augenblicks schicksalsvolle Entscheidungen heischte, erlebte aber auch manches frohe Bürgerfest. Seit der Entstehung der evangelischen Gemeinde bis zur Errichtung eines eigenen Gotteshauses (1830) erklang hier von Zeit zu Zeit frommer Choralgesang und ernste Predigt. Am 15. September 1822 gabs hier zur Feier der 50jährigen Zugehörigkeit des Ermlandes zu Preußen einen großen Bürgerball, bei dem der würdige, allverehrte erste Landrat des Braunsberger Kreises, Ferdinand von Schau auf Korbisdorf, selbst die Polonaise eröffnete; 50 Jahre später wurde auf dieser zwar reichlich holprigen, aber vom Geiste der Vergangenheit umfluteten Diele im Zeichen des Jubiläums wieder ein bürgerliches Tanzfest veranstaltet, und da bis zur letzten Jahrhundertwende kein anderer großer Festsaal in der Stadt vorhanden war, hat der Rathausflur auch sonst manchen lauten studentischen Kommersgesang, frohes Gläserklirren und gehobene Tischreden gehört bis zum silbernen Amtsjubiläum des Bürgermeisters Frans (1. Oktober 1909) und zum 600. Geburtstage der Stadt (3. Juli 1912).

Im Ostflügel diente die „Große Stube“ den Bürgermeistern und Ratsmännern für ihre Sitzungen und zur Abwicklung des städtischen Geschäftsganges. In dem Inventarienverzeichnis der Kämmererei-Rechnung v. J. 1788 finden wir hier folgende Stücke aufgeführt: 2 Mauerschaffe (Spinde) mit eisernen Türen und Vorhänge-Schlössern, 2 Tische, 2 Bänke, 14 Bilder, Porträts von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., 4 Fahnen, einen messingnen Hängeleuchter, 8 Lehnstühle mit grüner Leinwand, 9 Repositorien für Akten, davon eins verschließbar, einen Kämmererei-Kasten mit Schloß und 2 Vorhänge-Schlössern für die Stadtkasse. Außerdem bot eine Bibliothek von fast 30 Bänden preußische Gesetz- und Rechtsbücher u. a. Daneben lag eine Kammer, in der Trommeln, Flinten, Fußschellen, Maße und ähnliches aufbewahrt wurden. Eine Gemeinstube enthielt einen großen und einen kleinen Tisch, 2 Bänke und 8 Bilder. Im Westflügel lag das Sitzungszimmer für das Schöppengericht. Hier waren wohl i. J. 1788 der Tisch, 4 Bänke, 5 symbolische Schildereien, die alte hängende Glaslaterne und die Fiedel oder der spanische Mantel zu suchen, die in der Kämmererei-Rechnung als „im Vorderhaus“ befindlich verzeichnet werden. Allegorische Bilder in barocken Ornamenten und lateinische Sprüche an der hölzernen Balkendecke, wie: „Höre auch den anderen Teil! Nichts ist schwerer, als zu befehlen! Wer nicht still zu sein versteht, versteht auch nicht zu reden. Vereinte Kraft macht stark!“ erinnern noch heute an die verantwortungsvolle Tätigkeit der Schöppen in dieser Stube. Seit Aufhebung der städti-

schen Gerichtsbarkeit wurde die Schöppenstube der Kämmereikasse zugewiesen.

Schon i. J. 1823 unter dem Land- und Stadtrichter Gisevius tauchte der Plan auf, das Rathaus umzubauen, um die benötigten Gerichts- und Gefängnisräume zu erhalten, ähnlich wie es in Guttstadt geschah. Obwohl schon ein Bauplan von dem Heilsberger tgl. Bauinspektor Jester angefertigt worden war, nahm man von dem Projekt Abstand, weil die dreizehn meist in Fachwerk erbauten Hofenbuden eine zu große Feuersgefahr bedeuteten und die Budenbesitzer Schwierigkeiten machten. Der Magistrat kaufte deshalb das Haus an der östlichen Marktseite Nr. 147 (jetzt Kaufmann Heinrich gehörig) von dem Bürgermeister Urra für 2000 Taler und überließ es gegen eine Jahresmiete von 100 Talern der Gerichtsbehörde. Weil diese Räume aber allmählich sehr unzureichend wurden, wurde während der Amtszeit des Land- und Stadtrichters Reichel der Rathausumbau i. J. 1845 erneut in Erwägung gezogen. Der Vorschlag der Stadtverordnetenversammlung, ein weiteres Stockwerk auf das altehrwürdige Rathaus zu setzen, fand zum Glück kein Gehör, aber auch die Idee, die sechs Buden der Nordseite für 2000 Taler anzukaufen und an ihrer Stelle mit einem Aufwand von 5000 Talern einen Gerichtsneubau aufzuführen, zerfiel schließlich. Nachdem das Gericht dann einige Zeit am alten Schloßplatz untergebracht worden war, wurde es i. J. 1865 in das Strubesche Haus in der Neustadt verlegt und erhielt endlich am 1. April 1905 in der Bahnhofstraße sein würdiges eigenes Heim, das der Regierungsbaumeister Raffelsiefen erbaut hatte.

Das Rathaus war von Anfang an auch zum Kaufhaus bestimmt. In der erneuerten Handfeste v. J. 1359 wurde bestimmt, daß die Einkünfte aus dem Kaufhaus, der Badestube, den Bänken der Fleischer und Bäcker, den Buden der Krämer und Höfer, den Plätzen der Schuster und ähnlichen Einrichtungen zur Hälfte dem Bischof, zur Hälfte der Stadt zufallen sollten. Dafür hatte der bischöfliche Landesherr auch die Hälfte der Baukosten zu tragen.

Um für die Zukunft der lästigen Baubeiträge für das Kaufhaus, die Badestube und die zinspflichtigen Bänke und Buden ledig zu werden, traf Bischof Heinrich Sorbom i. J. 1376 mit dem Rat von Wormditt die Vereinbarung, daß er und seine Nachfolger von dieser Verpflichtung befreit sein sollten, daß sie sich dafür aber mit einer jährlich in Weihnachten zu zahlenden Pauschalsumme von 42 Mark für die Anerkennungsgeld von den städtischen Höfen, den halben Zins vom Kaufhaus, von den Buden und Kellern der Krämer und Höfer, von der Stadtwaage, von den Bänken der

Tuchscherer und dem Badehause, einschließlich der 10 Mark vom Dorfe Bürgerwalde und der 13¼ Mark von der Heide am Schillingsbach begnügen würden; d. h. nur den Zins von den städtischen Ackerhufen behielt sich der Bischof außer dem genannten Betrage vor.

Die 20 Fleischbänke, die uns i. J. 1359 begegnen, und die nach den Verheerungen des sog. Hungerkrieges von 1414 auf 16 herabgesetzt wurden, werden wir ebenso wie die Bäckerbänke im Erdgeschoß des Kaufhauses zu suchen haben; hier wurden wohl täglich die erforderlichen Lebensmittel feilgeboten. In der preußischen Zeit wurden die Bäcker und Fleischer mit ihren Ständen auf die Lauben verwiesen, bis auch hier der Verkauf gegen Ende des vorigen Jahrhunderts polizeilich untersagt wurde. Die anderen Gewerke schlugen wohl nur an den Markttagen an den ihnen vom Rat bestimmten Plätzen in der Nähe des Kaufhauses ihre Stände auf. Die Krämer- und Hökerbuden müssen aber schon von Anfang an als sog. Hafenbuden am Rathaus angebaut worden sein, wohl in leichter Bauart und einstöckig, später massiv und zweistöckig. Einen interessanten Tauschvertrag über eine Rathausbude überliefert uns aus späterer Zeit das städtische Privilegienbuch. Der Wormditter Bürger Fabian Roman besaß an der Heilsberger Straße einen Hof mit Häuschen und Garten und der Kruggerechtigkeit. Im August 1614 tauschte er jedoch „mit Bewilligung seiner ehelichen Hausfrau Dorothea“ diesen Besitz gegen die Rathausbude an der Südostecke um, zu der unter dem Rathaus ein großer und ein kleiner Keller und noch ein kleiner Keller im großen gehörte. Roman erhielt dieses Grundstück zu kulmischem Recht als „erblichen und ewigen Besitz“, mußte aber der Stadt jährlich zu Martini einen polnischen Gulden, seine Nachkommen zwei preußische Mark als üblichen Grundzins zahlen. Erneuerungsarbeiten und Neubauten auf denselben Fundamenten wurden ihm und seinen Erben gestattet, jedoch unter der Bedingung, daß die Rathausfenster frei und ungehindert blieben. Der Rat sicherte sich das Vorkaufsrecht und zahlte für den Krug an der Heilsberger Straße noch 200 preußische Mark. Den wichtigen Vertrag schloß der Magistrat ab „mit Rat und einhelliger Einwilligung der ehrbaren Gemeinde“.

In der Mitte der nördlichen Hafenbuden führte ehemals wie an der Südseite ein Eingang zum Obergeschoß des Rathauses; an dieser Stelle wurde jedoch i. J. 1777 eine neue Polizeiwache erbaut.

Die wenig schönen, uneinheitlichen Buden im Schutze des Rathauses stören vielen den reinen ästhetischen Genuß des Gesamtbildes, und deshalb ist zuweilen der Wunsch ge-

äußert worden, daß durch ihre Beseitigung der architektonische Eindruck des Ganzen wie beim freigelegten Mohrunger Rathaus wesentlich veredelt und gesteigert werden möchte. Andererseits bergen die anspruchslosen, alten Häuschen, die wie Schwalbennester an dem wuchtigen Monumentalbau angeklebt erscheinen, gewisse historische und Gemüthswerte; überdies läßt schon die nüchterne Geldfrage allein die Verwirklichung solcher Pläne in absehbarer Zeit als ausgeschlossen erscheinen.

Für Kriegszwecke war das geräumige Rathaus zugleich das städtische Arsenal. Nach einem Inventarverzeichnis v. J. 1637 zählte man dort 22 Piken, 23 Doppel- und halbe Haken (Flinten), 2 lange Schwerter, 2 Fahnen, ein Falkonett (Geschütz), so ungefähr 2½ Pfund Schießet, ein Falkonett für Zweifpünder, ein paar kleine Stücklein (Kanonen) für Einfpünder, 2 Röhrenbohrer, ein Tau, 5 schlechte Musketen, 6 alte Spieße, eine alte Hellebarde, einen Beckfessel, einen Blasebalg, 2 Zangen. Überdies führte jeder Bürger seine eigenen Handwaffen.

Im Jahre 1788 fanden sich in der Kammer neben der großen Ratsstube 5 Drummeln (Trommeln), 14 Doppelhaken, ein Röhrenbohrer, 2 Harnische, ein neuer und ein alter Beckfessel aus Kupfer, ein großes Tau zum Rammfloß, 2 Fußschellen mit und 2 ohne Schlösser, 2 eiserne Galgenketten, ½ und ¼ fulmischer Scheffel aus Kupfer, 4 Berliner Garnhaspeln. In der Stadtwage standen eine große und eine kleine Waagschale mit eisernen Balken und Haken, metallene Gewichte von 1 — 5 Pfund, ¼ — 4 Stein (in Wormditt und Mehlsack rechnete man 1 Stein zu 38 Pfund, in Braunsberg zu 36, in den anderen entfernteren Städten zu 40 Pfund). Von M a ß e n sind verzeichnet: Ein Berliner Scheffel und Meße aus Kupfer, eine hölzerne Rute, eine eiserne Berliner Elle, „so am Rathaus hängt“, Stof, Halbe und Quartiere aus Zinn und Holz nach dem früheren Kulmer und dem neuen Berliner Maß, Petschafte, Siegel und Stempel.

Auch der R a t s s c h a ß wurde auf dem Rathaus aufbewahrt; groß ist er wohl nie gewesen. Im Jahre 1637 werden daraus 6 silberne Löffel und allerlei Zinngeschirr erwähnt.

Auf der Mitte des Rathausdaches strebt ein Turm empor, dessen Gestalt sich mehrfach verändert hat. In ihm hängt die älteste Glocke des Ermlandes, die zu Ehren der hl. Katharina i. J. 1384 gegossen wurde und in ihrer Inschrift ergreifend „Christus, den König der Herrlichkeit, ansieht, er möge mit seinem Frieden kommen“. „Es ist ohne Zweifel die altehrwürdige R a t s g l o c k e, die bei allen wichtigen Begebenheiten der Stadt ihre Stimme er-

schallen ließ. Könnte sie sprechen, sie würde erzählen von manch freudigem Ereignis, das sie eingeläutet hat, aber auch von Schmerz und Trauer ohne Maß und Grenze, dem ihr eherner Mund Ausdruck verliehen, von dem Pomp und der Pracht, wenn unter ihren gemessenen Tönen bei der Wahl oder der Einführung eines neuen Mitgliedes die Ratsherren, voran die Bürgermeister, in ihrer Amtstracht und mit den Abzeichen ihrer Würden feierlich einzogen in den festlich geschmückten Ratsaal, von dem Ernst und der verhaltenen Behmut, wenn sie einem der Ratsverwandten zitternd ihre Klagelaute nachsandte auf dem letzten Gange, von der Angst und dem Jammer, wenn sie wimmernd Feuerlärm schlug, von dem Entsetzen und der Verzweiflung, wenn dröhnend ihr Mund Sturm heulte und die Bürger zur Verteidigung gegen den übermächtigen Feind auf die Mauer rief. Sie selbst hat alles überdauert, die Freude und das Leid, auch die Generationen der Menschen, die beides erfuhren. Ein Wahrzeichen von der Vergänglichkeit alles Irdischen, hängt sie hoch oben im Turme und mahnt auch weiter die Bewohner der Stadt an die Flüchtigkeit der Zeit, deren Vorrüberauschen sie ihnen — denn sie dient jetzt als Uhrglocke — Stunde für Stunde verkündet.“ (Röhrich.)

Als im Winter 1812/13 die Russen auf der Verfolgung der flüchtigen Franzosen durch Wormditt zogen, ließ der Oberst einer durch edles Betragen ausgezeichneten Baskirenabteilung, um den gastfreundlichen Bewohnern unserer Stadt ein originelles Erinnerungszeichen seines Dankes zu hinterlassen, durch einen seiner Bogenschützen einen Pfeil in den Uhrturm schießen; der Pfeil drang sehr tief in der mit Blei bezogenen Turmkuppel ein und blieb darin stecken. Ein heftiger Sturm brach ihn freilich einige Jahre danach ab. Der jetzige Uhrturm stammt aus dem Jahre 1832; in dem messingnen Knopf ließ Landrat von Schau mehrere Urkunden niederlegen.

Die Feuer-glocke auf dem Dachreiter waltet ihres unheimlichen Berufes bereits seit 1506. Das Storch-nest auf dem Westgiebel scheint schon im 18. Jahrhundert, wenn nicht früher, die bekannte Kuriosität unseres Rathauses gewesen zu sein. Alljährlich wird Freund Adebar bei seiner Heimkehr aus südlichen Zonen mit einmütiger Freude begrüßt, und jung und alt verfolgt sein Leben und Treiben auf dem lustigen First mit gespannter Aufmerksamkeit: den Kampf um die Wohnung im Nest, das Brüten der Storchmutter, das Füttern des Vaters, die ersten Flugversuche der Jungen, die Vorbereitungen zur Abreise und den Abschied im Herbst. Bei nahen Bränden sah man gar den Storch einfallende Funken aus seinem Nest herausholen. Wenn

aber der Storchbau aus Ästen, Wurzelwerk, Moos und dergl. im Laufe der Jahre Mannshöhe überschritten hat, so daß der größere Teil davon im Winter aus Sicherheitsgründen entfernt werden muß, nimmt wohl selbst der Lokalberichterstatter in der Presse von dem wichtigen Vorgang Notiz. Daher war es nur recht und billig, daß Ehrenbürger Storch den Festumzug beim 600jährigen Stadtjubiläum in humorvoller Darstellung zierte und allgemeinen Jubel weckte.

Bei dem Rathausumbau d. J. 1920 wurde der südliche Ausgang in das Obergeschoß beseitigt und ein würdiger Eingang auf der Ostseite geschaffen. Sein Portal schmücken zwei schlichte Ehrentafeln für die Gefallenen der Stadt, die nicht weniger als 200 Namen enthalten und gelegentlich der goldenen Jubelfeier des Kriegervereins am 20. September 1925 eingeweiht wurde.

#### IV.

### Von Kirchen, Caritas und Schulen.

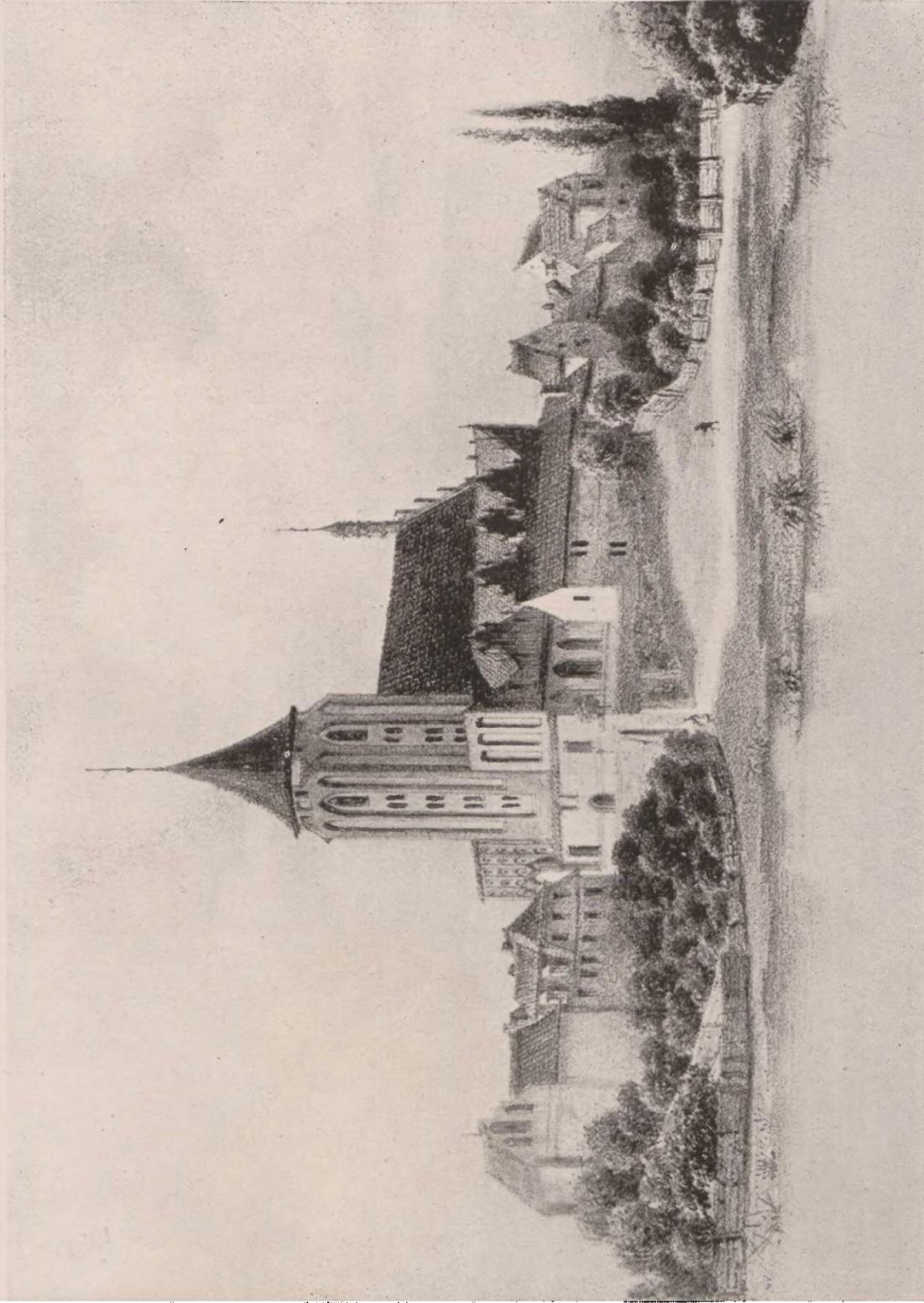
Schon i. J. 1312 begegnet uns ein Pfarrer von Wormditt, namens Heinrich. Seit dem Eintreffen der ersten Ansiedler hatte sich hier also eine Pfarrgemeinde gebildet, die natürlich eines Kirchleins zum Besuch von Messe und Predigt, wie zum Empfang der Sakramente nicht entraten konnte. Wird aber anfangs nicht viel stattlicher ausgehauet haben wie eine Missionskapelle in fernen Landen: ein kahler, schmuckloser Bau aus Holz, der eben gegen Wind und Wetter Obdach bot. Erst später ums Jahr 1341 kam wohl ein hölzerner Turm hinzu, von dem einige Glocken zum Gottesdienst riefen. Als sich aber allmählich die städtische Bevölkerung mehrte und die Arbeit der fleißigen Hände zu einigem Wohlstand führte, da drängte es die Gläubigen, eine größere, schönere Kirche zu ewigen Gezeiten zu errichten. In langsamer, aber gründlicher Bauarbeit wuchsen damals auf gewaltigen Fundamenten jene monumentalen, hoheitsvollen Kirchen, Rathäuser und Stadttore empor, die noch heutigen Tags von dem bewunderswerten Bürgerfenn und dem feinen Kunstempfinden unserer Altvordern ein beredtes Zeugnis ablegen. Am Frauenburger Dome schuf man beispielsweise von 1329 — 88, allerdings nicht ohne Unterbrechungen.

Der Grundstein für die jetzige katholische Pfarrkirche wurde sicherlich in jenen Jahren gelegt, als Bischof Hermann von Prag in Wormditt residierte und der Mangel eines würdigen und geräumigen Gotteshauses aus dauerhaftem Material sich besonders fühlbar machte.

Ob er nicht im Einverständnis mit den Wormdittern einen fähigen Baumeister aus seiner böhmischen Heimat berief und mit ihm Grundriß und Bauplan vereinbarte? Und man wurde eins, daß unsere Pfarrkirche nicht in dem üblichen Stil der anderen preußischen Stadtkirchen errichtet werden, sondern ihr eigenes Gepräge erhalten sollte. Im Gegensatz zu den gotischen Hallenkirchen wurde das Wormditter Gotteshaus als eine dreischiffige gotische Basilika mit erhöhtem Mittelschiff, geradem Chorabschluß an der Ostseite und einem massiven Turm an der Westfassade aufgeführt. In edlen, harmonischen Verhältnissen strebte allmählich der Bau zum Himmel; und als erst die vier schlichten, dabei doch lebhaften Sterngewölbe die drei Längsschiffe überspannten und der quadratische, oben achteckige Glockenturm mit seiner Spitze weit über das städtische Weichbild hinaus ins liebe Ermland lugte und selbst das Oberland grüßte, da gabs im Innern fleißige Arbeit. Der Maler holte seinen Pinsel hervor und gab den wuchtigen Pfeilern, den Gewölberippen und Gurten einen freundlichen Farbenschmuck. Halb schreckhaft, halb schelmisch bannte er an die Schalllöcher im Gewölbe die Fragen der bösen Geister, damit sie dem Gotteshause und der Gemeinde allezeit fern bleiben sollten. Als eine stumme und doch beredte Predigt schuf seine kunstgeübte Hand an passender Stelle Bilder aus der heiligen Geschichte. Am Eingange unter dem massigen Turm warnte die Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel vor ähnlichem Tun; vor der Kirche im Hintergrunde steht ihr Patron St. Johannes der Evangelist mit seinem Kelch, im Vordergrund schwingt der Heiland die Geißel über Pharisäer und Händler. Vor dem Hochaltar sprach das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen mahnend zur Gemeinde; in der oberen Reihe die fünf glücklichen Jungfrauen, beseligt, aufrecht in ihrer Haltung, mit Kronen geschmückt, das brennende Lämplein in der einen Hand, die Siegesfahne mit dem Kreuz in der anderen; darunter die verstoßenen Jungfrauen mit allen Zeichen der Verzweiflung, das Haupt gesenkt, die leeren Lampen umgekehrt, die Fähnlein entgleitend oder zersplittert. Das merkwürdige Dreifaltigkeitsbild über dem Scheitel des Hauptportals, ein härtiger Kopf mit zwei Augen, drei Mündern und drei Nasen, spricht noch heute von böhmischen Einflüssen. — Aber auch andere Handwerker, wie die Tischler und die Goldschmiede, von denen wir im J. 1388 Girman Goldschmied als Ratsherren der Stadt kennen lernen, konnten Proben ihrer Kunst ablegen. In besonderer Schönheit erstrahlten wohl die heiligen Geräte, Gewänder und der Hochaltar, den wir uns ähnlich vorstellen müssen, wie den neuen gotischen Herz-Jesu-Altar im rechten Seitenschiff.

Bischof Hermann war schon lange den Weg alles Fleisches gegangen, als sich unsere Pfarrkirche ihrer Vollendung näherte. Um so mehr hatte sich diese verzögert, als man in staunenswerter Schaffenslust gleichzeitig den Ausbau der Stadtbefestigung und die Errichtung des Rathauses in Angriff genommen hatte. Um so lauter und herzlicher muß daher die Freude, der Jubel gewesen sein, als i. J. 1379 der heiß ersehnte und eifrig vorbereitete Festtag der Kirchweihe heranbrach. In grünen Mäien und wehenden Wimpeln prangte die junge Stadt, als der Landesbischof Heinrich III. Sorbom, geleitet von der Geistlichkeit und dem Räte, seinen feierlichen Einzug hielt. Unter sinnigen Zeremonien vollzog der Bischof die Weihe und stellte das prächtige Gotteshaus unter den besonderen Schutz der beiden Heiligen Johannes des Täufers und des Evangelisten. War ein herrlicher Bürgertag, dessen sich unsere katholische Gemeinde in den Jahren 1879 und 1929 mit festlicher Freude und Dankbarkeit erinnerte.

Mit dem Wachsen der Gemeinde machte sich indessen im 15. Jahrhundert das Bedürfnis nach Vergrößerung der Kirche immer empfindlicher bemerkbar, und es fehlte nicht an frommen Wohltätern, Bürgermeistern und Geistlichen, die durch reiche Stiftungen diesen Ausbau erleichterten. Sehr glücklich war der Gedanke, die Umfassungsmauern zwischen den Strebepfeilern zu durchbrechen und einen Kranz von Kapellen um den Turm und die Seitenschiffe herumzulegen. Mit der Kreuzkapelle am Turm scheint man (vor 1422) angefangen zu haben, bis Ende des 15. Jahrhunderts die neun Kapellen vollendet waren. So gewann allmählich die Johanniskirche das Aussehen einer fünf-schiffigen Basilika. Um dem Mittelschiff nicht das Licht zu nehmen, wurden die Seitenschiffe nach dem Muster der Giebelhäuserreihen in den mittelalterlichen Straßen mit einer Reihe von Satteldächern überdeckt dergestalt, daß die Rinnen an die Orte der Fenstermitten kamen. Zierliche Nischen und Kreuzblumen, leuchtende Blenden und nicht zuletzt das eigenartige Bänderfries, teils Blätterranken, teils Männer- und Frauenköpfe, belebten das Äußere, wie auch das Innere an Malereien und Altären einen neuen Schmuck erhielt. Es sei nur auf die schönen Fresken in der heutigen Kapelle der Klosterschwester verwiesen: das Martyrium des hl. Sebastian, der in einem Hain an einen Baum gebunden, von den grausamen Heiden mit Pfeilen durchbohrt wird; zu seinen Füßen kniet aber in demütigem Gebet die Familie des Stifters. Und an der Außenwand die hl. Anna selbdritt, wie sie auf ihren Armen ihre Tochter Maria und das Jesulein hält; St. Michael aber verfehlt nebenan dem teuflischen Drachen sieghaft den Todesstoß. Die reichen Male-



Katholische Pfarrkirche zu Wormditt um 1850.  
Nach einer Lithographie von F. v. Quast, Denkmale der Baukunst im Ermland. Berlin (1852).



reien in der Kreuzkapelle entstammen teils dem ausgehenden 16. Jahrhundert, teils sind sie bei der Renovierung der Kirche sinn- und stilgemäß ergänzt. Im Jahre 1494 konnte der prächtig gelungene Erweiterungsbau von dem Weihbischof Jakob von Bloß feierlich konsekriert werden. — Ein Maurermeister Niklis aus Wormditt wurde übrigens i. J. 1536 mit Erneuerungsarbeiten am Braunsberger Kirchturm beauftragt.

Der Zeiten Lauf ging an der Johanniskirche nicht spurlos vorüber. Eine Beschließung der Stadt i. J. 1520 scheint in der Südseite, das Bombardement im ersten Schwedenkrieg 1627 in der Nordseite der Kirche schweren Schaden angerichtet zu haben; der Angriff des Hochmeisters Albrecht erfolgte von der Südseite, der der Schweden von der Nordfront. Aus jenen bewegten Zeiten stammen wohl auch die von Gewehr- und kleinen Kanonenkugeln herrührenden Löcher und der steckengebliebene Pfeil in der Kugel auf der Kirchturmspitze, die man bei den Erneuerungsarbeiten der Kirche vorfand. Das Zerstörte wurde in anderer, teilweise notdürftiger Weise wiederhergestellt. Im Innern entfernte eine Wandlung des Geschmacks viele wertvolle Kunstschätze und ersetzte sie durch schwülstige oder nüchterne Formen. Die schönen alten Altäre wanderten in arme Dorfkirchen oder auf den Söller, und neumodische, zum Teil von unschönem Aussehen nahmen ihre Stelle ein. Der Hochaltar mußte sogar dreimal der Mode weichen, bis er i. J. 1744 in seiner jetzigen Gestalt, ein imposanter, üppiger Barockbau in drei Stockwerken, aufgeführt wurde. Bis zur letzten Renovation der Kirche fanden sich darin 13 Nebenaltäre, von denen sieben ohne große kunstgeschichtliche Bedenken dem gesteigerten Raumbedürfnis zum Opfer fallen konnten. Auch die gotischen Wandgemälde, die dem mittelalterlichen Beter die Bibel und Heiligenlegende ersetzt hatten, fanden in den Augen späterer Geschlechter keine Gnade; als barbarisch und roh wurden sie mit dicker, öder Lünche bedeckt, bis sie in unseren Tagen aus ihrem Dornröschenschlummer wieder erweckt wurden. Nicht zuletzt haben feindliche Plünderungen und Krieggshatzungen unter dem wertvollen Inventar der Kirche, Edelarbeiten und Paramenten, ausgeräumt. Von dem unglücklichen Jahre 1410 ab bis zu den Napoleonischen Kriegen vor 100 Jahren ist manches goldene oder silberne Kirchengesäß, dem bedrängten Vaterlande zu Hilfe, in die Münze gewandert, noch mehr vom Feinde geraubt worden. So rafften die Schweden anno 1627 alle Wertsachen der Kirche, deren sie nur habhaft werden konnten, zusammen und entführten sie nach Elbing. Von hier aus bot man sie der Wormditter Gemeinde zum Wiederankauf an, aber der Preis war zu hoch,

als daß die verarmte Stadt ihn hätte erschwingen können. Nur die Kelche und eine Anzahl von Büchern hatte man nebst einer perlengestickten Besperkappe in einem geheimen Versteck zwischen hohlen Mauern retten können. Die meisten Bücher wurden in die Kanonen gesteckt. Daher weist heute das Inventar des Kirchenschazes verhältnismäßig wenig alte Kostbarkeiten auf.

Die Turmglocken wurden von auswärtigen Meistern hierorts unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung gegossen; so erfolgte i. J. 1611 ein Umguß der großen Glocke, die nicht mehr geläutet werden konnte, wobei am Totenhaus auf dem Kirchhof eine Grube gegraben und ein Gießofen angelegt wurde. Bischof Rudnicki nahm selbst die Weihe der neuen 40 Zentner schweren Glocke vor. Den Magtenern durfte sie nicht geläutet werden, weil sie nichts zur Bestreitung der Kosten beigetragen hatten. Als im Weltkrieg die Not des Vaterlandes aufs höchste stieg, machte sie wieder nicht vor unseren Kirchen halt. Diesmal galt es den Zinnpfeifen der Orgeln und der Bronze der alten Glocken, die unseren Feldgrauen im Loben der blutigen Schlachten neue Verteidigungswaffen schmieden helfen sollten. So wurden denn auch die Prospekte der beiden Orgeln in der Johanniskirche blind und leer, und die vier größten der sechs melodischen Glocken verließen ihre geweihte Friedensstätte und wurden als begehrtes Kriegsmaterial in Rüstungsarsenalen zerschlagen. Die Gemeinde aber trauerte ihnen nach, wie den gefallenen Söhnen und Brüdern und mußte sich mit dem dünnen, schwachen Geläut der letzten kleinen Glocken begnügen, bis i. J. 1922 die 4 Stahlglocken, zum Inflationspreise von 200 000 Mark gekauft, das Herannahen einer besseren Zeit ankündeten. Die kleine Orgel erhielt i. J. 1928 ihren freundlichen Prospekt wieder, und die große Orgel konnte nach gründlicher Erneuerung im Oktober 1929 in verjüngter Schönheit das 550jährige Jubiläum des altehrwürdigen Gotteshauses verherrlichen helfen.

In den einzelnen Kapellen hatten die verschiedenen Gewerke ihre S i t z e , wie die Bäcker, Tuchmacher, Schuhmacher u. a. Zum Teil besaßen sie kunstvolles Gestühl mit eingelegter Arbeit, so das barocke Schuhmachergestühl v. J. 1651. Im Mittelschiff hatten die Ratsherren und Schöffen wie die Korbsdorfer Herrschaft ihren Platz; namentlich der Schöppenstuhl v. J. 1570 mit dem Bildnis des großen Bischofs und Kardinals Hofius und den Namen und Hausmarken der Schöppen bildet noch heute eine edle Zierde des Gotteshauses. Den Klosterschwestern war eine besondere Kapelle eingeräumt, die durch ein kunstvolles Gitter abgeschlossen wurde.

Wie ein Phönix aus der Asche ist die Johanniskirche aus der i. J. 1899 begonnenen umfassenden und sachkundigen Renovation hervorgegangen. Möge sie noch weiterhin Jahrhunderte stehen, zukünftigen Geschlechtern zur Erbauung zugleich und zur Augenweide!

An der Wormditter katholischen Kirche wirkten um das Jahr 1500 ein Erzpriester und vier Vikare. Zu dem *Archipresbyterat* Wormditt gehörten damals die Pfarreien Wormditt mit Open, Arnsdorf, Benern mit Peterswalde und Freimarkt, Wolfsdorf mit Regerteln, Elditten, Kalkstein, Basien, Reichau, Liebstadt mit Herzogswalde, Hermsdorf und Döbern; die vier oberländischen Pfarrgemeinden wurden in der Reformation lutherisch und schieden damit aus dem bisherigen kirchlichen Erzpriesterei-Verbande aus. Im Jahre 1832 wurde das Dekanat Wormditt von der bischöflichen Behörde aufgelöst und die Pfarrei der Stadt dem Mehlsacker Erzpriestereibezirk untergeordnet. Im Jahre 1860 erhielt der Wormditter Stadtpfarrer den Amtstitel Propst, aber schon i. J. 1887 stellte Bischof Dr. Andreas Thiel den früheren Zustand wieder her. Zum jetzigen Dekanat der Erzpriesterei Wormditt gehören die Pfarreien Arnsdorf, Basien, Benern, Kalkstein, Liebstadt, Migeihen, Open, Stegmannsdorf und Wusen. Das *Kirchspiel* Wormditt setzt sich zusammen aus den Ortschaften Wormditt, Bendauken, Bürgerwalde, Talbach, Crossen, Krickhausen, Al. und Gr. Grünheide, Wagten, Korbsdorf, Tüngen, Gr. und Al. Carben. Die Seelenzahl der Gemeinde beläuft sich auf etwa 7200. 10 kirchliche Vereine (7 weibliche und 3 männliche) widmen sich besonderen Ständen und Aufgaben.

Aus der Reihe der *Pfarrer* der Wormditter St. Johanniskirche lassen sich bisher folgende 43 Namen nachweisen: 1. Heinrich um 1312. 2. Albert, ein Preuße, um 1326. 3. Johannes um 1340. 4. Heinrich von Woina 1370 — 77. 5. Nikolaus Roettel seit 1377. 6. Tilemann Katti um 1400. 7. Maternus Papow um 1408. 8. Balthasar Rabe 1421 — 31. 9. Arnold von Datteln seit 1431. 10. Michael Lenkener um 1445. 11. Otto Breuer um 1450. 12. Martin von Barden um 1484. 13. Nikolaus um 1493. 14. Georg Prange 1496 — 1505. 15. Benedikt Engelbrecht um 1510. 16. Simon Krause 1511 — 14. 17. Laurentius Rydel um 1520. 18. Modestus Brussel um 1528. 19. Nikolaus Humann 1531 — 32. 20. Nikolaus Sparyser um 1533. 21. Adrian Glotter um 1540. 22. Kalixtus Sculteti (Schulz) 1549 — 73. 23. Gottschalk Becker 1573 — 92. 24. Jakob Lidigt 1592 — 1601. 25. Bartholomäus Laubich 1601 — 29. 26. Thomas Selbey 1630 — 39. 27. Peter Rehs 1639 — 50. 28. Michael Aramitowski 1651 — 76. 29. Christoph Zaremba 1676 — 79. 30. Albert Humann

1679 — 97. 31. Kaspar Simonis 1697 — 1715. 32. Johann Braun 1715 — 38. 33. Johann Lamprecht 1739 — 46. 34. Johann Wozniakowski 1764 — 78. 35. Theodor von Lutomski 1778 — 84. 36. Thomas von Orlikowski 1785 — 1814. 37. Franz Sigmundski 1814 — 42. 38. Franz Tiedigt 1842 — 53. 39. Johann Fallwehr 1853 — 68. 40. Johann Briese 1869 — 83. 41. Anton Gerigk 1886 — 1900. 42. Andreas Hinzmann 1900 — 1922. 43. Paul Hohmann seit 1922. Der jetzige Domherr Hinzmann in Frauenburg hat sich durch die wohlgelungene Restaurierung der Pfarrkirche, durch die Begründung der städtischen höheren Schulen zunächst als Privatschulen und vor allem durch die Errichtung der großartigen Heil- und Pflegeanstalt „Andreasberg“ (1901) bleibende Verdienste um die Stadt erworben, die in seiner Ernennung zum Ehrenbürger von Wormditt den Ausdruck dankbarer Anerkennung fanden.

Auf dem Boden der christlichen Caritas entsprang schon früh die Stiftung zweier Hospitäler im Weichbilde der Stadt. Bischof Hermann, der Gönner und Förderer Wormditts, stiftete vor dem Obertor, an der Stelle, wo heute der alte Friedhof liegt, zur Aufnahme und Pflege armer Kranken ein Hospital zu Ehren des h. Geistes, das sein Nachfolger Johann Stryprock mit den sechs Hufen des früheren Schulzengrundstücks dotierte. Der fromme Bürger Heinrich Mühlknecht, der um 1400 als Burggraf von Wormditt erscheint, schenkte diesem Krankenhaus i. J. 1384 drei Hufen Wald in der Stadtfreiheit und fügte vier Jahre später noch  $1\frac{1}{2}$  Mark Zins hinzu als Ersatz für das Nutzungsrecht des Waldes zu seinen und seiner Hausfrau Lebzeiten. Auch weitere Zuwendungen flossen dem Hl.-Geist-Hospital zu, so daß es schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Kapelle und einen eigenen Vikar besaß. In dem wilden Städtekrieg (1453 — 66) scheint die Hospitalskirche zerstört worden zu sein; denn i. J. 1494 wurde sie, inzwischen restauriert oder neu erbaut, zugleich mit der erweiterten Pfarrkirche nochmals konsekriert und mit Ablässen begnadigt. Im Reiterkrieg d. J. 1520 wurden Kapelle und Hospital wiederum in einen Trümmerhaufen verwandelt; daher beschloß man, das Hospital in die schirmenden Stadtmauern hineinzuverlegen, wo es unfern des Obertores zwischen den anderen Bürgerhäusern in Fachwerk aufgeführt wurde. Im Erdgeschoß lag rechts eine Krankenküche, dahinter die Stube der Hospitalmutter, links das gemeinsame große Zimmer mit anschließenden Kammern, im Giebel vier weitere Schlafkammern. 1598 wohnten 13 Personen im Hause. Die Provisoren erhoben von jedem Pfründner 10 Mark Einkaufsgeld; die Insassen waren vorwiegend betagte Personen aus dem Bürgerstande.

An die Stelle des zerstörten Kirchleins vor dem Ober-  
tor war ein kleines Kapellchen getreten. Der Platz des  
alten Spitals wurde als Friedhof für die Hospitaliten  
und die Vorstädter benutzt; auch mancher Fremde, manch  
schwedischer Soldat, den Gevatter Tod in Wormditts Weich-  
bild überraschte, ist hier zur letzten Ruhe gebettet. Erst seit  
Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die Beisetzungen im  
Kirchengewölbe und die Beerdigungen auf dem eigentlichen  
„Kirchhof“, dem Platz um die Pfarrkirche, eingestellt wur-  
den, wurden sämtliche Begräbnisse der Gemeinde — nicht  
ohne anfängliches Widerstreben der Bürger — auf dem  
früheren Hospitalplatz vollzogen, der neuerdings wieder vor-  
übergehend der Beerdigung eröffnet wurde.

Für die unglücklichen Ausjägigen, die damals  
als „Gottesarme“ auch in unserer Stadt um christliche  
Barmherzigkeit warben, wurde, vielleicht ebenfalls zurzeit  
des Bischofs Hermann, an der Braunsberger Landstraße  
in der Vorstadt das St. Georgshospital begründet,  
dem der wohlthätige Bürger Mühlknecht i. J. 1384 gleich-  
falls drei Hufen in der Stadtfreiheit zuwandte. Dieses  
Leprosenheim, in dem später nach dem Erlöschen des Aus-  
satzes arme Kranke und Greise Aufnahme fanden, wurde  
im Kriege von 1520 ebenfalls heruntergebrannt, durch  
fromme Gaben aber bald darauf wieder aufgebaut. Es  
war ein einfaches Fachwerkhaus mit einer Krankenstube,  
einer großen Stube und verschiedenen Kammern; 17 Per-  
sonen, meistens Frauen und Männer aus dem Arbeiter-  
stande, lebten darin. 1880 wurden beide Hospitäler, das  
städtische der sog. Reichen und das vorstädtische der Armen,  
nicht ohne soziale Spannungen miteinander vereinigt und  
an der Stelle des alten baufälligen St. Jürghospitals ein  
geräumiger stattlicher Neubau aufgeführt, in dem jetzt un-  
ter Leitung von zwei Katharinerinnen 34 Pfründner leben.  
Das Patronat der Anstalt liegt seit der Gründung in den  
Händen des Magistrats, der gemeinsam mit dem Erz-  
priester die Verwaltung führt.

Modernem katholischen Caritasgeist sind in Wormditt  
das St. Elisabeth-Krankenhaus und die Heil-  
stätte St. Andreasberg entsprungen. Für das Kranken-  
haus bildete eine hochherzige Stiftung der Frau v. Schau-  
Korbsdorf (30 000 Mark) den Grundstock. In den Jahren  
1872—75 wurde das Haus erbaut und mit etwa 30  
Betten Ende 1872 eröffnet. Im Jahre 1899 führte das  
aus fünf Mitgliedern bestehende Kuratorium einen Erwei-  
terungsbau durch, der die Zahl der Betten auf 60 und der  
Krankenzimmer von 12 auf 21 erhöhte; dazu kamen 2 Iso-  
lierzimmer, 3 Behandlungszimmer und ein Operationszimmer.  
Mit den neuesten Heilapparaten, Zentralheizung und flie-

hendem Wasser ausgestattet, bot das von Katharinen-schwestern betreute St. Elisabeth-Krankenhaus i. J. 1929 702 Kranken in 11 870 Verpflegungstagen Aufnahme und Behandlung.

Die Heilstätte St. Andreasberg für epileptische Kranke und Schwach Sinnige wurde i. J. 1901 vom Erzpriester Andreas Hinzmann begründet, im Vertrauen auf die tatkräftige Unterstützung frommer Wohltäter. Das erste Frauenhaus für etwa 100 epileptische Pfléglinge wurde i. J. 1901 bezogen, zwei Jahre später das ebenso geräumige Männerhaus. Im Anschluß daran wurde das Verwaltungsgebäude, zugleich Wohnung für den Anstaltsarzt und -Geistlichen, errichtet und ein zweites Frauen- und Männerhaus für je 80 bis 90 Schwach Sinnige, da die vorhandenen Räume für die Neuanmeldungen nicht ausreichten. Auch eine Hilfsschule für die kranken Kinder wurde unter Leitung von Schwestern i. J. 1912 eingerichtet. Schließlich konnte Ende Mai 1914 als Krönung des Ganzen die freundliche, in Kreuzesform erbaute gotische Anstaltskirche eingeweiht werden. Der zeitige Anstaltsleiter Erzpriester Hohmann erweiterte i. J. 1928 die Anlage um eine moderne Wäscherei und neue Krankenzimmer, so daß die segensreiche Anstalt heute rund 470 Pfléglingen Zuflucht bietet, die von etwa 50 Personen (darunter 28 Katharinen-schwestern) betreut werden.

Mit dem kirchlichen Leben im engsten Zusammenhang stehend, entwickelte sich in unserem Ort schon frühzeitig eine Vereinigung frommer, gottgeweihter Jungfrauen. Zum ersten Mal hören wir von diesem klösterlichen Konvent i. J. 1402. Er ist damals im Besitz der Freimarkter Mühle, die im Kriege von 1414 verbrannt wurde, wobei auch der Mühlenteich ausgestochen wurde. Im Jahre 1423 übertragen seine beiden Verweser vor dem Wormditter Rat die wüste Stätte dem Müller Eckart Quant mit der Verpflichtung, die Mühle wieder aufzubauen und den Jungfrauen alljährlich 3½ Mark Zins vom Rad zu zahlen. Im Jahre 1533 erhalten diese Nonnen wohl in alter Tradition „um Gotteswillen“ fünf Scheffel Roggen vom bischöflichen Burggrafen. Wie wir aus den Visitationsakten von 1565 und 1581 erfahren, lebten diese Schwestern nach der Regel des 3. Ordens des hl. Franziskus und unterhielten sich in ihrer Armut durch Handarbeit, Anfertigung von Wachskerzen und Almosen. Sie bewohnten ein altes Haus, wahrscheinlich an der Stelle nahe der südlichen Stadtmauer, wo noch heute das Kloster liegt. In zwei Stockwerken waren 16 Zellen für etwa ebensoviele Nonnen vorhanden, i. J. 1581 waren freilich nur noch zwei Schwestern darin.

Als i. J. 1571 die gottselige Regina Protmann, eine wohlhabende Bürgerstochter aus Braunsberg, dort unter tatkräftiger Förderung des Bischofs Martin Kromer und der eben angezogenen Jesuiten auf neuer Grundlage die Kongregation der hl. Katharina aufbaute, erlebte auch das Wormditter Kloster seine Auferstehung. Der Bischof ließ das verfallene Gebäude i. J. 1586 auf eigene Kosten wiederherstellen, und der Rat schenkte bereitwillig zur Vergrößerung des Grundstückes einen anstoßenden Platz. Die neu eingetretenen Schwestern wurden von Kromer auf die Braunsberger Regeln verpflichtet; ihre Zahl scheint 7 wenig überschritten zu haben. 1587 schenkte der bischöfliche Gönner den Schwestern zum besseren Lebensunterhalt zu den 15 Scheffeln Roggen, die sie bisher aus der bischöflichen Mühle erhielten, 15 weitere und 10 Scheffel Malz, überdies zu den 6 Vierteln Holz, die sie zuvor schon aus dem Hospitals- und den städtischen Wäldern bezogen, 4 weitere aus den bischöflichen Forsten, die der Wormditter Burggraf durch die benachbarten Gärtner einschlagen und anfahren lassen mußte. Bischof Tylicki wies den Schwestern 3 Scheffel Malz aus den Amtseinkünften zu und sein Nachfolger Rudnicki i. J. 1607 7 weitere Scheffel Malz, dazu 3 Scheffel Weizen, 1 Schock Käse und 1 Fuder Heu, Leistungen, die der Burggraf alljährlich zu liefern hatte, und durch die insbesondere die Unterrichtstätigkeit der Nonnen entgolten werden sollte. Der Jungfrauenkonvent, der neben dem beschaulichen Leben sich dem Unterricht der weiblichen Jugend (bis 1877), dem Anfertigen kunstvoller Paramente, der Herstellung von Wachskerzen und ähnlichen mit dem kirchlichen Leben in Zusammenhang stehenden Beschäftigungen widmete, zählte i. J. 1656 15 Nonnen, deren Einkünfte trotz einigen Landbesitzes als schlecht bezeichnet werden. Im Jahre 1776 wurde das Konventsgebäude neu erbaut; durch Umbauten und Anbau einer Kapelle und zweier Seitenflügel in d. J. 1860 und 61 hat das Kloster seine heutige Gestalt erhalten. Zurzeit umfaßt der hiesige Konvent 73 Schwestern, von denen 24 im Kloster, 28 in der Heilstätte „Andreasberg“, 8 im St. Elisabeth-Krankenhaus, 8 in der Haushaltungsschule, je 2 im Hospital und Waisenhaus und eine im Kindergarten ihre aufopfernde Tätigkeit entfalten.

Die Wormditter Stadtwillküren von 1607 und 1677 bestimmten auf Grund alter Gewohnheit, daß das Bürgerrecht nur an Männer von guter deutscher Nation und Zunge verliehen werden dürfe. Gleichwohl scheinen sich seit der politischen Zugehörigkeit des Ermlands zu Polen (1466) unter der städtischen Bevölkerung teils vorübergehend, teils dauernd Polen aufgehalten zu haben, die freilich inmitten

der reindeutschen Einwohnerschaft bald germanisiert worden sein müssen. Im Jahre 1537 wird in Wormditt ein polnischer Vikar erwähnt. Bischof K r o m e r (1579 — 89), der sich die Pflege des Polentums im Ermland besonders angelegen sein ließ, bestimmte, daß die unteren Räume der auf dem Kirchhof gelegenen Schule zu einer p o l n i s c h e n Kapelle eingerichtet würden, und setzte ein Legat von 87 Mark für die polnischen Predigten aus. Da jedoch nur selten ein der polnischen Sprache kundiger Priester vorhanden, das Bedürfnis nach einer polnischen Seelsorge auch kaum fühlbar war, ging dieser Gottesdienst schon nach wenigen Jahren wieder ein. Im Jahre 1622 war die Kapelle mit Altar, Kanzel und Bänken noch vorhanden, doch wurde die hl. Messe nie mehr darin zelebriert. Am Ende des 17. Jahrhunderts war die Kapelle völlig baufällig, statt der Fenster hatte sie nur Läden. Im Jahre 1708 wurde sie wegen ihres trostlosen Zustandes von Bischof Zaluski aufgehoben und ihr Einkommen der Pfarrkirche überwiesen. Übrigens wurden in ihr von Zeit zu Zeit, so 1590 und zu Allerseelen 1699, feierliche Knochenbegräbnisse vollzogen. Da man nämlich beim Begraben der Toten auf dem Platz um die Kirche allmählich wieder auf die Gebeine der früher Bestatteten stieß, sammelte man diese in dem sog. Beinhaus auf dem Kirchhof. Bot dieses keinen Raum mehr, so wurde ein Teil der Knochen feierlich nach der polnischen Kapelle überführt und dort zu Füßen des Altars begraben.

Die Jerusalemkapelle an der Straße nach Wagten wird 1606 zuerst erwähnt. In ihrer Nähe, auf dem Galgenberg, befand sich das Wormditter Hochgericht. Der heutige Bau stammt aus d. J. 1829.

Politische und kirchliche Gemeinde fielen bis zum Verlust der ermländischen Selbständigkeit zusammen; daher geschah es, daß der Magistrat von Wormditt in Zeiten der Not im Namen der städtischen Bevölkerung religiöse Gelöbnisse machte, für deren Ausführung er Mittel aus der Kammereikasse zur Verfügung stellte, deren Erfüllung auch die späteren Geschlechter als eine heilige Pflicht ansehen sollten. So wurde anläßlich eines großen, durch Blitz entstandenen Scheunenbrandes in der Heilsberger Straße i. J. 1718 eine Prozession zu Ehren des hl. L a u r e n t i u s gelobt und i. J. 1743 nach neuem Blitzschaden in der Elbinger Vorstadt vom Rat folgendermaßen erneuert: Nach vorheriger „Abkündigung von der Kanzel“ soll eine Almosensammlung für das Laurentius-Opfer erfolgen. Am Feste des Heiligen (10. August) soll das Opfer vom Hause des präsidierenden Bürgermeisters zu der alten Brandstätte gehen und dann in die Kirche geführt werden. Dort findet eine Predigt statt, danach eine Prozession mit dem hl. Sa-

fragment und ein Levitenamt mit Aussetzung und Musik. Noch 1788 zahlte die Kämmereikasse dazu 1 Tl. 24 Gr. Ebenso war eine Viehseuche i. J. 1732 der Anlaß zum Gelöbniß einer Messe und einpfündigen Wachskerze zu Ehren des hl. Rochus (16. August), wozu die Stadtkasse i. J. 1788 fast denselben Betrag beisteuerte. Für die Gemeindefahrt nach Glottau gab damals die Stadt 11 Tl. 73 Gr., zur Fronleichnamsprozession 1 Tl. und für den Opfergang am Feste der hl. Elisabeth, der Stadtpatronin (19. November), 1 Tl. 3 Gr. Noch bis in unsere Gegenwart hat sich die schöne fromme Sitte erhalten, daß am Sonntag nach Elisabeth das Bild der Heiligen feierlich unter dem Geläute aller Glocken von zwei Kirchenvätern vom Rathhaus zur Kirche getragen und dort auf dem Elisabethaltar für eine Woche aufgestellt wird.

Der **P f a r r h o f** oder die **Widdem** lag zweifellos von Anfang an am Westen der Kirche an derselben Stelle wie heute. Er bestand aus dem Wohnhaus des Pfarrers und den erforderlichen Wirtschaftsgebäuden. Bau und Unterhaltung dieser Gebäude oblag der Stadt ebenso wie die der **Kaplanei** und der übrigen Kirchenbedienten-Wohnungen. Die schmale, schiefwinklige Kaplanei lag etwas südlich an der Stadtmauer zwischen der Pfarrschule und dem später sog. **Urendtschen Turm**. Sie wurde i. J. 1897 für 1000 Mark zum Abbruch verkauft und gemeinsam mit der alten Schule niedergelegt. Zu der neuen Kaplanei, die der Zimmermeister **Ant. Bergmann** 1897/8 erbaute, gab die Stadt einen Barzuschuß von 12 000 Mark.

Die **Wormditter evangelische Gemeinde** bildete sich erst nach dem Übergang des Ermlandes an Preußen (1772). Schon als die Stadt in den Händen des letzten Hochmeister **Abrecht** war (1520 — 25), der bekanntlich i. J. 1525 mit seinem Lande zur lutherischen Kirche übertrat, verurächte der **samländische Bischof Georg von Polenz** durch den Prediger **Jakob** die Reformation in **Wormditt** einzuführen (1524). Indessen wiesen Rat und Gemeinde diesen Prädikanten „einträchtiglich“ zurück, und der Pfleger des Hochmeisters in **Wormditt**, **Wolfgang v. Holda**, wagte nicht, ihn zu halten, aus Besorgnis, daß „Aufruhr und Schaden daraus entspringen“ möchte. Gleichwohl gewann kurz darauf die lutherische Bewegung in der Bürgerschaft eine Reihe von Anhängern. Zumeist war dieser Erfolg wohl auf die Predigten des **Wormditter Vikars Simon Marhita** zurückzuführen, der sich dem neuen Glauben zugewandt hatte und für ihn im ganzen Ermland eine lebhaft propagandistische entfaltete. Auch der in der Stadt tätige Geistliche **Peter Schneider** war ein eifriger Verfechter der **Wittenberger Lehre**, die ihn mit der altkirch-

lichen Partei in heftige Streitigkeiten verwickelt zu haben scheint. Bischof Moriz Ferber sah sich bei seinem Besuch in unserer Stadt im August 1526 genötigt, gegen die Führer der Bewegung einzuschreiten. Wir finden unter ihnen einen Gerber, Hutmacher, Schmied, Schuster, einen zugewanderten Messerschmied, einen Kürschner, Bäcker, Goldschmied, Bechler und Böttcher vertreten, Mitglieder also des gewerblichen Mittelstandes. 6 von den 13 angeschuldigten Parteihäuptern wurden nach Heilsberg zur Verantwortung zitiert, wo ihnen schließlich auf ihre Bitten Verzeihung gewährt, zugleich aber für die Zukunft bei ähnlichen Versuchen die Todesstrafe und die Einziehung ihrer Güter angedroht wurde. Der Vikar Marchita wurde des Landes verwiesen. So wurde durch strenge Ahndung die lutherische Lehre im Keime erstickt. Die ermländische Landesordnung v. J. 1526, wie auch später die Wormditter Stadt-Willküren von 1607 und 1677 trugen durch ihre nachdrücklichen Bestimmungen dafür Sorge, daß das Ermland und Wormditt rein katholisch blieben.

Als nun i. J. 1772 unser Bistum mit dem überwiegend evangelischen Königreich Preußen vereinigt wurde, kamen lutherische Beamte und, da Wormditt vorübergehend Garnison zweier Kompagnien Infanterie war, lutherisches Militär in unsere Stadt. Auch mancher evangelische Gewerbetreibende zog hier an. 1784 wird der evangelische Lehrer Schulz erwähnt, der i. J. 1788 von der Stadt für Wohnungsmiete 12 und an Zulage 8 Taler erhält. Er legte auch ein Kirchenbuch der Gemeinde an, das für die Jahre 1784—94 27 Geburten und Tausen verzeichnet. 1799 besuchten die evangelischen Kinder wieder die katholischen Schulen, während der Pfarrer von Reichau für die evangelische Gemeinde auf dem Rathausaal sechsmal jährlich Gottesdienst hielt, dort auch Amtshandlungen wie Trauungen vollzog. Später verwalteten die Pfarrer von Liebstadt und Mehlsack nebenamtlich die hiesige evangelische Seelsorge, bis 1826 mit der Einführung des Kandidaten der Theologie Lausmann als Rektor und Katechet die Organisation der Gemeinde eine festere Gestalt annahm. Mit Hilfe eines königl. Gnadengeschenks von 15 000 Talern wurde im Frühjahr 1828 der Bau des Pfarr- und Schulgebäudes begonnen und am 3. August 1829 der Grundstein zur Kirche gelegt, bei welcher Feier mit Erlaubnis des Fürstbischofs Josef von Hohenzollern die Glocken der katholischen Pfarrkirche geläutet wurden. Im folgenden Jahre wurden Kirche und Schule eingeweiht, und am 19. Dezember 1830 erhielt die nunmehr selbständig gewordene Gemeinde in der Person des Gastpredigers von Mehlsack Weiß ihren ersten Pfarrer. Die Seelenzahl der

Gemeinde belief sich i. J. 1837 in der Stadt auf 288, in den eingepfarrten ländlichen Ortschaften auf 212, war i. J. 1839 schon auf insgesamt 600 gestiegen. Der einfach, aber würdig gehaltenen Kirche wurde 1873 ein Glockentuhl hinzugefügt, für den Kaiser Wilhelm I. aus dem Berliner Artillerie-Depot zwei eroberte französische 12-Zentimeter-Kanonen als Glockenmaterial angewiesen hatte. Im Jahre 1887 hatte die Gemeinde das Rentamtsetablissemment Kleinhof für 8420 Mark von der Regierung zur Anlegung eines Hospitals erworben; im kleineren Gebäude sind arme alte Leute als Pfleglinge untergebracht, während das Hauptgebäude vermietet ist. Seit 1906 schmückt ein neuer schöner Campanile das evangelische Gotteshaus.

Im Weltkriege opferte die evangelische Kirchengemeinde ebenfalls ihre Orgelpfeifen sowie sämtliche drei Glocken fürs Vaterland. Durch eine Spende des Rentiers Emil König-Königsberg konnten gleich nach dem Kriege zwei neue Gußstahlglocken angeschafft werden, wie auch die Prospektpfeifen von der Gemeinde ersetzt wurden. Für die 21 Gefallenen der Pfarre wurden zwei Gedächtnistafeln zu beiden Seiten des Altars aufgehängt, für die Architekt Schönweiler-Königsberg den Entwurf gefertigt hatte.

Einen besonderen Fortschritt für die Entwicklung des Gemeindelebens bedeutete der von Pfarrer Nitz getätigte Bau eines Gemeindehauses, das im Garten des früheren Rentamts errichtet und im März 1929 feierlich seiner Bestimmung übergeben wurde. Es besteht aus einem geräumigen Saal (10 × 13 Meter) mit Bühne und vier Wohnungen.

Nach der letzten Zählung beträgt die Seelenzahl der Gemeinde Wornsditt (Stadt und Land) 1033.

Die Reihenfolge der Pfarrer lautet: 1. Weiß 1830 — 40. 2. Grämer 1841 — 50. 3. Dr. Höder 1850 — 63. 4. Braunschmidt 1863 — 66. 5. Joachim 1866 — 72. 6. Eschenbach 1872 — 79. 7. Krause 1879 — 81. 8. Büttner 1882 — 86. 9. Nitz 1887 — 1912. 10. Nitz 1913 — 29. 11. Lic. Hanne seit 1930.

Wenn auch mehreren Juden durch bischöfliche Privilegien der Handel im Ermland verstattet war, so hat sich doch eine jüdische Gemeinde in unserer Stadt erst um die Wende des 18. Jahrhunderts gebildet. Ihr Friedhof ist i. J. 1806 angelegt, die Synagoge wurde 1849 erbaut. Im Jahre 1835 wurden 59 Juden unter 2939 Einwohnern gezählt. Während die Gemeinde i. J. 1870 ungefähr 40 Familien umfaßte und noch i. J. 1910 82 Mitglieder zählte, ist sie nach der Volkszählung von 1925 auf 11 Familien mit 51 Köpfen zurückgegangen. Zur Pflege des Religionsunterrichts

ist ein Lehrer angestellt, dem auch die Ausübung aller Kult- und Amtshandlungen obliegt. —

Aus dem Bedürfnis der Kirche und des Gottesdienstes entwickelte sich schon im frühen Mittelalter das Schulwesen. Die ersten Spuren einer Schule in unserer Stadt lassen sich in einer Urkunde v. J. 1343 feststellen, in der die Aufnahme des Wormditter Schulzensohnes Peter an die bischöfliche Hofschule auf dem hiesigen Schlosse erwähnt wird. Mit der Verlegung der bischöflichen Residenz nach Heilsberg siedelte auch diese Schule dorthin über. Eine städtische Pfarrschule unter gemeinsamer Verwaltung von Rat und Pfarrer muß ebenso wie in den anderen Städten des Ordenslandes schon im 14. Jahrhundert bestanden haben, zumal seit dieser Zeit bis 1525 über 40 Wormditter Studenten an den deutschen und ausländischen Universitäten nachgewiesen werden können, unter ihnen Peter von Wormditt, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts Gesandter des deutschen Ordens am päpstlichen Hofe zu Rom war (s. Kap. IX), und Georg Lessener, der i. J. 1486 das Amt des Rektors der Universität Leipzig bekleidete.

Eine Neuregelung des Unterrichtswesens im streng kirchlichen Sinne erfolgte unter den tatkräftigen Bischöfen der Gegenreformation Hosius, Kromer und Rudnicki. Aus den Visitationsakten d. J. 1565 erfahren wir, daß damals Schulmeister Sculteti (Schulz) ohne Kantor oder sonstigen Mitarbeiter 82 Knaben in drei Klassen unterrichtete. Er erhielt vom Rat kein Gehalt, aber von den einzelnen Häusern der Pfarreingesessenen vierteljährlich einen Schilling, zusammen etwa 4 Mark. Die Schüler der Elementarklassen zahlten vierteljährlich je 5 Schilling, die anderen 10 Sch.; dazu kamen die üblichen Sporteln vom Kirchendienst und von zwei Bruderschaften je 5 Groschen im Quartal. Die Kirchenväter werden als die Erbauer und Unterhalter des Schulgebäudes bezeichnet. Dieses war nach dem Befund der Visitatoren d. J. 1581 zwar ein gemauertes Haus, aber der Giebel zeigte vor Altersschwäche Risse; infolgedessen regnete es durch, faulte das Gebälk. Schulmeister ist jetzt Michael Wegner, Sohn eines Riemers aus Heilsberg, 23 Jahre alt, der mehrere Jahre bei den Jesuiten in Braunsberg und Wilna studiert hat, ein bescheidener, braver, nicht ungelehrter junger Mann. Ihm steht Simon Bonberg aus Wormditt als Kantor zur Seite, der sehr über sein geringes Einkommen klagt. Im ganzen zählt die Schule 76 Knaben, von denen 23 der Oberklasse angehören.

Einen interessanten Einblick in den Lehrbetrieb jener alten Wormditter Schule gewährt uns der Stunden-

plan d. J. 1581. Der Unterricht beginnt täglich bereits um 6 Uhr morgens und wird mit einem Gebet eingeleitet. Sogleich wird lateinische Grammatik getrieben, wobei auswendig Gelerntes hergesagt und deutsch und lateinisch gesprochen wird. Um 7 Uhr werden lateinische Briefe gelesen und Redewendungen daraus gesammelt. Um 8 Uhr gehen die größeren Schüler zum Gesang beim Gottesdienst in die Kirche, während die kleineren in der Schule beten lernen. Nachmittags um 1 Uhr beginnt der Unterricht wieder. Zunächst werden die gelernten lateinischen Briefwendungen kurz aufgesagt; danach folgt eine Stunde lang Musik, natürlich im Anschluß an den Kirchengesang. Um 2 Uhr werden die Fabeln des Aesop gelesen. Um 3 Uhr wird die Vesper in der Kirche gesungen. Danach erklären die Knaben deutsch die sog. Sentenzen Catos und werden im lateinischen Deklinieren und Konjugieren geübt, wenn der Lehrer noch Zeit hat. Bevor der Unterricht schließt, werden die Lektionen des ganzen Tages wiederholt. Außerdem stellt der Lehrer täglich schriftliche Aufgaben. Jeden Mittwoch und Freitag wird statt Cato der Katechismus des Jesuiten Peter Canisius behandelt. Der Donnerstag ist frei, eine Stunde wird an ihm der gemeinsamen Erholung gewidmet. Sonntags werden in der letzten Nachmittagsstunde statt Cato die Evangelien und Episteln besprochen. Die kleineren Schüler beten am Sonntag-Nachmittag in der Kirche laut und deutlich in deutscher Sprache das Vaterunser und einige andere Gebete vor (Ave, Glaubensbekenntnis, 10 Gebote, das allgemeine Sündenbekenntnis), damit auch die anderen Knaben und Mädchen aus der Stadt sie lernen. In den Quatempertagen und während der Fasten- und Adventszeit sollen die Knaben einander in der Kirche im Katechismus abfragen, damit die unwissenden Zuhörer dadurch lernen.

Wir sehen also, wie diese Pfarrschule im engsten Zusammenhang mit der Kirche hauptsächlich Religion, Latein und Musik pflegte und auf das Auswendiglernen besonderen Wert legte. Die Kenntnis der lateinischen Sprache war damals nicht nur für das kirchliche, sondern auch für das bürgerliche Leben von hoher Bedeutung. Für gute Leistungen der Wormaldter Schule scheint die Tatsache zu sprechen, daß Bischof Rudnicki zu Anfang des 17. Jahrhunderts in den Schlössern zu Wormald und Braunsberg über 30 Zöglinge, teils Verwandte, teils adlige Polen und Preußen, teils Arme völlig unterhielt und bekleidete, die doch wohl die dortigen Schulen besucht haben müssen. Eine allgemeine Schulpflicht bestand damals noch nicht; in der Hauptsache werden die begabteren Bürgeröhne Schüler der Pfarrschule gewesen sein, deren Eltern das bestimmte Schul-

geld zahlen wollten. Ende des 16. Jahrhunderts war der Wormditter Lehrer sogar auf Freitisch bei den Eltern seiner Schüler angewiesen; i. J. 1622 wird ihm vom Rat die Anfuhr eines trockenen Baumes als Brennholz zugesichert.

Im Jahre 1594 lernen wir als Schulleiter *S e v e r i n G r u b e*, als Organisten und Kantor *M a t t h ä u s Z i m m e r m a n n* kennen; letzterer war der Gehilfe des Hauptlehrers namentlich für die Musik. Der Organist und Kantor *U r b a n G e r i k* heiratete 1608 Katharina, die Tochter des verstorbenen Bürgermeisters *Urban Leyer*, und wurde während des Schwedenkrieges selbst Bürgermeister von Wormditt. Auch Kantor *Joh. Freitag* stieg 1718 zum Stadtoberhaupt auf. Aus der späteren Zeit seien noch folgende Wormditter Schulleiter genannt: *Jakob Lilienthal*, zugleich Ratsherr, † 1721. *Andreas Böhm* † 1745. *Andreas Zander*, Böhms Nachfolger, wird noch 1795 amtierend erwähnt. *Franz Eckert* um 1799, dessen Sohn *Andreas* gleichzeitig Kantor ist. Ein tragisches Schicksal ereilte am 16. Mai 1683 den jungen, durch seine Tugend ausgezeichneten Kantor *Georg W e r s k i* aus Guttstadt, der erst vor kurzer Zeit die Köpeler Jesuitenschule verlassen hatte. Während eines schweren Gewitters kniete der musterhafte Jüngling vor dem Hochaltar, um pflichtgetreu das übliche *Salve Regina* zu singen, als ein Blitz herniederzuckte und ihn tödlich traf. Ein Gemälde in der Kapelle rechts vom Hochaltar hielt noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts diesen erschütternden Vorfall im Gedächtnis der Pfarrgemeinde fest.

Das zweistöckige Pfarrschulgebäude lag südlich der Kirche an der Stadtmauer und enthielt neben den Klassenzimmern zugleich die enge Lehrerwohnung. In den Pausen tummelte sich die lernbesessene Jugend auf dem Friedhof unter den Gräbern, und mancher der Knaben rißte nicht nur in der Schulbank, sondern auch in dem Gemäuer des gegenüberliegenden Gotteshauses seinen Namen ein, um sich zu verewigen. Während des Jahrhunderts, da die unteren Räume zur polnischen Kapelle eingerichtet waren, war das Schullokal zweifellos sehr beengt, wenn nicht etwa durch einen Erweiterungsbau diesem Mangel abgeholfen wurde. Im Jahre 1746 soll der Vikar *Lauff* seine an die Schule stoßende Wohnung aufgeben, damit der Lehrer mehr Raum zum Unterricht besonders in der Musik gewinnt.

Die *M ä d c h e n s c h u l e* läßt sich in der Stadt erst seit der Wende des 16. Jahrhunderts nachweisen, mag aber vielleicht schon mit dem ersten Nonnenkloster in Zusammenhang gestanden haben. Die Katharinen-schwestern richteten in ihrem Kloster eine Mädchenschule ein und unterrichteten hier die ihnen anvertrauten Kinder in den guten Sitten, in Religion, Lesen, Schreiben und Handarbeiten. Die Stadt

steuerte zu dieser Privatschule nur etwas Brennholz bei, die Eltern der Schülerinnen zahlten vermutlich ein niedriges Schulgeld. Der Erfolg des Unterrichts der weiblichen Jugend im Ermland wird in verschiedenen amtlichen Berichten des 18. Jahrhunderts als durchaus erfreulich bezeichnet. Auch ärmere Mädchen verdankten den Schwestern ihre Kenntnisse in der Religion und im Lesen, und es soll kaum eine Frau gegeben haben, die nicht deutsche Gebetbücher zu lesen imstande war.

Nach der preußischen Okkupation bemühte sich die neue Regierung nicht nur um die Gründung lutherischer Schulen, sondern auch um Hebung des katholischen Volksschulwesens. Zunächst wirkte sich die Aufhebung des Jesuitenordens (1773), der den Knabenschulen die Lehrer vorgebildet hatte, nachteilig aus. In der Not sollen sich sogar Handwerker, wie der Schuhmacher Poschmann in der Johannisgasse, des Unterrichts der wißbegierigen Knaben angenommen haben. Erst mit der Eröffnung des Braunsberger Normalinstituts (3. 7. 1811), des späteren *Lehrerseminars*, das pädagogisch geschulte Lehrer heranzubildete, und mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht (1825) nahm das Unterrichtswesen einen erfreulichen Aufschwung. Im Jahre 1835 waren 3 Klassen und 3 Lehrer für 290 Knaben und ebensoviele Klassen und Schulschwestern für 265 Mädchen vorhanden. Bischof Josef von Hohenzollern bemühte sich damals lebhaft um Errichtung einer 4. Klasse für die Mädchen und wollte sogar selbst die Unkosten übernehmen, wenn die Stadt einen Gehaltszuschuß für die Lehrerin und das benötigte Brennholz beisteuern wollte; aber die städtischen Körperschaften zeigten kein Entgegenkommen, und so zerfiel der Plan. Die Regierung trug zu diesen Schul-lasten überhaupt nichts bei.

Als eine erhebliche Störung des konfessionellen Friedens wurden von der katholischen Gemeinde die Kulturkampfgesetze empfunden, durch die i. J. 1872 dem Propst Briese die bisher ausgeübte Kreis Schulinspektion und i. J. 1877 den Katharinen-schwestern nach 300jähriger segensreicher Betätigung der Unterricht entzogen wurde. Nun übernahmen vier Laienlehrerinnen und zwei Lehrer den Unterricht in der katholischen Mädchenschule, die damals 520 Schülerinnen zählte. Die Zahl der Lehrer und Klassen wuchs allmählich bis zum jetzigen Stande von 8 an der katholischen Knaben- und 7 an der Mädchenschule mit über 800 Schülern; die evangelische Volksschule weist in zwei Klassen durchschnittlich 85 Schüler auf. Der tatsächliche Geburtenrückgang macht sich in der Frequenz dieser Schulen infolge der Bevölkerungszunahme der Stadt weniger bemerkbar. Als langjährige erfolgreiche Lehrer und Schul-

leiter sollen an dieser Stelle die Namen des katholischen Direktors Karl König, der hierorts 1840—89 gewissenhaft seines mühevollen Amtes waltete, wie des evangelischen Kantors Gottfried Mokkus, der von 1856—1901 seine geschätzten Kräfte der lernenden Jugend gewidmet hat, nicht unerwähnt bleiben.

Der Bau des ev. Schul- und Pfarrhauses wurde i. J. 1828 begonnen; i. J. 1926 wurde die Schule aus dem Pfarrhause herausgenommen und in der kath. Knabenschule untergebracht. Als für die wachsende Schülerzahl der kath. Knabenschule die engen Räume an der Kirche nicht mehr ausreichten, waren mehrere Klassen Ende der 60 Jahre in den Nordflügel des alten Bischofsschlusses verlegt worden, bis i. J. 1889 mit einem Kostenaufwand von etwa 42 000 Mk. die kath. Mädchenschule erbaut wurde, in der auch einige Knabenklassen Unterkunft fanden. Nun erst verließ die Mädchenschule ihre bisherigen Räume im Klostergebäude. Im Mai 1899 konnte die neue kath. Knabenschule ihrer Bestimmung übergeben werden, die an der Stelle des abgebrochenen Schloßflügels zum Teil auf dem alten Fundament errichtet worden war, und zu der die Regierung einen Bauzuschuß von 12 000 Mk. beisteuerte. Später tauschten die beiden Schulen ihre Gebäude, und die nunmehr geräumigere Knabenschule bot vorübergehend der Selektta wie jetzt der ev. Volksschule und der Berufsschule Unterkunft.

Einem lange gehegten Wunsch weiterer Kreise der Stadt entsprechend wurde zu Neujahr 1867 eine lateinische Bürgerschule eröffnete, die schon i. J. 1870 bis zur Obertertia einschließlich erweitert wurde. Ihre höchste Frequenz (134 Schüler) erreichte die vierklassige Selektta 1872, als infolge der kirchenpolitischen Wirren am Braunsberger Gymnasium die Mehrzahl der kath. Schüler vorübergehend andere Anstalten aufsuchte. Erst seitdem ein Teil der Bürgerschaft die Selektta als Luxus Schule bekämpfte und schließlich noch die Regierung der Stadt einen jährlichen Zuschuß von 5 000 Mk. entzog, schwand allmählich die Lebenskraft der Anstalt, bis sie i. J. 1894 ihre letzte Klasse (mit 7 Tertianern) schloß. Die Zahl von 2 310 Schülern, die im Album der Selektta verzeichnet sind, und von denen die Hälfte einheimisch, die andere auswärtig war, ein starker Prozentsatz aber in angesehenen Stellung gelangte, spricht deutlich genug von dem materiellen und ideellen Nutzen der Schule für die Stadt. Daher war es nur dankbar zu begrüßen, daß zu Ostern 1902 der tatkräftige Erzpriester Hinzmann die entschlafene Selektta wieder ins Leben rief. Allmählich zur fünfklassigen, nach dem Lehrplan des humanistischen Gymnasiums unterrichtenden Anstalt aus-

gebaut, wurde sie am 1. Januar 1911 auf den Etat der Stadt übernommen und zählte i. J. 1912 5 Lehrkräfte und 109 Schüler. Sie hatte im Gebäude der kath. Knabenschule Platz gefunden.

Ebenfalls eine Schöpfung des Erzpriesters Hinzmann ist die höhere Mädchenschule, deren Gründung schon die Katharinenwestern verwirklicht hätten, wenn nicht der Kulturkampf hindernd dazwischen getreten wäre. 1904 errichtet, nahm diese Anstalt Schülerinnen nach dem 3. Schuljahr auf und bereitete sie in 7 aufsteigenden Klassen (3 Abteilungen) zur Aufnahme in ein Oberlyzeum oder eine höhere Studienanstalt vor. An der Schule, die in dem ehemaligen Amtsgericht in der Neustadt untergebracht war, unterrichteten i. J. 1912 außer dem Begründer und Leiter 3 vollbeschäftigte und 2 Hilfskräfte 60 Schülerinnen. Im Jahre 1922 wurde die Schule auf den städtischen Etat übernommen.

Da für die beiden höheren Schulen nur unzulängliche, behelfsmäßige Räume zur Verfügung standen, wurde von den städtischen Körperschaften ein modern ausgestatteter Neubau beschlossen, der am 20. Oktober 1925 in der Bahnhofstraße feierlich eingeweiht werden konnte. Der schmale Monumentalbau bildet inmitten von Gartenanlagen eine Zierde der Stadt. Hinter den getrennten Schulhöfen und dem Schulgarten folgt die 1923/24 erbaute Turnhalle, die auch von den Volksschulen und den Sportvereinen benutzt wird. Anschließend bieten die neue Badeanstalt und der 15 000 qm. große Sportplatz ideal verbundene Gelegenheiten zur körperlichen Ertüchtigung der heranwachsenden Jugend.

Unter der Leitung des Studiendirektors Dr. Müller erfolgte am 1. April 1926 die staatliche Anerkennung der höheren Knabenschule als Progymnasium, die Zusammenlegung beider höheren Schulen zu Ostern 1928 und die Umwandlung in ein Reformrealprogymnasium zu Ostern 1930. 8 Lehrkräfte unterrichteten am 1. Februar 1930 89 Schüler und 58 Schülerinnen, von denen 87 einheimisch, 60 auswärtig, 126 kath., 18 evg., 3 jüdisch waren; zu Beginn des Schuljahres 1930/31 stieg die Gesamtzahl auf 184 Schüler und Schülerinnen.

Für Töchter aus ländlichen und bürgerlichen Kreisen wurde auf Anregung des Crossener Stiftspropstes August Schacht vom ost- und westpreussischen Bauernverein eine Haushaltungsschule, verbunden mit Pensionat, ins Leben gerufen, die zu Ostern 1890 mit zwei Lehrschwestern, die in der gleichen Anstalt der Franziskanerinnen im westfälischen Freckenhorst ihre Ausbildung er-

fahren hatten, und mit 21 Schülerinnen eröffnet wurde. Sie sollte der Aufgabe dienen, nicht mehr schulpflichtige junge Mädchen durch praktischen und theoretischen Unterricht für ihren späteren Beruf vorzubilden. Die von den Schwestern der hl. Katharina geleitete Anstalt hat bereits über 2000 Schülerinnen (jährliche Durchschnittsfrequenz 45 bis 50) aus Ost- und Westpreußen gediegene hauswirtschaftliche Kenntnisse vermittelt und damit schon lange, bevor im übrigen Ostpreußen diese Aufgabe als notwendig erkannt wurde, eine mustergiltige Arbeit geleistet. Im Jahre 1914 hatte die Frequenz der Schule mit 72 Mädchen ihren höchsten Stand erreicht, und man erwog ernstlich den Plan eines Neubaus, als der Weltkrieg störend dazwischen kam. Am 1. August 1914 mußte die Anstalt geschlossen und zu Lazarettzwecken bereitgestellt werden. Nach dem Gefecht bei Wormditt wurden hier kurze Zeit 8 Verwundete und 80 Leichtkranke verpflegt. Am 1. Dezember konnte der Schulbetrieb wieder aufgenommen werden, doch betrug die Schülerinnenzahl im folgenden Sommer nur 15, hob sich aber allmählich wieder. Um den gesteigerten Anforderungen an die weibliche Berufsausbildung zu genügen, erweiterte die Schulleitung den Lehrplan und beantragte die staatliche Anerkennung der Anstalt als öffentliche Haushaltungsschule; diesem Antrag wurde im Nov. 1925 vom Minister stattgegeben. So kann das für den Beruf einer landwirtschaftlichen Lehrerin geforderte Frauenlehrjahr an dieser Anstalt absolviert werden.

Nachdem die frühere Fortbildungsschule in den Inflationsjahren eingegangen war, wurde auf Veranlassung der Regierung im September 1929 eine Berufsschule eröffnet, die sogleich 175 Schüler und Schülerinnen zählte, zu Ostern 1930 insgesamt 189. Neben dem Leiter Diplomhandelslehrer Rosenberg unterrichten 2 Lehrer und 3 Meister nebenamtlich an dieser Schule. Vier Fachklassen sind für die gewerblichen, eine für den kaufmännischen und eine für die weiblichen Berufe eingerichtet. Einstweilen ist die Anstalt behelfsmäßig in der kath. Knabenschule und im Jugendheim, dem früheren Amtsgericht, untergebracht.

Der vom Erzpriester Hohmann in den Räumen des ehemaligen Amtsgerichts begründete Kindergarten betreut unter Leitung einer Katharinen Schwester durchschnittlich 50 noch nicht schulpflichtige Kinder.

Mit 87 534 Mark Einnahmen und 215 037 Mark Ausgaben schließt der Etat für Volksbildung i. J. 1930 ab; die höchste Position der kommunalen Ausgaben, die von dem ernstesten Streben der Bürgerschaft zeugt, das städtische Schulwesen auch unter großen finanziellen Opfern in Blüte zu erhalten.

## Vom bürgerlichen Leben.

Ueber das bürgerliche Leben im alten Wormditt gibt uns kein Archivstück reichere Aufschlüsse, als die auf Pergament geschriebene, in Leder gebundene und an den Ecken mit Messingbuckeln beschlagene Stadt-Willfür, d. i. Polizei-Ordnung vom Jahre 1677, die heute im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrt wird. Sie war freilich nicht die erste ihrer Art. Bereits i. J. 1607 war auf Grund alter städtischer Rechte und Gewohnheiten und in Anlehnung an die ermländische Landesordnung von 1526 nach längeren Beratungen und einträchtigem Beschluß des ganzen Rates und der gemeinen Bürgerschaft eine Willfür festgesetzt worden, deren Genehmigung die Bürgermeister Johann Klinger und Anselm Lauterwald am 6. Februar von Bischof Simon Rudnicki in Heilsberg erwirkten. Der Foliant des bischöflichen Archivs in Frauenburg, der uns den Wortlaut der 151 Artikel aufbewahrt hat, gibt dazu die bezeichnende Anmerkung: Wie die Stadt zu Kriegezeiten durch die Waffen verteidigt wird, so wird sie im Frieden durch gerechte Gesetze und Gewohnheiten regiert. Zum guten Regiment in der Stadt ist viererlei erforderlich: 1. Daß die Gesetze mit Weisheit gut erfunden werden, — das ist die Aufgabe des Rates; 2. daß sie durch die bürgerlichen Machthaber treu gehütet werden, — das ist das Amt des Bürgermeisters; 3. daß die Taten der Bürger nach den gerechten Gesetzen richtig abgeurteilt werden, — das ist die Sache der Schöppen; 4. daß die Gesetze unverbrüchlich und gehorsam gehalten werden, — das ist Pflicht der ganzen Bürgerschaft.

Nachdem Bischof Rudnicki diese Verordnungen eingehend geprüft und erkannt hatte, daß „sie zu gutem ordentlichen Regiment, bürgerlichem Gehorsam, Frieden und nachbarlicher Eintracht der Einwohner“ dienten, genehmigte und bestätigte er sie.

Im Laufe der Zeit hatten sich jedoch mancherlei Mängel herausgestellt, verschiedene Bestimmungen als unzweckmäßig erwiesen, und deshalb beschloßen der ehrsame Rat und die Gemeinde i. J. 1677 eine neue Satzung von 147 Artikeln, die im wesentlichen eine Wiederholung der alten bedeutete, in Einzelheiten aber Verbesserungen bieten sollte. Die beiden Bürgermeister Johann Wagner und Georg Hohmann und der Schöppenmeister Ambrosius Niczmann reisten nach Heilsberg, um die landesherrliche Bestätigung zu erbitten, und Bischof Johann Stephan Wndzyna willfahrte ihrem Wunsche, indem er unter derselben Begründung wie sein Vorgänger am 6. August 1677 die Genehmigung erteilte. Durch diese neue Willfür wurde

natürlich die alte hinfällig und kassiert, und wir kennen deren Wortlaut nur durch die Abschrift in den Frauenburger Acta curiae (A 7, f. 418 — 39). Diese wertvollen Gesetze gewähren uns einen lehrreichen Einblick in die Gliederung der Bevölkerung, in Handel und Gewerbe, Leben und Treiben in der fürstbischöflichen Stadt Wormditt, von dem hier einiges zugleich auch auf Grund anderen archivalischen Materials mitgeteilt sei.

Rechtlich, sozial und wirtschaftlich unterschied man unter der erwachsenen männlichen Bevölkerung Wormditts Bürger und E i n s a s s e n . Nur der Bürger war ein vollberechtigtes Mitglied der städtischen Gemeinde. Wer das Bürgerrecht gewinnen wollte, mußte der römisch-katholischen Kirche angehören, von guter deutscher Nation und Zunge und frei, freigebohren oder freigelassen, sein. Die Vorstädter durften nur dann Bürger werden, wenn sie als Meister, etwa als Töpfer, Schuhmacher oder Radmacher, ein Handwerk ausübten. Wer nicht dafür Bürgerschaft leisten konnte, daß er wenigstens ein Jahr lang in der Stadt bleiben und seine bürgerlichen Pflichten erfüllen werde, durfte nicht in die Bürgerschaft aufgenommen werden. Wer Bürger werden wollte, mußte schwören, dem gnädigsten Herrn Bischof von Ermland, wie dem ehrsamem Rat der Stadt gehorsam, treu, hold und gewähr zu sein, sie vor Schaden zu warnen, keinen Aufruhr, Zwietracht, Uneinigkeit und Bündnis wider sie heimlich oder offenbar zu machen, sondern solche möglichst zu verhüten und zu verhindern. Für die Verleihung des Bürgerrechts hatten die Söhne ansässiger Bürger nach der Willkür d. J. 1607 eine Mark zu 20 Groschen, Fremde 10 Mark zu entrichten, nach der Willkür von 1677 einheimische Bürgersöhne 4 Mark und 10 Groschen, Fremde nach Stand und Vermögen. J. J. 1772 betrug diese Steuer für Einheimische 3 Fl., für Auswärtige 20 Fl., i. J. 1788 für letztere 3, für erstere 2 Taler.

Erst nach dem Erlaß der zweiten Willkür scheint sich der Stand der G r o ß b ü r g e r herausgebildet zu haben, denen gegenüber die anderen später auch als Klein-Bürger bezeichnet wurden. Es waren dies Kaufleute, die nicht eine Handwerks-Profession übten, sondern eine „größere Siantierung“, Handel trieben und für ihren einträglicheren Erwerb ein höheres Bürgerrechtsgeld zahlen mußten, das i. J. 1757 für Auswärtige 60 Fl., d. h. die dreifache Gebühr dessen betrug, was die Kleinbürger entrichten mußten. Abgesehen von der wirtschaftlichen Vorzugsstellung, scheint das Großbürgerrecht keine Vorrechte geschaffen zu haben. Als der Ratmann K a r l B e r g m a n n , der bis dahin den Beruf eines „Chirurgen“ ausgeübt hatte, i. J. 1757 auf Grund seines städtischen Ehrenamtes den Anspruch auf gebührenfreie Zuerkennung des Großbürgerrechts zum Zwecke

des Handelsbetriebes erhob, erklärte der Rat ausdrücklich, daß sich bis dahin noch kein Ratmann, der auf seine Profession Bürger geworden, das Großbürgerrecht habe anmaßen wollen. Wenn nicht der Fürstbischof durch einen Gnadenbrief den für das Großbürgerrecht fehlenden Restbetrag niederschlage, müsse Bergmann vor Beginn seines Handelsunternehmens die für das Großbürgerrecht restierenden 40 Floren entrichten. Der Bischof machte übrigens von seinem Gnadenrecht im vorliegenden Falle keinen Gebrauch.

Nach der Vereidigung hatte sich der neue Bürger alsbald zur Kriegsrüstung und Hauswehr eine Unterwehr (Säbel), einen Federspieß oder Hellebarde und ein langes Rohr mit einem Feuerhohloch zu beschaffen. Alljährlich am Donnerstag nach Pfingsten, wurde seit 1585 eine öffentliche Musterung in Gegenwart des Burggrafen abgehalten, wobei die Bürger, Stadtgenossen und Vorstädter ihre Rüstung vorzuzeigen hatten. Dabei wurde zur Probe ein Schuß aus diesem oder jenem Feuerrohr abgegeben. Am Freitag nach Pfingsten hatten die jungen Bürger auf Befehl des Rats die Grenzen der städtischen Gemarkung achtlosam zu besichtigen und zu umgehen; wer mutwillig ausblieb, büßte 3 Mark.

Zu den bürgerlichen Pflichten gehörte insbesondere der Wacht dienst; wer durch triftige Gründe behindert wurde, hatte das zeitig dem Wacht herrn mitzuteilen und einen anderen Bürger als Ersatzmann zu stellen. Wenn in einem ganzen oder halben Hause oder in einer Bude zwei Bürger wohnten, mußte jeder besonders wachen, bei Verlust des Bürgerrechts. Der zum Wacht dienst Beordnete hatte sich gegen Abend beim Wacht herrn zu melden und darauf stracks zur Wache, an die Tore und Pforten zu gehen. Zur bestimmten Zeit und Stunde mußte der Posten seinen Umgang halten und auf alle der Stadt schädlichen Dinge gut Obacht geben. Vergehen im Wacht dienst wurden mit Turmstrafe geahndet. Während in ruhigen Zeiten die Wache schwächer besetzt und lässiger gehandhabt werden konnte, wurde sie z. B. in Kriegs- und Pestjahren mit der gebührenden Sorgfalt geregelt. Am wichtigsten Tor, dem Obertor, standen dann 2 Bürger, am Nieder- und Vorstädtischen Tor je 1 Bürger und 1 Tagelöhner. Während diese täglich wechselten, übten die Mitglieder der Schöppenkammer in wöchentlicher Ablösung als Inspektoren oder Wacht habende die Kontrolle der Posten. Als Direktoren der Wache ordneten die Bürgermeister und Ratsmänner ebenfalls in wöchentlichen Wechsel den ganzen Wacht dienst.

Der schuldige Zins war nach Inhalt des Stadtbuchs auf Martini oder die drei nächsten Tage von jedem Bürger persönlich zu entrichten. Verspätete Zahlung war strafällig; wer nicht imstande war, pünktlich zu zinsen, hatte

vor dem Rat bis auf einen gewissen Tag um Stundung zu bitten. Bestimmte der Rat mit Erlaubnis des Landesherren und mit Willen der ganzen Gemeinde einen Schoß (Steuer) zum Besten der Stadt, so sollte jeder sein Gut, „wo er das auch hat und wie lieb er das achtet, es sei wenig oder viel, nach seinen rechten Würden verschossen.“ Wegen der städtischen Scharwerkspflicht war zwischen den Hübenern (Hufenbesitzer) und der anderen Bürgerschaft, insbesondere den Handwerkern, in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Streit entstanden, der i. J. 1564 durch Vermittlung des Bischofs und Kardinals Hosius folgende Schlichtung fand: Jeder Bürger hatte von seinem Erbe oder Haus jährlich ein Bauholz in den Stadthof, wohl auf dem Unger, zu fahren; die Hübner hatten von jeder Hufe zu Fastnacht ein Bauholz in den Stadthof oder an die vom Rat bestimmte Stelle zu fahren. Zu Ostern mußten die Pferdebesitzer nach Erfordernis Brückenholz anfahren. Ferner hatte jeder Bürger reichum jährlich ein Viertel Holz und ein Rauchholz in die städtische Ziegelscheune zu schaffen; genügte das noch nicht, so konnten die Hübner zu weiteren Fuhren bestimmt werden. Zum Kalkofen hatte jeder Hübner von je 2 Hufen eine Fuhre Sand zu leisten; reichte das nicht aus, so kamen noch die anderen Bürger heran. Zu städtischen Bauten hatten die Hübner von 2 Hufen soviel Schoß zu geben wie ein Erbe in der Stadt. Die Hübner mußten auch dem Rat auf dem Ratsacker zum Hafer pflügen; diejenigen, die nur zwei Pferde besaßen, mußten ihm eggen. Bei der Hafer- oder Heuernte sollten die Hübner erforderlichenfalls helfen. Nahm der Rat an der Stadtmauer Bauarbeiten vor und reichten die Stadtpferde für die Kalk-, Sand- und Ziegelfuhren nicht aus, so mußten die Pferdebesitzer mit Spanndiensten aus- helfen, die anderen Nachbarn aber Handscharwerk leisten. Entsprechend verpflichteten die Willküren von 1607 und 1677 zu Scharwerksdiensten nach Anweisung des Rates. Die ältere Willkür forderte, daß nach vorheriger Ankündigung das angefahrne Stadtholz binnen 1 bis 2 Stunden nach Läuten der Ratsglocke vorgezeigt würde.

Zu den bürgerlichen Rechten gehörte die Jagd auf Fuchs und Hasen innerhalb der städtischen Gemarkung, sowie die Fischerei mit Wate, Angel und Hamen im Ober- und Baderteich, soweit jeder mit seinem Leib darin waten konnte; allen Knechten, Dienstboten, Handwerksgesellen, Vorstädtern, Iosen und fremden Leuten war das Fischen bei Ver- lust des Garns verboten. Aus den städtischen Waldungen Eichen- oder Bauholz ohne Erlaubnis des Rates zu hauen und abzufahren, war dem Bürger bei 3 Mark Buße von jedem Stamm untersagt; Lagerholz aber und alles trockene Holz durfte er nehmen. Aus späterer Zeit (1772)

hören wir, daß die Bürger außer den Traufrinnen nur etwas Brennholz oder Äste zu ihrer größten Notdurft erhielten. Zum Verkauf kam damals überhaupt kein Holz aus den städtischen Waldungen. 1858 wurde auf Antrag der kgl. Regierung die unentgeltliche Abgabe von Bau- und Kinnholz an die Bürger eingestellt, während an Brennholz jedem ganzen Hause i. J. 1833 sechs, später vier und jedem halben Hause drei, danach zwei Klafter alljährlich belassen wurden. Das machte ums Jahr 1890 bei 74 ganzen und 119 halben Häusern innerhalb der Stadtmauer — die Budengrundstücke waren nicht berechtigt — eine Aufwendung von 534 Klaftern Klobenholz im damaligen Werte von rund 3500 Mk. aus. Da die übrigen Bürger und Einwohner der Stadt dieses Privileg der Hausbesitzer schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als nicht mehr zeitgemäß und als unberechtigt bekämpften, auch im Interesse der städtischen Finanzen abgeschafft wissen wollten, faßten die kommunalen Körperschaften, besonders auf Betreiben der Ratsherren Wenzel und Dr. J u r, den Beschluß, vom April 1894 ab kein Hausholz mehr zu liefern und die bisherigen Empfänger mit einer Gesamtentschädigung von 48 000 Mark abzufinden; auf Veranlassung der Regierung wurde jedoch von dieser Ablösung Abstand genommen, da ein Rechtstitel zu ihrer Zahlung nach Ansicht der vorgesetzten Behörden nicht vorliege. Die Einstellung der Hausholzlieferung wirkte sich natürlich sofort in der Kämmereikasse und in der Forstverwaltung günstig aus. Die Hausholzempfänger fochten jedoch die neuen Beschlüsse an und beschritten zur Verteidigung ihrer uralten privatrechtlichen Ansprüche den Klageweg, der von 1896 bis 1900 alle Instanzen beschäftigte. Das Braunsberger Landgericht entschied zu Gunsten der Kläger, das Oberlandesgericht und das Reichsgericht für die beklagte Stadt. Nun führte Kaufmann Leo K l a w k i im Bewußtsein seines guten Rechts den Prozeß im Verwaltungsstreitverfahren weiter, wurde zwar vom Königsberger Bezirksauschuß abgewiesen, obsiegte aber zulezt beim Berliner Oberverwaltungsgericht durch das Urteil, daß ihm das übliche Hausholz aus den Waldungen Schönheide und Meile zu gewähren sei, allerdings nur in soweit, als die Ausübung der Holzgerechtfame mit dem Betriebsplane der Forstwirtschaft und den Vorschriften der Aufsichtsbehörde vereinbar sei. Mit einer Gesamtabfindung von rund 117 000 Mark löste nun die Stadt ihre Hausholzverpflichtungen ab. Die wechselnden Entscheidungen in dem schwierigen Rechtsstreit lösten naturgemäß in den verschiedenen Interessenten-Kreisen große Spannung, Freude oder Enttäuschung aus, und es war nicht verwunderlich, wenn auch die Stadtkapelle mit ihrer Musik den Triumph der jeweiligen Sieger erhöhen mußte.

Ein bürgerliches Recht war ferner die Brauereigerechtigkeit, für die städtische Braupfannen und zeitweise ein kommunales Brauhaus zur Verfügung standen. Als i. J. 1610 zwischen dem Rat und der Gemeinde wegen des Bierbrauens ein Streit ausgebrochen war, ernannte Bischof Rudnicki eine Schlichtungskommission, die die Parteien auf dem Rathhaus verhörte und danach so entschied: Um dem Braubedürfnis hauptsächlich der halben Häuser zu genügen, wurde zu der großen und kleinen Braupfanne noch eine zweite, kleine angeschafft, deren Kosten durch eine Kontribution aller brauenden Häuser gedeckt werden sollte. Von dem Bau eines neuen Brauhauses an Stelle des abgebrochenen, den die Gemeindevetreter forderten, wurde Abstand genommen. Dafür sollten den Häusern, die noch geflechte Schornsteine hatten, aber brauen wollten, vorzugsweise Ziegel zum Bau gemauerter Schornsteine abgelassen werden; Häuser ohne Ziegelschornsteine durften wegen der Feuergefahr nicht brauen. Durch die Stadtwillkür von 1677 war die bürgerliche Braugerechtigkeit so geregelt, daß jedes ganze Haus alle 3, jedes halbe alle 6 Wochen Bier brauen durfte, sofern sie eigene gute Braugefäße besaßen. In der Zeit von Philippi bis Bartholomäi (1. Mai bis 24. August) war das Bierbrauen untersagt und wurde nur Lagerbier verschenkt. Für das Entleihen der städtischen Braupfanne waren 15 Groschen an die Kämmereikasse zu entrichten; nach dem Gebrauch war die Pfanne fein säuberlich zu reinigen und rechtzeitig an den gebräuchlichen Ort zurückzubringen. Die Ratmänner brauchten i. J. 1772 kein Braupfannengeld und keine Biersteuer zu zahlen, während die übrigen Bürger eine Accise von 3 Fl. für das Gebräu an die Kämmereikasse abzuführen hatten. Diese hatte damals an Bieraccise etwa 600, an Braupfannengeld etwa 100 Fl. Einnahme und bezog aus dem sog. obersten und dem niedrigen Malzhaus je 50 Fl. Jahreszins. Der Bedarf an Branntwein wurde bei mehreren Bürgern gedeckt, die für die Brennereigerechtigkeit jährlich zuerst eine Mark, später 20 Gr. Zins an die Stadt zahlten.

Zu jedem ganzen Bürgerhaus innerhalb der Stadtmauer gehörte ein sog. Radikal morgen sandigen Aekers von höchstens 2 Scheffeln Ausfaat, zum halben Hause ein halber Morgen, alle auf dem rechten Drenenzufer; nach der Separation waren i. J. 1864 70 ganze und 113 halbe Radikalgrundstücke vorhanden. Größeren Akerbesitz hatten diejenigen Bürger, welche neben ihrem Handwerksbetrieb eine halbe oder eine ganze Hufe, einzelne  $1\frac{1}{2}$ , 2 bis 3 Hufen ihr eigen nannten; diese Hufen-Feldmark zog sich in langgestreckten, schmalen Beeten als Sommerung, Winterung und Brache in Gemengelage über die ganze Gemarkung hin. 1772 wurde auf den 72 Hufen und den wenigen Haus-

morgen von Wormditt an *A u s s a t* verzeichnet: 676 Scheffel Roggen, 216 Scheffel Winter- und Sommergerste, 576 Scheffel Hafer, 144 Scheffel Habermengsel und Sommerkorn, 72 Scheffel Erbsen. Die *E r n t e* ergab 2088 Scheffel Roggen, 1064 Scheffel Winter- und Sommergerste, 1152 Scheffel Hafer, 530 Scheffel Mengsel, 216 Scheffel Erbsen. Mit unserer heutigen rationellen Landwirtschaft verglichen, war der damalige Betrieb demnach recht dürftig und unbefriedigend. Die Ertragnisse deckten natürlich bei weitem nicht die Bedürfnisse der Stadt, die damals aufs Jahr mit 630 Scheffel Weizen, 10 607 Scheffel Roggen, 3 336 Scheffel Gerste, 2276 Scheffel Hafer, 9444 Scheffel Mengsel und 672 Scheffel Erbsen veranschlagt wurden; mithin war die städtische Bevölkerung notwendig auf die Zufuhr der ländlichen Umgebung angewiesen. Getreide, Heu, Holz und dgl. durfte nicht vor der Stadt, sondern nur auf dem Markt gekauft werden. War jemand im Handel, so durfte er nicht von einem Dazukommenden überboten werden. Auch ein gleichzeitiges Feilschen von mehreren Käufern, die den Wagen umringten, war verboten.

Die *W i e h h a l t u n g* wurde dem Bürger durch sein Weiderecht ermöglicht; auf den städtischen Hutungen in Feld und Wald weideten unter Aufsicht der von den einzelnen Besitzern gelöhnten städtischen Kuh- und Schweinehirten deren Rinder, Schweine und Schafe; den Vorstädtern war nur das Halten von Schweinen gestattet, obwohl sie 1612 gegen diese Beschränkung erregten Widerspruch erhoben hatten. *J. J.* 1772 betrug der durch wiederholte Seuchen stark verminderte Viehbestand der Stadt 75 Ochsen, 219 Kühe, 33 Rinder, 130 Schweine, 191 Schafe, 300 Pferde, 25 Jährlinge. Die Viehzählung vom 2. 12. 1929 ergab dem gegenüber folgendes Bild: 512 Stück Rindvieh, 1 084 Schweine, 24 Schafe, 275 Pferde, 77 Ziegen, 240 Kaninchen, 4429 Stück Federvieh, 53 Bienenstöcke. Wir ersehen daraus, wie stark insbesondere die Schweinehaltung zugenommen hat, während die Zahl der Pferde infolge der modernen Technisierung des Verkehrs im Abnehmen begriffen ist; der Rückgang des Schafbestandes ist auf die Intensivierung der heutigen Landwirtschaft zurückzuführen. Den sehr beträchtlichen Fleischverbrauch der Stadtbevölkerung *i. J.* 1929 mag folgende Statistik des *S c h l a c h t h a u s e s*, das in den Jahren 1891/92 mit einem Kostenaufwande von 30 000 Mk. erbaut worden ist, beleuchten. Es wurden geschlachtet: 58 Ochsen, 45 Bullen, 140 Kühe, 366 Jungrinder, 528 Kälber, 1 960 Schweine, 411 Schafe, 2 Pferde.

Über den früheren Landwirtschaftsbetrieb gibt uns die umgearbeitete *S a z u n g* des *W o r m d i t t e r H u f e n f e l d a m t s* vom 6. März 1836 um so wertvollere Aufschlüsse, als sie im wesentlichen auf Jahrhunderte alten Gepflogen-

heiten beruhen dürfte. Danach bestand das Feldamt aus dem Feldinspektor, der ein Rathherr war, und 4 Lohnherren, die von den Hübnern gewählt wurden und vom Magistrat bestätigt werden mußten. Ihren Anordnungen hatte sich jeder zu fügen. Vor Pfingsten konnte der Winterdünger in das Brachfeld gefahren werden, mußte aber bei Strafe bis Pfingsten untergepflügt und abgeeggt sein. Vor Johanni (24. Juni) war das Dungfahren und Stürzen der Brache verboten. Das Pflügen des Stoppelfeldes war erst erlaubt, nachdem das Sommerfeld freigeworden war. Die Zäune mußten spätestens am 1. Mai instand gesetzt sein; Entwenden von Pfählen und Räden in den Feldern zog die gesetzliche Strafe nach sich. Das Fahren längs der Hufen und Wiesen kostete 10 Silbergroschen Strafe, über besäte Felder und gehegte Wiesen den vollen Schadenersatz. Kartoffeln durften nur zwei Gewende von der ganzen oder halben Hufe ausgesetzt werden; Ausnahmen waren nur da gestattet, wo jemand zu seinem Hausbedarf mehr brauchte. Wer mehrere Hufen besaß, durfte nicht alle ihm zustehenden Gewende an Kartoffelausfaat auf eine Hufe bringen, sondern mußte sie entsprechend auf die Hufen verteilen. Um Schaden zu verhüten, mußten den Räden und dem Jungvieh die Spitzen der Hörner abgeschnitten werden bei 1 Gr. Strafe. Für krankes Vieh und Pferde war die sog. Pforte im südlichen Stadtgrund bestimmt; die Lohnherren durften hier je ein Pferd, das sie zum Beritt der Felder brauchten, frei zur Weide bringen. Das gepfändete Vieh und Pferde waren in den Pfandstall zu bringen; wer ohne Erstattung des Schadens und Erlegung des Pfandgeldes die gepfändeten Tiere gewaltsam herausnahm, büßte noch 10 Sgr. dazu. Die Radikalienbesitzer ohne Hufen durften vom ganzen Hause 2, vom halben 1 Kuh halten; die Bürger mit Grundstücken ohne Radikalien (also besonders in den Vorstädten) und Mietsbürger konnten 1 Kuh halten; den Instleuten war nur erlaubt, 1 Schwein zu halten. Ueber den Hirten- und Weidelohn galten folgende Bestimmungen: Für die eine Kuh des halben Hauses waren 25, für die zwei Kühe des ganzen Hauses 50 Sgr. an die Kasse des Feldamts zu zahlen, wovon  $\frac{1}{3}$  als Hirtenlohn und  $\frac{2}{3}$  als Weidelohn galten. Hielten diese Radikalbesitzer noch eine überzählige 2. oder 3. Kuh, so mußten sie dafür 2 Tl. Weidegeld entrichten. Für jedes Schwein — im Höchstfalle 3 — zahlten sie 6 Sgr. Die Grundbesitzer ohne Radikalien zahlten für ihre Kuh 41 Sgr., für jede zweite 2 Tl. Weidelohn, für jedes Schwein 8 Sgr. Instleute, die eine Kuh auf die Weide schickten, mußten 2 Tl. dafür bezahlen. Demgegenüber waren die Hufenbesitzer an diese einschränkenden Bestimmungen nicht gebunden und brauchten kein Weidegeld zu entrichten. Sie zahlten lediglich ein Hirtengeld von 8 Sgr. für die

Ruh und 2 Sgr. für das Schwein. Ueberdies erhielt der Viehhirte von jedem Viehbesitzer, der Schweinehirt von jedem Schweinebesitzer, deren Tiere er hütete, 2 Brote. Die Langgräben in den Feldern wurden aus der Feldkasse, die Quergäben von den Hübnern unterhalten. Abpflügen des Rains zog 1 Tl. Strafe nach sich und Ersatz der Besichtigungskosten. Mehrenlesen vor Abfahrt des Getreides galt als Feldfrevel. Während der Erntezeit durfte sich niemand mit Pferden in der Zeit von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens in den gehegten Feldern aufhalten; bei Schaden mußte das beladene Fuder ohne Pferde auf dem Felde zurückbleiben. Ziegen wurden zur Weide nicht zugelassen. Der Gemeindefujel (Eber) wurde vom Mühlenbesitzer gehalten und war frei von Weide- und Hirtenlohn. Der Waldwart von Bollgudden hatte der Stadt alle 2 Jahre einen zweijährigen Bullen zu liefern, das Töpfergewerk als Pachtentgelt für die städtischen Roggärten die drei Stadtbullen zu füttern. Das Pferdeschwemmen im Oberreich nahe den Röhren war bei Strafe verboten; rüddige Pferde durften nicht auf die Weide getrieben werden.

Schon i. J. 1844 regte die Regierung die Separation der Feldmark an; indessen die Hufenbesitzer erkannten noch nicht die Vorteile dieses großen agrarischen Reformwerkes und verhielten sich ablehnend. Nur insoweit folgten sie einer Anregung der Behörden, als sie ein Drittel der Brache einzäunten und der gemeinsamen Weide entzogen, ohne sich jedoch vorher mit den anderen Weideberechtigten geeinigt zu haben. Zur Schlichtung des infolgedessen ausbrechenden Streites wurde im Juli 1844 ein Termin unter Vorsitz des Landrats anberaumt, zu dem 12 Hufenbesitzer und 15 Weideberechtigte erschienen. Schließlich erfolgte eine Einigung dahin, daß die 156 Rühe der Weideberechtigten allein in die Waldweiden der Hospital- und Hl. Geistheide getrieben, die der Hufenbesitzer auf der Brache geweidet werden sollten, während sie bis dahin gemeinsam geweidet worden waren. Die Schweine durften jedoch insgesamt auf die Brache gejagt werden. Nach der Getreideernte sollte wieder sämtliches Vieh wie früher auf die Stoppeln gehen. Das Weiderecht im Buchwald und auf der Meile nahmen die Hufenbesitzer für sich allein in Anspruch, die Radikalisten hätten dorthin nur hin und wieder Jungvieh geschickt.

Trotz des anfänglichen Sträubens der Interessenten kam die Separation der Feldmark schon i. J. 1846 in Fluß. Die in diesem Jahre gezeichnete große Flurkarte wird der neuen Landverteilung zugrunde gelegt, wobei jedem Ackerbesitzer ein zusammenhängender Plan, bei dem die Güte des Bodens und die Entfernung zur Stadt entsprechend Berücksichtigung fanden, zur beliebigen Bestellung zugewiesen

wurde; der hemmende Flurzwang fiel, in freier Entfaltung konnten jetzt die einzelnen Landwirte ihre Kräfte messen. Seit jener Zeit begannen sich die Ackerbürger auf ihrem Feld in selbständigen Gehöften, Abbauten anzusiedeln. So konnte der i. J. 1847 verstorbene Tabaksfabrikant Karl Grunenberg einen wohl durch Kauf vergrößerten Plan von 9½ Hufen an der Opener Grenze hinterlassen, den seine Witwe i. J. 1857 nebst den darauf errichteten Gebäuden für 30 000 Tl. ihrer Tochter Mathilde Rehbach übereignete. Deren Gatte Major a. D. Rehbach erwirkte 1858 von der Königsberger Regierung für diesen Abbau den Namen Carlshof. Hier stehen übrigens neben dem Gutshause zwei alte, mächtige Birken, von denen die südliche durch ihren Umfang (1 Meter über dem Stamm 2,97 Meter Umfang) und ihre Höhe (etwa 22 Meter) alle bisher bekannten Birken übertrifft. Ihr Alter ist auf mindestens 200 Jahre zu schätzen. In jener Zeit der Separation entstand an der unteren Drewenz eine neue Mühle, die der weitblickende Besitzer des durch die Anlage der neuen Chausseen entwerteten Löwenkruges Valentin Thiel nach Ankauf der erforderlichen Landparzellen i. J. 1856 in Betrieb nehmen konnte.

Die meisten Bürger übten im Hauptberuf oder wenigstens neben der Landwirtschaft ein Handwerk aus und waren hierbei in Zünften und Innungen organisiert. Die einzelnen Zünfte durften Lehrbriefe, Zeugnisse und andere Schreiben für Handwerksgeoffen ohne Wissen des Rats ausgeben und annehmen. Ihre Zusammenkünfte jedoch hatten sie dem Rat anzuzeigen und ihre Verhandlungen (Gespräche) im Beisein zweier Geschworenen zu führen. Bauern oder Bauernsöhne durften nur dann als Lehrknechte oder = Jungen angenommen werden, wenn sie beweisen konnten, daß sie von ihrer Oberherrschaft frei wären; widrigenfalls büßte das Gewerk 15 Mark. Wer wegen Ungehorsam oder aus anderen Gründen das Handwerk zur Strafe nicht ausübten durfte, aber trotzdem freventlich weiter arbeitete, ehe er sich mit dem Rat geeinigt hatte, büßte 6 Mark und hatte sich seines Gewerbes weiter zu enthalten.

Die Fleischer durften nicht fremdes Fleisch, das sie nicht geschlachtet hatten, feilhalten, bei 3 Mark Strafe. Der Verkauf von Schweinerümpfen, trockenen Seiten Fleisch, Schmere, Unschlitt, von allerlei Wildbret, Gänsen, Enten, Hühnern, Vögeln und ähnlichem war jedermann erlaubt. Wenn ein Fleischer ein Rind oder einen Ochsen schlachten wollte, hatte er den beiden guten Männern, welche alljährlich, der eine vom Rat, der andere aus der Gemeinde, dazu bestimmt wurden, bei seinem Bürgereid den Wert des Tieres anzuzeigen. Diese Männer schätzten alsdann das Fleisch ab

und schrieb den angemessenen Preis für das Pfund an den Schragen oder die Bank, wo es feilgehalten wurde. Die Fleischer hatten für richtige Gewichte Sorge zu tragen; wer Kuhfleisch unter gutes Rindfleisch mengte oder als Ochsenfleisch verkaufte und dabei von den Berordneten betroffen wurde, wurde mit Einziehung der Ware für die Armen bestraft; wiederholte sich diese Verfälschung der Ware zum dritten Male, so wurde dem Schuldigen neben der Konfiszierung des Fleisches und einer hohen Geldstrafe auf Jahr und Tag das Handwerk gelegt. Da die Fleischer des öfteren Schwierigkeiten machen, wenn sie aufgefordert werden, in fremden Häusern zu schlachten, soll es jedem Bürger, der es kann, frei stehen, selbst zu schlachten. Weil die Gewerke der Schuster, Riemer, Sattler, Gerber und ähnliche Lederarbeiter klagen, daß die städtischen Fleischer Leder an Fremde verkaufen und von den Landleuten aufkaufen, wird bestimmt, daß die geschlachteten Häute von den Fleischern neben dem Fleisch feilgehalten werden sollen bei Verlust der Waren. Die genannten Handwerker sollen bis Mittag zum Kauf derselben die nächsten sein. Was auf dem Markte nicht verkauft ist, soll von den Fleischern nach Hause genommen, aufgehängt und getrocknet werden. Erst wenn die Leder an Einheimische nicht veräußert werden können, dürfen sie nach Genehmigung des Rates an Fremde verkauft werden.

Die Bäcker, die „umzech“ in achttägigem Wechsel backen, sollen nach Gelegenheit des Getreidekaufs ihr Brot backen, damit es ein gebührlches Gewicht habe; auch soll es recht gar gebacken sein. Die Berordneten haben es wöchentlich einmal zu prüfen; finden sie es nicht genügend ausgebacken oder Mängel am Gewicht, so soll es ins Hospital oder sonst alten armen Leuten gegeben werden. Die Gewandschneider mußten ebenso wie die Mälzer und Brauer in der Stadt ein eigenes Grundstück haben. Die Mälzer und Brauer, die in den Malzhäusern in und bei der Stadt mälzen und brauen, haben dem Rat einen körperlichen Eid zu leisten, daß sie gut Malz und Bier brauen und Schaden und Feuer verhüten; andernfalls sollen sie wie Meineidige gestraft werden. In den Rathausbuden, an der Stadtmauer und in anderen Buden ist das Bierbrauen und Brantweinbrennen wegen der Feuersgefahr bei 30 Mark Strafe verboten. Um allerlei Unterschleif und Verdacht zu verhüten, dürfen die Mälzer nicht Vieh oder Schweine halten, auch keinem Fremden Malz machen außer Priestern und Edelleuten für ihren Tisch und den Landleuten zum Aushier. Wer Bier schenkt, soll volles Maß geben bei 10 Gr. Strafe; beim zweitemal hat der Schuldige 20 Gr., beim drittemal 6 Mark (zu je 20 Gr.) Buße an die Stadt zu zahlen. Fremdes Bier,

Branntwein oder Met zu verschenken, ist bei 3 Mark verboten. Kein Schankwirt soll die Dienstknechte, ob jung oder alt, in seinem Hause länger dulden als des Sommers bis 9 Uhr, des Winters bis 8 Uhr abends. Zuwiderhandlung wird mit 3 Mark für jede Person verbüßt, im Wiederholungsfall nach Erkenntnis des Rats. Ebenso soll der Dienstknecht, der nicht zeitig im Hause seines Herrn heimgekehrt ist und in fremden Häusern bei Bier bleibt, 3 Mark zahlen; zeigt er sich widerspenstig, soll er mit Hilfe der Wache ins Gefängnis abgeführt werden. Niemand soll den Dienstknechten Tonnen oder halbe Tonnen Bier aufsetzen und in seinem Hause zu trinken verstaten, bei 3 Mark Buße. Die Willkür von 1607 enthielt auch über den Weinschank einen Artikel folgenden Inhalts: Wer Wein verkaufen will, soll es dem Rat anzeigen und ihm von jedem Faß einen Stof Schmedwein schicken, damit der Rat den Preis bestimmen kann. Will der Verkäufer nicht den festgesetzten Preis halten, so soll er den Wein binnen drei Tagen aus der Stadt führen, widrigenfalls er für jeden weiteren Tag 30 Schilling büßen soll. Auch soll der Weinschenk der Kirche freien Wein geben. Wenn diese Bestimmungen in die spätere Willkür nicht übernommen wurden, muß sich sicherlich ihre Unzweckmäßigkeit erwiesen haben. Die Böttcher sollen die Tonnen richtig und gleichmäßig groß, jede zu 100 Stof, anfertigen. Niemand soll 2 Scheffel, einen großen und einen kleinen, halten, sondern richtige, einheitliche Scheffel, Maße, Ellen und Gewichte haben. Das Stadtgewicht soll alljährlich zu Martini vom Rat bestichtigt und geprüft werden.

In jener Zeit wurden die meisten Lebens- und Genußmittel ebenso wie die Gebrauchs- und Luxusgegenstände von den sehr mannigfaltigen Zweigen des gewerblichen Lebens in der Stadt und ländlichen Umgebung erzeugt und von den Produzenten selbst verkauft. Berufsmäßigen Kleinhandel trieben die Höker in den Hafenbuden am Rathaus. Bei ihnen konnte man Heringe, Dorsche, Bergerfische (Stockfische aus Bergen), Salz, Teer, Licht, Nüsse, Äpfel, Lischken, Schaufeln, Stränge und andere Bedarfsartikel erstehen. Zunächst sollen die Höker ihren Bedarf bei den Bürgern decken; vor Mittag dürfen sie jedoch nichts aufkaufen, damit die anderen Bürger nicht geschädigt werden; was sie am Ort nicht bekommen können, dürfen sie von den anderen Städten holen. Hopfen-, Flachs- und Gewandhandel ist ihnen jedoch verboten. Das war den Kaufleuten vorbehalten, die außerdem mit Kolonial-, Manufaktur- und Metallwaren wie Zucker, Gewürz, Tabak, Eisen, Stahl, auswärtigen Tuchen, Seiden- und Wollwaren, Garn und dergleichen handelten. Fremde Kaufleute, zum Teil von schottischer Herkunft, durften nur an den freien

Jahrmärkten ihre Waren vor der Stadt feilbieten. Da die umstreichenden Krämer und Schotten im 17. Jahrhundert wiederholt versuchten, heimliche Handelsniederlagen zu errichten, und dadurch der gewerbetreibenden Bürgerschaft empfindliche Konkurrenz machten, wurde ihnen ein derartiges Unterfangen unter Androhung der Konfiskation aller Waren untersagt; der Wirt, der eine solche Niederlage duldet, verfällt einer Buße.

Zu den städtischen *E i n s a s s e n* zählten die Tagelöhner, Dienstboten, Arbeiter und Gärtner, die hauptsächlich in der Vorstadt wohnten. Für die Vorstädter bestimmte der Rat *Q u a r t i e r m e i s t e r*; die Ablehnung dieses Amtes war ohne triftige Gründe straffällig. Keiner durfte in der Vorstadt anziehen, wenn er nicht frei geboren oder wenigstens von seiner Herrschaft freigelassen war. Wenn ein Haus oder Hof in der Vorstadt zu kaufen ist, sollen die Bürger die Nächstberechtigten sein; selbst wenn ein Vorstädter oder Fremder das Grundstück erwirbt, steht es den Bürgern frei, binnen Jahr und Tag Einspruch zu erheben und selbst in den Kauf zu treten. Daß die Vorstädter nur, soweit sie Handwerksmeister waren, das Bürgerrecht erlangen konnten, und daß ihnen, weil sie keine Acker- und Weidgerechtigkeit hatten, nur die Haltung von „ein paar Schweinichen“ beim städtischen Schweinehirten gestattet war, wurde schon oben bemerkt. Weil die Vorstädter im Winter ihren Unterhalt in der Stadt finden, sollen sie auch im Sommer, besonders im Aukt, bei der Stadt zu bleiben und zu arbeiten verpflichtet sein. Wer mehr Lohn fordert oder gibt, als vom Rat festgesetzt ist, soll mit 3 Mark oder Haft bestraft werden. Wenn in der Stadt keine Arbeit vorhanden ist, sollen sich die beschäftigungslosen Vorstädter bei den Bürgermeistern melden und um die Erlaubnis bitten, in anderen Orten ihr Brot zu suchen. Arbeiten sie aber heimlich oder ohne Urlaub anderswo, so sollen sie hierorts nicht länger mehr geduldet werden. Falls ein Vorstädter die angefangene verdungene Arbeit nicht fördert oder liegen läßt und ohne gerechte Ursache sich einem anderen verdingt, oder wenn er nicht zur angelegten Zeit die Arbeit aufnimmt, soll er vom Bürgermeister mit etlichen Tagen Gefängnis bestraft und angehalten werden, die zuerst angenommene Arbeit fertigzustellen und dem anderen allen Schaden zu ersetzen, der aus seiner Versäumnis entsteht. Kauf und Verkauf war dem Nichtbürger nur auf dem Wochenmarke erlaubt, sobald durch eine Fahne das Zeichen dazu gegeben war.

Die *K n e c h t e*, *M ä g d e* und anderen Dienstboten sollen auf ein ganzes Jahr gemietet werden. Als Gottespfennig (Handgeld) soll ihnen nicht mehr als 10 Gr. gegeben werden. Verstößt jemand gegen diese Vorschriften, so soll der Mietsherr oder die Frau 30 Gr. Strafe unnachlässig

büßen, der Dienstbote drei Tage und Nächte in den Turm wandern. Auch soll sich kein Wirt unterstehen, Magd oder Knecht vor Michaelis zu mieten bei 15 Mark Strafe; das Gesinde aber, das sich vor Michaelis vermietet, soll mit 9 Mark oder Haft bestraft werden. Wer sich vermietet und daraufhin den Gottespfennig empfangen hat, darf sich nicht mehr einem anderen vermieten. Geschähe es doch, so soll der beklagte Dienstbote acht Tage und Nächte mit Gefängnis oder drei Tagen im Halseisen vor der Kirche bestraft werden und darnach dem übergeben werden, der ihn zuerst gemietet. Der Knecht oder die Magd haben das Jahr vollkommen auszudienen, außer wenn sie der Dienstherr wegen Ungehorsam, Mutwillen, bösem Verhalten oder heimlicher Tücke entläßt; in diesem Falle ist der Lohn nur für die Arbeitswochen zu zahlen. Wenn jedoch der Brotherr den Dienstboten ohne erhebliche Ursache vorzeitig entläßt, soll er ihm den ganzen ausbedungenen Lohn geben. Weder wochentags noch Sonn- oder Feiertags darf das Gesinde ohne Erlaubnis des Brotherrn zu Hochzeiten oder Gastgeboten gehen. Will sich ein Dienstbote während des verdungenen Jahres verheiraten, so hat er es dem Herrn anzuzeigen; verweigert dieser seine Einwilligung, so muß er einen anderen an seiner Statt beschaffen, den der Herr anzunehmen und nach Wochenzahl zu entlönnen hat. Kündigt der Knecht, die Magd nicht spätestens einen Monat vor Ablauf des Dienstjahres, so gilt das Stillschweigen als Erneuerung des gleichen Mietsvertrags. Bleibt ein Dienstbote über drei Tage nach beendigtem Dienstjahr ohne Stellung, so soll ihn der Bürgermeister am vierten Tage mit dem Turm nach Gutdünken strafen und in einen Dienst weisen. Losgänger, unstetes, arbeitscheues Gesinde soll aber nirgends in der Stadt geduldet und beherbergt werden.

Während diese und ähnliche spezielle Bestimmungen der Stadtwillküren Ordnung und Zucht unter den verschiedenen Ständen und Berufen aufzurichten suchten, wandten sich andere allgemeinere Verordnungen an die gesamte Bevölkerung. In das religiöse Gebiet fiel das Verbot, Gott, seine gebenedeite Mutter Maria und die lieben Heiligen zu lästern, bei ihren hl. Namen, Wunden, Martern und Leiden zu fluchen oder zu schwören; ebenso dürfen die alten löblichen Bräuche der katholischen Kirche und deren Zeremonien nicht getadelt und gescholten werden. Nötigenfalls schritt der Rat auch hier mit Geld- und Gefängnisstrafen ein. Sonn- und Feiertags hat sich ein jeder der Arbeit zu enthalten, fleißig zur Kirche zu gehen und auch sein Gesinde dazu anzuhalten. An diesen Tagen darf vor der Messe kein Bier, Met oder Branntwein verschenkt werden, außer an einen fremden Reisenden oder eine kranke Person. Wassergießen oder Holzfahren zum Brauen ist Sonntags erst nach

der Vesper gestattet. Lutherische oder andere keßerische Bücher darf niemand bei sich haben; derartige Gesänge sind weder öffentlich in den Bierkrügen noch heimlich in den Werkstuben zu dulden. Die Autorität der Stadtobrigkeit wurde dadurch geschützt, daß alles Schmähren, Schelten und Mißhandeln des ehrsamten Rates, des ehrbaren Gerichts oder deren Mitglieder in Wort, Schrift oder Werk bei harter Strafe verboten war. Wer einen anderen vor dem Rat schmährt, büßt 6 Mark oder erhält 6 Tage Turmhaft. Wer vom Rat oder Gericht durch den Stadtdiener auf einen bestimmten Tag „verbottet“ wird, aber nicht erscheint, soll 3 Mark Strafe zahlen. Stellt er sich ohne redliche Ursache selbst bei der dritten Vorladung nicht, so soll ihm sein Bürgerrecht oder Handwerk niedergelegt sein, bis er sich mit dem Rat vergleicht. Wer vom Rat oder Gericht, ohne entlassen zu sein, vorzeitig fortgeht, büßt 6 Mark. Was der Rat bei einer Buße gebietet oder ankündigen läßt, wird im Uebertretungsfalle dementsprechend geahndet. Wer wegen Ungehorsams gegen die Stadtobrigkeit oder wegen Schulden gepfändet wird, soll das Pfand binnen 6 Wochen einlösen, widrigenfalls es als verfallen gilt.

Im Hinblick auf die öffentliche Sicherheit und Ruhe wird jedem Stadtgenossen untersagt, ein Schwert oder andere unbillige Mordgewehre zu tragen; der Fremde hat seine Waffen bei seinem Wirt abzulegen. Das Schießen mit dem Feuerrohr ist ebenso in der Stadt wie zwischen den Scheunen bei Verlust des Rohres untersagt. Wer die Stadtwache beschimpft, büßt 3 Mark, wer sie tötlich angreift, büßt nach dem Spruch des Gerichts. Wer das ihm widerfahrne Unrecht nicht gerichtlich anzeigen, sondern selbst rächen will, büßt 10 Mark; wer auf einen anderen wie ein Wegelagerer mit dem Gewehr lauert, soll hart am Leibe gestraft werden. In wessen Haus ein Mensch verwundet oder ermordet wird, der hat das Mordgeschrei zu erheben, so daß es sein Nachbar hört, damit man den Schuldigen festhalten kann. Wer vom Bier geht, soll seine Schritte unverzüglich heimwärts lenken; wer auf der Gasse spektakelt und darüber beschlagen wird, soll seiner Bestrafung nicht entgehen. Wer etwa gar abends oder nachts Tische, Bänke, Wagen, Schragen usw. in den Stadtbrunnen wirft und dabei ertappt wird, soll 30 Mark Strafe zahlen oder nach Gebühr hart an Leib und Leben bestraft werden. Kein Geselle oder Diensthote soll in der Stadt, sonderlich bei nachtschlafender Zeit, mit der Trommel schlagen oder mit anderen Instrumenten die Ruhe stören, ebensowenig jauchzend und schreiend auf den Straßen oder um den Ring gehen, außer bei öffentlichen Festen und Hochzeiten, bei Verlust solches Instruments und Strafe des Turms. Unbekannte Fremde dürfen ohne Wissen des Bürgermeisters nicht länger als drei Tage beherbergt werden.

Niemand darf in seinem Hause losen Leuten das Doppelspiel (Würfelspiel) gestatten; sowohl Wirt als Spieler verfallen einer Buße von 3 Mark. Wer dieses Geld nicht bezahlen kann, soll mit Gefängnis bestraft oder in Ketten gespannt und das gewonnene Gut armen Leuten gegeben werden. Brettspiele jedoch und andere kurzweilige Spiele sind zulässig.

Daß zu Fastnachten auch im kalten Ermland die Wogen der Lust hochschlugen und Prinz Karneval sein Szepter schwang, ist aus einem ernsten Erlaß des Bischofs Rudnicki vom 5. Februar 1610 an die Bistumsstädte ersichtlich. Es heißt darin, es sei dem Bischof glaubwürdig berichtet, daß außer anderem unordentlichen und bacchanalischen Leben in der Fastnacht auch dieser üble und schädliche Brauch in seinen Städten eingerissen sei, daß die Mannspersonen in Weiberkleidern und umgekehrt sich verummern, daraus allerlei Vergernis oftmals entspringt, von Unzucht und dergleichen Sünde und Unheil ganz zu schweigen. Deshalb befiehlt der Bischof „kraft habender Hoheit“, daß die bürgerliche Polizei zur Fastnachtszeit darauf achte, daß sich alle Einwohner „der heidnischen und teuflischen Fastnacht mit übrigem Fressen und Saufen, sonderlich mit Mummerei und Büberei, die leider zuviel um die Zeit getrieben wird, enthalten und als christliche katholische Leut sich und ihrer Seligkeit zum Besten, als auch ihrem Nächsten zur Aufbaung und ewiger Wohlfahrt diese Fastnacht mit gebührender Ehrbarkeit vollbringen, auch nicht länger als 3 Tage vor der Aschermittwoch zelebrieren. Denn der erste Mummer der Teufel gewesen, der sich in Form und Gestalt einer Schlange verummert und verlarvet, der ein Mummenschanz der Evae gebracht und ihr dieselbe abgewonnen, dadurch auch Adam zu großem unsäglichem Verlust kommen . . .“

Eine ganze Reihe von Bestimmungen befaßte sich mit der öffentlichen Reinlichkeit, mit der es früher in den Städten übel genug aussah. Schon Bischof Rudnicki hatte i. J. 1607 ein Mandat an die Städte erlassen, worin er klagte, daß an den Stadttoren und Mauern, Kirchen und Pfarrhöfen wie auf öffentlichen Straßen viel Unlust, Mist und Kot angeworfen werde, welches nicht allein dem vorüberreisenden Mann ein großer Abscheu sei und der ganzen Gemeinde Spott und Nachrede bringe, sondern auch Krankheiten und pestilenzische Seuchen oftmals gebäret. Er befahl daher ernstlich, daß jeder Bürger und Einsasse seinen Mist und Unlust wenigstens einmal wöchentlich aus der Stadt schaffen lasse bei 5 Mark Buße. Die Stadtwillkür verbot bei 3 Mark Strafe, Mist an den Kirchhof, die Stadttore, Stadt- und Schloßmauern, Brunnen und besonders auf dem Markt an die Wachtbude neben dem Hauptbrunnen zu werfen; ebensowenig sollte er an die Wände, Mauern oder

Türen anderer Leute gebracht, sondern ehestens aus der Stadt auf die Felder gebracht werden. Die Forderung der Willkür von 1607, alle 14 Tage den Mist unverzüglich aus der Stadt zu schaffen, hatte sich offenbar als undurchführbar erwiesen; ebenso war deren Bestimmung weggefallen, daß der Mist von dem Rat oder, falls er an der Schloßmauer lagerte, vom Burggrafen beschlagnahmt werden durfte. Jeder hat die Steinbrücke vor seiner Tür und auf dem Straßendamm in Ordnung zu halten. Mit Recht erinnerten die bischöflichen Verordnungen, die wiederholt diese Mißstände abzustellen strebten, daran, daß nicht nur Spott, üble Nachrede und Abscheu, sondern auch die Krankheit der Pestilenz aus solcher Unsauberkeit erwachsen müsse. Grus, Asche, Stroh, Flachsstäben oder Gemüll ist nicht an die Stadtmauer, vor die Tore, Steindämme, wüsten Hofstätten oder in den Stadtgraben zu schaffen, sondern an den dazu bestimmten Ort. Wer die Gasse nicht räumt und in seinem Rinnstein oder Garten nicht Vorflut schafft, büßt 10 Gr. Im Oberteich soll niemand zu nahe an den Rohren, die das Wasser zu den städtischen Brunnen leiten, waschen. An den Brunnen soll niemand alte unsaubere oder stinkende Fässer oder Gefäße wässern, wodurch Menschen infiziert werden könnten. Die Kürschner sollen ihre Felle, die Hutmacher ihre Hüte, die Riemer ihre gefalkten Leder nicht an den Brunnen klopfen, waschen oder schaben. Die Lederhandwerker dürfen ihre Leder nicht vor der Tür treten oder waschen und die Lauge auf die Gasse gießen, ebensowenig die Höfer ihre Fischlake auf den Markt; vielmehr soll „solcher Stank und Unsauberkeit“ an heimliche Orte vor das Tor geschafft werden, bei 3 Mark Strafe. Im Winter sind die Brunnen von den zugehörigen Wasserentnehmern auszuweisen und im Sommer rein zu halten.

Daß nicht wenige dieser Polizeiverordnungen mehr auf dem Papier oder vielmehr auf dem Pergament stehen blieben als genau in die Tat umgesetzt wurden, braucht kaum erwähnt zu werden, da auch heute nicht alles so heiß gegessen werden soll, wie es gekocht wird. Damit jedoch die Artikel nicht in Vergessenheit gerieten, wurde die versiegelte Original-Willkür auf bischöflichen Befehl alljährlich 14 Tage nach Ostern „von Wort zu Wort, nichts ausgelassen“ durch den geschworenen Stadtschreiber vor der ganzen einberufenen Gemeinde verlesen und zur allgemeinen Beachtung und Warnung in Erinnerung gebracht. Sie hat also bis in die preußische Zeit hinein das Leben der städtischen Bevölkerung aufs maßgeblichste beeinflusst und liefert in ihrer ernsten Sachlichkeit und klugen Umsicht einen trefflichen Beweis von dem Geiste der Ordnung und Gemeinschaft jenes einfacheren, anspruchsloseren und dabei sicherlich zufriedeneren Zeitalters.

## Von Zünften und Bruderschaften.\*)

In seiner ursprünglichsten und anziehendsten Gestalt tritt uns das bürgerliche Leben einer Kleinstadt im Mittelalter in den Zünften und Bruderschaften entgegen. Die Handwerker bildeten die Hauptmacht der Bürgerschaft, sie saßen im Rat und im Stadtgericht, sie führten zur Wehr der Stadt und des Landes Armbrust und Schwert. Schon früh traten die einzelnen Gewerke zu festen Ordnungen (Zunft, Innung, Gilde, Amt) zusammen und gaben sich Gesetze (Willkür, Werkbrief, Rolle), die von der Stadtobrigkeit und der Landesherrschaft bestätigt wurden. Aus Wormditt sind erfreulich viele dieser alten Zunftrollen erhalten.

Die Verfassung der Zünfte im Mittelalter war überall dieselbe: an der Spitze stehen zwei Ältermänner, die jedes Jahr wechseln; sie bewahren die Lade mit der Kasse und der Rolle, die zu Beginn der Morgensprache verlesen wird; sie haben ein Jahrgedächtnis für die verstorbenen Brüder und Schwestern, unterhalten einen Altar in der Pfarrkirche und vier Lichtstäbe davor, die an den Feiertagen während des Hochamts brennen. Die Verstorbenen aus der Zunft werden von den Brüdern mit Seelenmessen und Vigilien zu Grabe getragen. Die Aufnahme in die Zunft, die Einschreibung der Lehrlinge, Lehrzeit, Wanderschaft und Meisterstück waren in zahlreichen Artikeln bis ins kleinste geregelt. Aber auch unter den Meistern, in der Werkstatt und auf offenem Markt herrschte strenge Zucht und Ordnung. Der genossenschaftliche Geist verbannte jede unlautere Konkurrenz, und der Brudersinn sorgte auch in den Tagen der Krankheit und des Unglücks für den Mitbruder und dessen Familie. Einen intimen Reiz gewähren endlich die Bestimmungen der Rollen über die Feste und Lustbarkeiten. Zu Fastnacht wurde auf allen Herbergen fleißig getanzt, und in der Trinkstube leerten die Meister manchen Krug selbstgebrauten Bieres. Aber auch am Zechtisch und auf dem Tanzboden galt Zucht und Sitte, und jeder Verstoß gegen die Handwerksehre wurde mit strengen Strafen geahndet.

Ähnlich wie die Meister waren auch die Gesellen zu Bruderschaften vereinigt. Auch ihre Rollen sind vom Geiste der Ehre und Brüderlichkeit durchweht und geben ein anziehendes Bild von dem Leben der alten deutschen Handwerksburschen und ihren Wanderfahrten durchs deutsche Land.

\*) Dieses Kapitel ist von Erzpriester Dr. Matern-Röfel verfaßt und in der Neuauflage vom Herausgeber um einige Zusätze erweitert.

Viele Gewerke waren in Wormditt nur durch einen oder wenige Meister vertreten. Diese schlossen sich dann einem verwandten Gewerk an. So umfaßte das Schmiedegewerk alle Meister, „so sich bei der Arbeit des Hammers bedienen“. Andere Gewerke dehnten sich über das ganze Land aus, wie das Müller- und das Badergewerk. Später finden wir auch die Hutmacher, die Kupferschmiede, die Seiler, die Sattler, die Maurer und die Bäcker des ganzen Ermlandes zu Hauptgewerken mit dem Sitz in Heilsberg vereinigt.

Eine Urkunde vom 22. Februar 1359 nennt die *Fleischer* als erste geschlossene Zunft. Die Zahl der Meister wurde darin auf zwanzig beschränkt. Für jede Bank sollten sie jährlich 4 Stein Talg als Abgabe entrichten. Die wilden Kriegszeiten nach 1410 hatten den Wohlstand der Stadt vernichtet. Die Bevölkerung war so heruntergegangen, daß die Fleischer nicht mehr die Bänke besetzen konnten. 1423 setzte deshalb Bischof Johannes Abezier die Zahl der Fleischerbänke auf 16 herab und ermäßigte den Zins einer jeden auf 3 Stein Talg. Das Siegel von dieser Urkunde ist noch erhalten, die Urkunde selbst ist leider vor einigen Jahren vernichtet worden. Im Jahre 1772 zahlten die „Fleischhader-Meister“ 72 Fl. als Talgzins an den gesamten Rat der Stadt. Wie in den anderen Städten hatte die Fleischerinnung gewiß auch in Wormditt an der Dreweuz einen Ruttelhof (Schlachthaus). Auf dem Markte hatten die Meister nebeneinander ihre Stände; finnisches und minderwertiges Fleisch mußte mit einem weißen Tuch bedeckt werden; die Preise für das Pfund Fleisch waren bei allen gleich mit Kreide an den Schragen geschrieben; zwei Schaumeister wachten darüber, daß beim Handel kein Verstoß gegen die Handwerksfittte und die Artikel der Rolle begangen wurde. — Gegenwärtig besteht die Fleischerinnung aus 15 Meistern.

Gleichzeitig mit den Fleischern erscheinen die *Bäcker* in der Stadthandfeste von 1359. Ihre Rolle erhielten sie aber erst 1554 von Kardinal Hosius. Die Zahl der Meister wird darin auf 8 beschränkt, die je 2 Bänke auf dem Markt halten dürfen; von jeder zahlten sie der Stadt 20 gute Schott. Den Verkauf der Backwaren versahen Bankfrauen, die, um jede Ungleichheit der Stände auszuräumen, jeden Sonnabend mit ihren Sizen umrücken mußten. Jeden Monat wurde das Brot von zwei Herren aus dem Rat und zwei Meistern aus dem Gewerk besichtigt und gewogen; der Brotpreis wurde von ihnen jedesmal nach dem Stande des Roggenpreises festgesetzt und bekanntgemacht; minderwertige Ware wurde den Armen im Hospital überwiesen. Die Lade der Bäckerinnung bewahrt noch einige Urkunden

von 1704 auf. Zurzeit üben 15 Meister das Gewerbe aus.

Auch die Bänke der *Schuhmacher* werden schon in der Urkunde von 1359 genannt. Frühzeitig hatten sie auch eine Rolle. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts baten sie den Bischof um eine neue Rolle, da die geltende völlig veraltet war. Am 9. Februar 1552 erhielten sie von Kardinal Hosius ihre neue Willfür, die zum Teil die Artikel der älteren wiedergibt. Zu der Zunft der Schuhmacher gehörten auch die *Gerber*. Die Arbeit der Schuhmacher war in älterer Zeit sehr geschätzt; riesige Reiterstiefel und derbe Fischerstiefel wurden mit derselben Sorgfalt gefertigt wie zierliche Frauenschuhe und Pantoffeln; auch Korken und Sohlen gingen aus den Schuhmacherwerkstätten hervor. — Die jetzige Schuhmacherinnung wurde 1881 neu begründet; 34 Mitglieder gehören ihr an.

Ausgestorben ist jetzt die ehemals blühende Zunft der *Tuchmacher* und *Tuchscherer*. 1376 werden die Bänke der *Tuchscherer* genannt, die in den Gewölben des Rathauses ihre Auslagen feilhielten. Ihre Tuche walkten sie in der bischöflichen Walkmühle, die unterhalb der Amtsmühle an der Drenenz lag; in dem sonnigen Stadtgraben wurde der Stoff auf langen Holzrahmen „geböhmt“. Sie verkauften aber auch ausländische, meist flandrische Tuche, die sie i. J. 1404 durch den Großschäffer des Ordens von Marienburg bezogen. 1558 erhielt das Gewerk von Kardinal Hosius die Erlaubnis, in der Stadtfreiheit an dem Oberteich eine eigene Walkmühle zu bauen; aber schon 1606 wurde eine neue Walkmühle unterhalb der Stadtmühle nach der Jerusalemkapelle zu erbaut. 1558 gab der Rat der *Tuchmachersgesellenbruderschaft* eine neue Willfür, die auf Pergament zierlich geschrieben und bis auf den heutigen Tag erhalten ist. Die Bruderschaft zählte damals 15 Gesellen. Noch 1772 zählte man in Wormditt 36 *Tuchmachermeister*, die mit ihren Waren die Jahrmärkte von Braunsberg, Mehlsack, Guttstadt und darüber hinaus besuchten. Die haltbaren, soliden Wormditter Tuche fanden noch bis ins 19. Jahrhundert hinein auch auswärts, z. B. bei den Elbinger und Danziger Schiffsknechten und der Firma Siebert-Königsberg, gern Abnahme. An ihrer Herstellung war fast die ganze *Tuchmacherfamilie* beteiligt: die Kleinsten zupften die Wolle, die Größeren kammelten, und der Vater warf tagüber die Schütze hin und her und schlug die Kammlade. In der Walkmühle wurde das Tuch-Gewand filzig bearbeitet und danach auf den Rahmen an der Rahmenpforte zum Trocknen aufgespannt. Der Volkswitz, daß die *Tuchmacherfamilie* während der ganzen Fastenzeit nur einen Hering zu den Kartoffeln brauchte, der am Faden

über den Tisch gehängt von jedem angeleckt wurde, weist darauf hin, wie ärmlich und entbehrungsreich es in diesen Häusern später zugegangen sein mag. Die fortschreitende Technik vernichtete das Wormditter Gewerbe völlig, nur die Tuchmacherstraße erinnert noch an die einstige Blüte der Zunft. Im Jahre 1927 wurde mit dem fast 89jährigen Adolf Hinz der letzte Meister dieses Gewerkes zur Ruhe getragen.

Mit den Tuchmachern hielten die Färber Kumpanie. Um 1700 wird ein Färbermeister in Wormditt genannt, der in das Hauptgewerk der Schwarz-, Schönfärber und Mangleler in Heilsberg eingeschrieben war.

Die Rolle der Schmiede wurde von Kardinal Hosius 1552 bestätigt. Zu dem Gewerk hielten sich alle Meister, die mit dem Hammer zu arbeiten pflegten, als Grobschmiede, Kleinschmiede oder Schlosser, Goldschmiede, Kupferschmiede, Messerschmiede, Flaschenschmiede, Kannengießer, Kurzarbeiter, Segermacher (Uhrmacher), Platener (Waffenschmiede), Gürtler, Riemer, Radler und Sattler. Unter den Goldschmieden sind vier namentlich bekannt. Auch die Grobschmiedegesellen bildeten eine besondere Bruderschaft, denen der Rat auf ihre Bitten i. J. 1559 eine Rolle ausstellte, die noch heute vorhanden ist. Es gehörten damals 15 „tugendsame“ Gesellen diesem Handwerk an.

Die Riemer hatten 1535 eine eigene Rolle in 31 Artikeln erhalten, gingen aber 1552 in dem Schmiedegewerk auf; seit 1722 erscheinen sie wieder als eigene Zunft. Die Sattler aller Städte des Bistums wurden 1574 zu einem Hauptgewerk mit dem Sitz in Heilsberg vereinigt. Die jetzige Schmiedeinnung (1867) zählt 29 Mitglieder, die Schlosserinnung 6 Meister, die Klempner sind der Braunschberger Innung angeschlossen.

Zahlreich war in Wormditt das Gewerk der Hutmacher vertreten, also daß das Hauptgewerk, das 1557 für alle Städte des Bistums begründet wurde und von Kardinal Hosius seine Willkür erhielt, seine jährliche „Zunft und Zeche“ in Wormditt hielt, „weil allda die meisten Meister sind“. Sie „klopften“ Hüte, Filzstoffe und Socken „bis an den Leib hinan“; 1573 übernahmen sie den Altar der Drei Könige (nachmals St. Annen-Altar genannt) in der Pfarrkirche.

Die Kürschnergilde erhielt 1580 ihre Rolle von Bischof Martin Cromer. Die Vorliebe für Pelzwerk und Pelzbesatz im Mittelalter gab selbst in kleinen Städten mehreren Meistern der Kürschnerzunft Arbeit und Verdienst.

Aus derselben Zeit stammt die Willkür der Rad- und Schirmmacher (1585), die in der jetzigen Stell-

macherinnung weiterleben; sie zählt gegenwärtig 13 Mitglieder.

Der Geschichte gehört auch die *Leinenweberzunft* an, die 1596 von Kardinal Andreas Bathory bestätigt wurde. Der lebhafteste Flachshandel im Ermland beschäftigte zahlreiche Meister, so daß um 1772 in Wormditt ein gutbesuchter Leinwandmarkt gehalten wurde.

Zurückgegangen ist auch die ehemals blühende *Töpferinnung*, deren Rolle Bischof Rudnicki 1611 bestätigte. Ihre Tongruben hatten sie an dem Wege nach Braunsberg unweit der Pillau, wo auch ihre Öfen standen. Töpfe, Kruden, Kuffeln und Schüsseln waren ihre Haupterzeugnisse. 1749 gab der Rat der Bruderschaft der 9 *Töpfergesellen* eine neue Rolle, die von der Hand des Bürgermeisters Cajetan Bendovit geschrieben und mit schönen Zierleisten und Initialen verziert, noch jetzt in der Lade der Töpferinnung ruht. Die Lade mit hübschen Beschlägen stammt aus dem Jahre 1749. Im Jahre 1783 überließ der Magistrat dem Töpfergewerk drei städtische Roggärten auf dem rechten Drenenzufer und den sog. Schreiberwinkel, eine Fläche von über fünf magdeburgischen Hufen, in Erbpacht. Die Töpfer hatten dafür drei Stadtbullen bei gutem Futter zu halten. Im Jahre 1874 wurden sie gegen Zahlung von 2400 Mark von dieser Verpflichtung befreit und die Roggärten freies Eigentum der Töpferinnung. Acht Meister bilden die heutige Innung.

1623 gab es Wormditt zwei *Seilermeister*, die dem Hauptgewerk in Heilsberg angehörten. Im Jahre 1788 zahlte der Seiler Gerigt für die Benutzung der Stadtmauer für seine Seilerbahn an die Kämmereikasse 30 Gr. Die Meister hatten noch im 19. Jahrhundert im südlichen Teil des östlichen Stadtgrabens ihre Seilerbahn.

Die *Drechsler* waren in dem Hauptgewerk zu Heilsberg (vor 1664) vereinigt, die *Böttcher* und *Bechler* erscheinen seit 1723 als eigene Zunft. Um 1820 traten die Böttcher und Drechsler zu einer neuen Innung zusammen. Da aber i. J. 1911 nur mehr zwei Meister das Gewerbe ausübten, so wurde die Innung aufgelöst. Die Lade mit der Jahreszahl 1779 wird auf dem Rathaus aufbewahrt.

Die *Tischler* trennten sich um 1700 von dem Schmiedegewerk und erhielten in allen Städten eigene Rollen. Die ältesten Urkunden der Wormditter Tischlerinnung stammen aus dem Jahre 1733. Die Lade trägt die Jahreszahl 1737. Gegenwärtig gehören 13 Meister der Innung an.

Die *Schneiderinnung* ist zweifellos uralt, ihre Urkunden reichen aber nicht über 1636 hinaus. Die Zunft war allezeit eine der größten, da in alter Zeit die Schnei-

der nicht nur für Männer und Knaben, sondern auch für Frauen und Jungfrauen das ausschließliche Recht auf Arbeit hatten. Die Rollen verlangten von dem Jungmeister „zur Bewahrung seiner Kunst“ drei Stück „Mannswerk“ oder zwei Stück „Frauenwerk“; daneben fertigten die Meister auch Handschuhe und Wämse. Die Innung ist noch jetzt mit 34 Mitgliedern vertreten.

Die Zieglerinnung stammt erst aus dem Jahre 1887. Ihr gehören Meister aus ganz Ostpreußen an.

Ähnlich wie die Zünfte waren auch die Bruderschaften eingerichtet: auch sie hatten zwei Älteste, Altar und Begängnis, Morgensprache und Bruderbier. Ihr Zweck war in erster Reihe ein kirchlicher, Pflege einer besonderen Andacht oder Übung eines besonderen guten Werkes. Daneben übernahmen sie nicht selten auch bürgerliche Zwecke, wie denn überhaupt in dem religiös geeinten Mittelalter kirchliche und weltliche Zwecke sich häufig vereinten und durchdrangen. Als Begräbnisbruderschaften haben sich einige bis heute erhalten.

Eine der ältesten Bruderschaften in Wormditt ist die Priesterbruderschaft. Sie reicht wie die übrigen Priesterbruderschaften im Ordensland Preußen bis ins 14. Jahrhundert hinauf. In den wilden Kriegszeiten nach dem Unglück von Tannenberg scheint sie eingegangen zu sein. Aber Bischof Franz stellte sie 1448 wieder her und schärfte dem damaligen Erzpriester Otto Breuer die genaue Beobachtung der alten Gewohnheiten ein. Abermals erneuerte Bischof Lucas i. J. 1491 die Bruderschaft und gab ihr neue Gesetze: Jährlich zweimal sollten die Priester des Dekanats zu gemeinsamem Gottesdienst und Beratung in Wormditt zusammenkommen. Auch Laien wurden in die Bruderschaft aufgenommen. Zwei Vorsteher, ein Priester und ein Laie, standen an der Spitze. Die verstorbenen Brüder wurden von allen Mitgliedern der Bruderschaft mit Vigilien, Messen und Gebeten zu Grabe geleitet. Den eifrigen Brüdern verhieß der Bischof Ablässe. Um 1622 besaß die Bruderschaft ein eigenes Haus für einen Priester „am Tore, durch das man zur Badestube geht“, und ein Vermögen von etwa 5000 Mark. Das Häuschen wurde 1822 verkauft. Das Bruderschaftsbuch im Pfarrarchiv enthält die Namen zahlreicher Priester, angefangen von dem Erzpriester Balthasar Rabe (um 1420) bis 1747. In den Dekanatskonferenzen sind die alten Priesterbruderschaften in neuerer Zeit wieder aufgelebt.

Auf ein ehrwürdiges Alter schaut auch die Corporis Christi- oder h. L. e i c h n a m s b r u d e r s c h a f t zurück, die, freilich in ganz anderer Form, in der Schützen-gilde weiterlebt. Bischof Heinrich Sorbom bestätigte die

Bruderschaft am 1. November 1379. Bischof Franz erneuerte die Urkunde i. J. 1447. In den Kriegen des 15. Jahrhunderts gingen die Privilegien verloren, deshalb verlieh Bischof Fabian der Bruderschaft neue Ablässe i. J. 1514. 1516 gab sich die Bruderschaft eine neue Willkür, die von Bischof Fabian bestätigt wurde. Als Zweck wird in den Artikeln besonders die Verehrung des allerhl. Altarsakraments durch eine wöchentliche Botivmesse am Donnerstag und Prozession bezeichnet. Am Freitag nach der Oktav wurde eine gemeinsame „Freude“ gehalten, an der alle Brüder mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern teilnahmen. Das Freibier wurde aus der Lade der Bruderschaft bestritten.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist die hl. Leichnamsbruderschaft, wie in den anderen Städten, mit der Pfeilschützenbruderschaft vereinigt. 1569 gab Kardinal Hosius auf Bitten der Bürgermeister Steffen Werner und Mathees Osenborn der vereinigten Bruderschaft eine neue Rolle, deren Original auf Pergament mit dem großen Wachsiegel des Kardinals im Pfarrarchiv aufbewahrt wird. Nach den Bestimmungen dieser Urkunde sollen besonders die Kaufleute und Mälzenbräuer die Bruderschaft gewinnen, dann aber auch andere ehrliche Bürger und Handwerker. Außer den kirchlichen Pflichten regelt die Willkür vor allem das Vogelschießen am Pfingstmontag. Die Preise für die besten Schützen waren recht bescheiden: ein Kranz, ein paar Handschuhe und Senkel. Wer den Vogel abschöß, wurde König. Als solcher erhielt er drei Mark und freie Benutzung des Schießgartens, auch war er jahrlang von Wache und Handscharwerk befreit. Als Entgelt schenkte er den Brüdern eine Tonne Bier und zwei Schinken. Für die Begräbnisse ihrer Brüder unterhielt die Bruderschaft acht kräftige Männer, die die Leichen trugen; sie erhielten dafür jedesmal 10 Schillinge und 8 Stof Bier. Zur Unterhaltung des Schießgartens und des Seelgeräts trug jeder Bruder alle Quartal einen Schilling bei. 1574 vereinigte Bischof Cromer die Vikarie der hl. Leichnamsbruderschaft mit dem Lehen St. Nicolai und dem der Schützenbruderschaft; 1754 wurde die Messe an den Hochaltar verlegt.

1611 erhielt die Bruderschaft einen Ablassbrief vom Papst Paul V. 1621 legte der Vikar der Bruderschaft Johann Them ein neues Bruderschaftsbuch an, dessen erste Seite er mit kunstvollen Initialen schmückte. Es enthält die Namen der Brüder, nachgetragen von 1518—1784. Um diese Zeit ging das Schützenfest ein. Der häufige Schießgarten wurde i. J. 1788 zum Abbruch verkauft. Die Mälzenbräuer aber zahlten nach wie vor 1 Fl. 10 Sgr. als

„Zunftverleibte“ in die Kirchenkasse, ebenso wie die anderen Bürger die jährliche „Urkund“ von 2 Sgr. entrichteten. Durch den unglücklichen Krieg von 1807/08 wurde die Gewohnheit unterbrochen, bald danach ging auch die Mälzenbräuerzunft ein.

Eine verfeinerte Form dieser bürgerlichen Schützengilde bildete die in der preußischen Zeit i. J. 1773 begründete, 1781 erneuerte Schützengesellschaft, die schwärmerischen Humanitätsgedanken und einem gesteigerten Naturgefühl ihren Ursprung verdankt zu haben scheint. „Wir bieten uns einander die Hände, wir schenken uns die Herzen und wollen die süße Frucht einer vergesellschafteten Liebe und Freundschaft, welche die Glückseligkeit des irdischen Lebens ist, mit unschuldiger Freude genießen“, heißt es in der Satzung. Donnerstag nach Pfingsten soll an einem aus den städtischen Gründen jährlich zu wählenden Platz ein Preisschießen mit drei Schüssen aus der Flinte stattfinden, an das sich ein kleines Abendessen anschließen soll. In bewußter Exklusivität beschränkte man die Mitgliederzahl auf höchstens 30 Personen, „damit aus unserer Schützengesellschaft mit der Zeit nicht ein Kriegsheer werde“. So fanden auf dem Ruckuck, der Pilatuswiese, dem Blocksberg, am Oberteich diese Schützenfeste der städtischen Honoratioren statt, bei denen es ein schwarzes Seidentuch oder ein spanisches Rohr, braune Lederhandschuhe oder eine Meerschampfeife, eine Tabakdose oder Messinglaterne u. dergl. als Prämien gab. Als das satzungsgemäße Abendessen mehr und mehr in Böllerei ausartete und übermäßige Unkosten hervorrief, führte eine Reihe von Austritten i. J. 1840 zur Auflösung dieses Vereins.

Nach den Freiheitskriegen war die bürgerliche Schützengilde wieder erstanden und das Königsschießen am Pfingstmontag und Dienstag neu belebt. Eine neue Organisation fand die Schützengilde i. J. 1894 unter Bürgermeister Frans. Das Pfingstschützenfest wurde auf den Dienstag beschränkt, dafür wurde im August ein zweites Schießen und im Januar ein Ball veranstaltet. Der Schützenkönig sollte 30 Mark von der Gilde und die herkömmlichen 24 M. und 3 Klafter Holz vom Magistrat erhalten. Der Mitgliedsbeitrag wurde auf 3 Mark jährlich festgesetzt.

Völlig untergegangen ist die Elendenbruderschaft, die sich der Elenden (Heimatlosen, Handwerksgejellen, Bettler, Zigeuner, Schotten) annahm, die in alter Zeit die Landstraßen belebten. Sie sorgte für ein christliches Begräbniß dieser Armen, nahm sich auch nicht selten der Armen und Kranken an und baute ihnen Hospitäler und Herbergen. In Wormditt besaß die Bruderschaft von alters her den Altar der hl. Apostel Jacobus und Mathias

und der hl. Maria Magdalena. 1426 wurde er von Bischof Franz neu konsekriert. Bürgermeister Heinrich Stapel stiftete an dem Altar eine Vikarie und dotierte sie mit 10 Mark Zins, die auf den Dörfern Gr. und Kl. Kautenberg standen. Dazu fügten namens der Bruderschaft die Ältermänner Ludwig und Mathias Bischof 2 Mark jährlichen Zinses aus der Lade und übernahmen nach dem Tode Stapels auch das Patronat über die Stiftung. Bischof Franz bestätigte diese Vikarie am 29. Dezember 1432. In den Kriegen zu Anfang des 16. Jahrhunderts ging die Bruderschaft zu grunde; um wenigstens das Andenken an sie zu erhalten, vereinigten sich um 1573 die letzten Brüder mit dem Gewerk der Schirr- und Radmacher, die fortan auch den Altar und die Kerzen übernahmen. Bischof Cromer gab ihnen 1585 eine neue Satzung.

Um 1440 traten einige fromme Bürger zusammen und gründeten zu Ehren der Gottesmutter Maria die St. Marienbruderschaft. In der dritten Kapelle auf der Nordseite der Pfarrkirche hatten sie ihren Altar, an dem i. J. 1442 Bischof Franz eine Vikarie errichtete. Im Jahre 1516 wurde die Bruderschaft zu neuem Leben erweckt und von Bischof Fabian bestätigt. Das Original auf Pergament mit dem Siegel des Bischofs in einer Holzkapsel ist jetzt im Besitze der Koratebruderschaft. Als Hauptfest beging die Bruderschaft das Fest Mariä Heimsuchung. An diesem hielt sie auch ihre „Freude“, wobei zwei bis drei Tonnen Bier ausgetrunken wurden. Die Visitationen von 1598 und 1609 weisen ein ansehnliches Verzeichnis von hl. Geräten und Gewändern im Besitze der Bruderschaft nach. An den Sonnabenden des ganzen Jahres und an allen Tagen des Advents sangen die Brüder die Botivmesse zu Ehren der hl. Jungfrau, die der Vikar der Bruderschaft hielt. Um 1622 wird in dem Inventar des Chors ein geschriebenes Buch für die Koratisten erwähnt. Als Koratebruderschaft lebt die alte Marienbruderschaft noch heute fort; ihr Hauptzweck ist wie in alter Zeit der liturgische Gesang in den Koratemessen und bei Begräbnissen. Von dem alten Altar der Bruderschaft aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sind noch acht wertvolle Flügelbilder in der Kirche zu Open erhalten; jetzt steht ein Marmoraltar aus der ehemaligen Jesuitenkirche in Braunsberg von 1646 in der Kapelle.

Auf eine reiche Vergangenheit schaut die St. Jakobusbruderschaft zurück. Sie knüpft wie die zahlreichen anderen Jakobibruderschaften in Deutschland an die Pilgerfahrten nach dem hl. Lande, Rom und Compostella an. Als Patron verehrten sie den hl. Apostel Jakobus, der als Pilger mit Wanderstab und Muschelhut dargestellt

wurde. Die Bruderschaften gaben den Pilgern Herberge und nahmen sich der Kranken und Sterbenden an. In der Pfarrkirche hatten sie die Kapelle des hl. Jakobus inne, deren Altar (nach einem Neubau) i. J. 1517 von dem Weihbischof Johannes Simbaliensis geweiht wurde. 1537 stiftete der Vikar Georg Schwanbach an diesem Altar eine eigene Vikarie, die er der Jakobibruderschaft einverleibte. Nach der erhaltenen Willkür (ohne Datum) war die Bruderschaft in der Folgezeit eine einfache Begräbnisbruderschaft geworden. Am Jakobitag hielt sie ihr Anniversarium und ihre Zeche. Das Priesterhäuschen und ein Mälzhaus, das Schwanbach der Bruderschaft geschenkt hatte, wurde 1811 verkauft. Das Bruderschaftsbuch enthält das Verzeichnis der Mitglieder von 1630 — 1757.

Die jüngste Bruderschaft ist die Rosenkranzbruderschaft, die 1706 mit einer feierlichen Andacht eingeführt wurde. Die Errichtungsurkunde ist von dem General der Dominikaner Fr. Thomas Ripoll am 27. Januar 1705 zu Rom ausgefertigt. Für die Stiftung schenkte Pfarrer German in Lichtenau 1000 Fl., Erzpriester Caspar Simonis fügte 500 Fl. dazu. 1714 wurde der Rosenkranzaltar geweiht, der 1761 durch den jetzigen Altar ersetzt wurde.

## VII.

### Von Feuersnot und Feuerwehr.

Von den schweren Heimsuchungen, deren Abwendung die gläubige Bürgerschaft von dem heiligen, starken, unsterblichen Gott ersuchte, war die Feuersnot wohl die häufigste. Denken wir an die engen Straßen, die aus Holz und Fachwerk errichteten, mit Stroh gedeckten Häuschen und Scheunen, das mangelhaft entwickelte Feuerlöschwesen des alten Wormditt, so werden wir begreifen, wie das entfesselte Element immer wieder die schlimmsten Katastrophen heraufbeschwor. Nur lückenhaft berichten darüber unsere Quellen. So äscherte eine Feuersbrunst anno 1502 ein Stadtviertel ein. Das schwere Unglück scheint den Bürgern die Mängel ihrer Feuerwehr mit grausamer Deutlichkeit vor Augen geführt zu haben; denn die kurz darauf beschaffte Feuerglocke v. J. 1506 auf dem Ostgiebel des Rathauses sollte fortan eiligst mit ihrem schrillen Ton ähnliche Gefahren bannen. In einem ernsten Mandat rügte Bischof Andreas Bathory i. J. 1596, daß in den Städten noch immer „geklebte“ Schornsteine und Strohdächer Feuergehecke bildeten, und ordnete bei harter Strafe an, daß binnen Jahr und Tag alle Schornsteine gemauert und fortan alle neuen oder zu

erneuernden Dächer mit Ziegeln gedeckt sein müßten. Wenn diese Verordnung i. J. 1607 wieder in die Erinnerung gerufen werden mußte, ist das ein Beweis dafür, daß die Durchführung der landesherrlichen Befehle nicht so leicht von Statten ging. Im Juli 1676 hören wir von dem durch Blitz verursachten Brande von 34 Höfen an der Straße gegen Crossen, nach dem man dem hl. Antonius ein Motivbild weihte, um von ähnlichen Prüfungen verschont zu bleiben.

Schon die Stadtwillkür von 1607 hatte Maßnahmen zur Verhütung und Bekämpfung der Feuersnot getroffen, die in der Willkür von 1677 noch erweitert und ergänzt wurden. Danach soll jedes ganze Haus vier, jedes halbe zwei Ledereimer halten. Alle Bürger sollen eine gute, starke lange Leiter und eine kleine breite Leiter, von der Rinne zum Schornstein zu gebrauchen, einen kurzen Bohrhaken (Feuerhaken), eine bereitete Rienfadel oder Kartize, einen Wasserhaken und Wasser vor der Tür haben. Zu den drei hohen Festtagen sind die Schornsteine vom Ruß rein zu kehren. Wer ein neues Dach auf seinem Gebäude innerhalb der Stadtmauer anlegt oder das alte ausbessern will, soll es nicht mit Stroh, sondern mit Dachsteinen decken und bessern. Zur Verhütung jeder Feuersgefahr wird verboten, mit einem brennenden Licht oder Rien ohne Laterne in die Ställe zu gehen; dabei ist der Wirt für seinen Gast haftbar. Der Nachbar, der solchen Leichtsinns sieht, aber nicht zur Anzeige bringt, büßt 9 Mark. Späne, Rien, Holz, Kohlen, Knüttel dürfen nicht auf den Ställen, Flachs nicht auf den Söllern in der Stadt gehalten werden; Futter darf nur für höchstens drei Nächte in die Stadt gebracht werden. Bricht nun, was Gott verhüte, eine Feuersbrunst aus, so hat der davon Betroffene sofort Lärm zu schlagen. Alle Hauswirte haben sogleich zur Brandstätte zu laufen oder zu schicken und einen ledernen Eimer voll Wasser mitzubringen; bei Waldbränden sind auch Spaten mitzuführen. Werden die Dienstknechte und Handwerksgesellen zum Löschen herangezogen, so soll ihnen die Stadt nach ihrem Fleiß etwas verehren. Wird zur Eindämmung des Brandes ein Haus niedergelegt, so soll dem Besitzer desselben durch Zusammenschossen der anderen Bürger die Hälfte ersetzt werden. Niemand darf nach beendeter Löscharbeit fremde Ledereimer mitnehmen; die fremden Eimer sind aufs Rathaus zu schaffen, wo jeder den seinigen heraussuchen kann.

Am Laurentiustage (10. August) 1718 zündete ein Blitz in einer Scheune nahe dem Kirchhof an der Heilsberger Straße und verursachte einen großen Scheunenbrand, der die Gemeinde zu einem Gelöbnis zu Ehren des hl. Laurentius veranlaßte. Im Juni 1743 entstand bei einem Ge-

witter in der Elbinger Vorstadt ein neues Schadenfeuer; Bürgermeister, Rat und Gemeinde gelobten wenige Wochen später einhellig im Einvernehmen mit dem Erzpriester Lamprecht einen Opfergang und eine Andacht zu Ehren des heiligen Laurentius, um in neuen Gefahren seinen Schutz zu erfliehen. (S. oben S. 56.) Um aber auch durch Selbsthilfe ähnlichen Brandkatastrophen vorzubeugen, setzten Bürgermeister und Rat im Einvernehmen mit der ehrbaren Gemeinde eine neue, ausführliche Feuerordnung fest, die am 13. März 1744 publiziert wurde. Damit diese zur allgemeinen Kenntnis gelangte, wurde sie in der Offizin der Braunsberger Jesuiten gedruckt und allen Zünften, Gewerken und Bruderschaften, sowie deren Ältesten und Ältesten ein Exemplar übergeben, das in der Lade aufzubewahren und alljährlich bei Verlesung der Gewerksartikel ebenfalls vorzulesen war. In Kürze sei hier das Wichtigste aus der Ordnung, die in sieben Hauptartikel gegliedert ist, mitgeteilt:

Der erste Artikel handelt über das, was zur Verhütung der Feuersefahr in Acht zu nehmen sei. Jeder Hauswirt soll auf seine Feuerstätte, Schornstein, Backofen, Schmiedeeisen fleißig Achtung geben und sie durch den geschworenen Schornsteinfeger alle Vierteljahre, die Branntweinbrenner alle sechs Wochen, fegen lassen. Wenn ein notdürftiger Eigentümer das festgesetzte Feggeld nicht bezahlen kann, soll er dem Ratmann, der als Inspektor der Feuerordnung oder „Feuerherr“ tätig ist, seine Not „außzärtlichste vorbringen“, worauf dieser laut Befund und Gutdünken den Schornsteinfeger aus seiner Kasse befriedigen wird. Gerät ein Schornstein in Brand, so soll der Wirt wegen seiner Achtlosigkeit mit zehn Floren der Feuerkasse verfallen sein. Ferner soll jeder Wirt in seinem Hause gute, bequeme Treppen halten, deren man sich in Zeiten der Not gefahrlos bedienen kann.

Der zweite Artikel legt dar, wie mit Leichtbrennenden Materialien behutsam umzugehen sei. Keiner soll an Heu, Stroh, Flachs, Hanf, Teer, Schmer, Talg, Rien, Brennholz und ähnl. mehr in sein Haus nehmen, als er auf kurze Zeit braucht, dieses auch an solchen Orten halten, wohin man nicht mit Lichtern geht. Wer Pferde oder Vieh in der Stadt hält, soll im Herbst und Winter möglichst bei Tage, spätestens aber zwischen 8—9 Uhr des Abends abfüttern lassen; dabei soll das Licht in einer Laterne befindlich und jemand vom Hausgesinde entgegen sein. Jede Herrschaft soll ihr Volk warnen und wohl Acht geben, daß kein Toback oder dergleichen auf den Straßen, sowohl in als zwischen den Scheunen und Ställen geraucht werde; viel weniger darf gestattet werden, eine

Pfeife Toback ins Bett zu nehmen. Der achtlose Wirt soll für jede solche Übertretung seiner Leute mit 6 Fl. büßen; das Gesinde aber, das hierin strafbaren Ungehorsam zeigt, soll mit vierzehntägiger Turmhast bei Wasser und Brot belegt werden, auch nach Beschaffenheit des verursachten Schadens am Leibe gestraft werden. Wer solchen Frevel meldet, der soll ein Drittel der Geldstrafe als Belohnung erhalten. Wer badt, soll nicht gegen Nacht, sondern gegen Morgen baden, die Backöfen fleißig auslöschten und keine Asche oder Kohlen auf Boden oder Lucht schütten. Die Schmiede sollen ihre Kohlen außerhalb der Stadt in besonderen Kohlenschuppen halten und nur soviel in ihr Haus nehmen, als sie an einem Tage verbrauchen. Stückstakene (aus Lehm gemauerte) und Fachwerk-Schornsteine sollen nicht gelitten werden. Wenn die Ratsherren in der Stadt oder der Schulz auf der Vorstadt dergleichen Schornsteine in auffälligem Zustande bemerken, sollen sie dem Feuerherren Anzeige machen, damit dergleichen Feuergeheß alsbald niedergeworfen werde. An die Schornsteine dürfen nicht Holzwerk oder andere leicht brennende Gegenstände gelegt, ebenso wenig Holz oder Rien in den Rauchlöchern auf den Back- und Stubenöfen getrocknet werden. Das Flachshecheln, Häckelschneiden, Talgschmelzen, Lichtziehen ist bei Licht- und Nachtzeit verboten, das Flachstrochnen und -Brechen in der Stadt zu jeder Zeit untersagt. Getreide und Stroh in die Stadt zu bringen und daselbst auszudreschen, ist ebenfalls bei 6 Fl. verboten.

Im dritten Artikel wird befohlen, mit Feuer behutsam umzugehen, Laternen und Leuchter zu brauchen und Licht und Feuer zeitig zu löschen. Niemand soll sich unterstehen, mit brennendem Rien, glühender Kohle, Feuer oder einer schwelenden Tobackspfeife sich auf der Straße in oder außer der Stadt sehen zu lassen, bei 2 Fl. Strafe. Keiner soll mit brennendem Licht in oder zwischen den Scheunen hantieren, Häckel schneiden, dreschen, Vieh füttern und dergl. Ein Gewehr darf nur mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten oder Feuerherren gelöst werden. Jeder Hauswirt soll bei den Pferdeställen und dergl. blecherne Leuchter und Laternen haben und Sorge dafür tragen, rechtzeitig Licht und Feuer zu löschen. Dem Gesinde soll der Wirt nicht gestatten, Licht zur Bettstätte zu nehmen; Übertretungen darf er selbst hart strafen. „Es pflegen Gottvergessene, unvernünftige, faule, und gar zu sehr erfrorene Mägde, mit glühenden Steinen oder Ziegel die Bette zu wärmen; solche sollen bei dem Feuer-Herren angeklagt, und mit dem Staub-Besen wegen des verursachten Schadens bestraffet werden.“ Bürger, Krämer oder Höker, so mit Büchsen oder Pulver handeln, sollen dieses an solchen Orten

verwahren, wo man mit Feuer nicht so leicht hinkommt, auch kein Pulver bei Licht verkaufen. Diejenigen Wirthe, die Fremde beherbergen oder Soldaten im Quartier halten, sollen nicht ohne weiteres gestatten, mit Leuchten oder Feuer umzugehen oder spät Licht zu brennen; es sei denn, daß Wirt oder Wirtin nicht eher zu Bett gehen, als bis das Licht ausgelöscht ist. Widersezt sich jemand den Wirten, so sollen sie es dem Feuerherrn anzeigen.

Der vierte Artikel behandelt die Pflicht, *G e f a h r a n z u z e i g e n*, sowie von der Bestrafung der Fahrlässigkeit. Wer wider die Bestimmungen der Ordnung lebt, soll von seinen Nachbarn oder jedem anderen, der dessen gewahr wird, dem Feuerherrn gemeldet werden. Derjenige, durch dessen Fahrlässigkeit eine Feuersbrunst entsteht, soll seinem Hausherrn, wie auch den Nachbarn den erlittenen Schaden ersetzen; wäre er unvernünftig oder gehörte ihm selbst das eingäscherte Haus, so soll er nichtsdestoweniger mit Turmhaut bei Wasser und Brot, mit der Verweisung oder nötigenfalls auch am Leibe gestraft werden. Alle Brände sollen von dem Feuerkollegium sorgfältig untersucht und nachdrücklich geahndet werden. Diese Körperschaft sezt sich zusammen aus dem verordneten Feuerherrn als Präses, vier Ältesten aus der Gemeinde, dem Stadtmaurer und dem Stadtzimmermann als Assessores (Beisizer) und dem Herrn Notarius. Die Appellation von diesem Kollegium geht an „Einen Ehrenvesten Raht“.

Articulus 5tus zeigt, mit was für Feuergerät die Stadt und jeder Hauswirt versehen sein soll. Die städtische Sprizze soll jährlich zweimal von dem vom Rat bestellten Sprizenmeister untersucht und auf Stadtkosten instand gehalten werden. Für diese Sprizze sollen 25 Ledereimer beschafft werden, deren Verwaltung dem Ratsdiener obliegt. Bei den Brunnen sollen ständig vier gefüllte Wasserküwen stehen, welche die Stadtdiener bei Strafe der Absezung allezeit vollzugießen haben. Der Ältermann der Böttcher soll die Küwen jährlich revidieren und auf Rechnung des Feuerherrn in brauchbarem Zustande erhalten. In den Fleischbänken sollen vier Leitern und vier Feuerhaken unterhalten werden, worüber der städtische Wagentnecht und der Zimmermann genaue Aufsicht zu führen haben. Im Vorstädter Krug sollen ebenfalls 4 Leitern und 4 Feuerhaken zur Hand sein und vom Schulzen kontrolliert werden. Neben diesem städtischen Feuergerät soll jeder Hauswirt sein privates Gerät halten; der Besizer eines ganzen Hauses soll mit vier, der eines halben mit zwei guten Ledereimern, außerdem mit einer Feuerpfanne, einer Handsprizze, einer langen Handleiter und einer Tonne voll Wasser versehen sein. Ohne diese Feuergeräte darf kein Hausbesizer zum Bürgerrecht zu-

gelassen werden. Bei den strohbedeckten Häusern der Vorstadt, wie bei allen Scheunen sollen lange, starke Leitern vorrätig sein. Jeder Wirt soll eine gute Laterne haben und sie, wenn einmal des Nachts das Feuer beschrien wird, vor der Thür aussetzen oder aushängen; wer nur eine kleine Laterne besitzt, soll in der Zeit der Not vor der Thür mit einer Kienfackel leuchten, damit jeder zum Hinlaufen und Retten den Weg findet.

Der sechste Artikel bestimmt, wie die **F e u e r s g e f a h r** schleunigst **k u n d z u t u n** und was am notwendigsten dabei zu besorgen sei. Sobald eine Feuersbrunst entsteht, soll dieselbe sofort von dem betroffenen Wirt beschrien und aufseilfertigste mit der Rathausglocke bestürmt werden. Tut er das nicht und untersteht sich, den Brand mit den Seinigen allein zu löschen, so soll er den Frevel mit 20 Fl. büßen, und den daraus entstehenden Schaden ersetzen. Sobald jemand ungewöhnlichen Rauch oder Brandgeruch bemerkt, soll er davon dem Feuerherrn und dem Nachbarn Nachricht geben, damit sogleich Haussuchung geschehe. Macht jemand aus Unfug eine solche Anzeige, soll er 12 Fl. verbüßen. Wer zuerst das Feuer beschreit und mit der Glocke bestürmt, soll wegen seiner Achtsamkeit mit 1 Fl. aus der Feuerkasse belohnt werden. Bei Feuerlärm soll sogleich jeder Wirt sein Haus, Lucht und die Thüren bis unterm Dach öffnen, die Haustüren mit Laternen, die Treppen mit Lichtern versehen und auf die Rinne Acht geben. Sobald die Stadtdiener die Feuerglocke hören, sollen sie sogleich die Stadttore öffnen bei Strafe der Absetzung und 100 Postronkenhieben (Strichhieben).

Der letzte, siebente Artikel setzt fest, wer die **F e u e r s b r u n s t** zu löschen verbunden, und wie in Feuersnot zu verfahren sei. Ob innerhalb oder außerhalb der Stadt ein Brand entstände, auf den ersten Sturmschlag hat jeder Wirt mit einem Ledereimer zur Feuerstätte zu eilen oder wenigstens einen tauglichen Dienstboten zu entsenden. Insonderheit soll die Nachbarschaft im Löschen und Retten ihr Bestes tun; aber auch die ganze Bürgerschaft, Einwohner, Vorstädter, Bürgerkinder, Handwerksgesellen, Lehrburschen, Knechte, ledige Weiber und Dienstboten sollen bei Vermeidung ernstlicher Strafe helfend zur Stelle sein. Die Maurer, Müller, Radmacher, Böttcher, Bechler, Tischler, Pflugscharmacher, Tagelöhner, besonders die Zimmerleute mit ihren Eimern und Urten, sollen sogleich zur Hand sein, um gegebenenfalls etwas einzureißen oder Leitern und anderes Zubehör auszubessern. Die Bürger, Handwerker und Kaufleute sollen nicht nur selbst eilen, sondern auch ihre Gesellen und Lehrburschen mit einem Ledereimer zur Brandstätte schicken. Keiner soll jedoch mit ledigen Händen ge-

laufen kommen, bei ernstlicher Strafe und Zusicherung eines Bußfels voll Schlägen. Darauf sollen alle mit ihren ledernen Eimern von der Feuerstätte bis zum nächsten Brunnen zwei Reihen gleich einer Straße bilden, dergestalt, daß auf der einen Seite die vollen, auf der anderen die ledigen Eimer ständig im Umlauf sind. Kein Wirt soll seine Ledereimer, Wannen, Schleifen, besonders das Wasser vorenthalten. Diejenigen Wirte, die Knechte und Pferde halten, sollen dieselben beim Feueralarm auf das allereifertigste vor die Feuerküven anspannen lassen. Wer den ersten Küven mit Wasser zu dem Ort der Gefahr bringt, erhält vom Feuerherrs 3 Fl., der zweite 2 Fl., der dritte 1 Fl. als Belohnung. Auch denen, die sich durch ihren Fleiß beim Löschen und Ketten auszeichnen, soll eine „Ergöcklichkeit“ und Belohnung erzielt werden.

Sobald der Ratsdiener von der Feuergefahr Kunde erhalten, soll er sich unverzüglich mit den Ratschlüsseln an das Rathaus begeben, die Türen öffnen und die Handspritzen an die Bürger verteilen. Zugleich hat der verordnete Spritzenmeister dafür Sorge zu tragen, daß die große Spritze aufs geschwindeste zur Brandstätte geschafft werde. Der Wagenknecht hat aufs schnellste mit den Stadtpferden die Spritze, große Stadtleiter und Feuerhaken an den Feuerherd herbeizuschaffen und unverdrißlich Wasser zu fahren. Die ehrbaren Gewerke der Schuster, Bäcker, Schmiede und Fleischer sollen sich samt ihren Knechten „auf Liebe Ihres Nechstens“ ungesäumt zum Rathaus begeben, dort die Handspritzen in Empfang nehmen und damit zur Brandstätte eilen; einige von ihnen sollen bei der großen Spritze verbleiben. Die Mälzer und Brauer haben sich mit ihren Schöpfen an dem der Feuerstätte nächsten Brunnen einzufinden und daselbst fleißig Wasser zu schöpfen, Rinnen zu legen und die Küven zu füllen. Einige Tagelöhner und Brettschneider aus der Stadt sollen die Feuerleiter und -haken aus den Fleischbänken, die Vorstädter die im Krug hängenden herbeischaffen; die ersten Helfer erhalten vom Feuerherrs Belohnungen. Ungehorsam gegen die erforderlichen Befehle der Obrigkeit zieht bei Bürgern den Verlust des Bürgerrechts, bei Ratsdienern den Verlust der Stellung, bei den anderen Ausweisung aus der Stadt und Verlust aller Habe nach sich. Die beiden Diener bei der Stadtwaage sollen sich während der Feuergefahr ständig beim Feuerherrs aufhalten, um dessen Befehle auszuführen. Sollte das Feuer so sehr überhand nehmen, daß auch die Nachbarn mit den Ihrigen flüchten müßten, so soll der Herr Stadtmajor 15 Mann aus dem Quartier ins Gewehr fordern, um die Tore zu besetzen und verdächtiges Diebsgesindel weder hinein noch hinaus zu lassen. Der Feuerherrs aber

wird den Flüchtigen samt ihren Gütern einen sicheren Ort anweisen, allwo sie Unterkunft finden; damit ihnen aber nichts entfremdet werde, sollen die Schneider, Tuchmacher und Kürschner mit ihren Gesellen mit Flinte und Säbel den Platz rundum bewachen und die geflüchteten Güter vor aller Diebereien beschützen. Tumultuanten, sowie verdächtige Personen sollen ohne weitläufiges Examinieren in Haft genommen, Diebe dagegen bis zur Untersuchung in die Grund (das tiefe Turmverließ) geworfen werden. Dieberei bei Feuersbrunst soll, auch wenn das gesetzlich vorgeschriebene Maß nicht erreicht ist, mit dem Strange bestraft werden.

Es fehlte also nicht an umsichtigen und strengen Bestimmungen und einer gutgeregelten Organisation, um der Feuergefahr vorzubeugen und Bränden Einhalt zu tun. Im Jahre 1772 werden als Feuergerät in der Stadt 2 Feuerspritzen, eine große Arm- und 2 kleine Schlangenspritzen, mehrere Küwen, 43 Wassereimer, 7 Feuerhaken und 5 große Leitern verzeichnet. Man sieht daraus, wie lässig die Vorschriften der Feuerordnung in die Tat umgesetzt wurden; allerdings waren den Bürgern in den Jahren der russischen Einquartierung (1758 — 62) ihre Ledereimer zum großen Teil genommen worden. Die Kämmererechnung von 1788/9 führt folgendes „publique Feuergerät“ auf: 5 öffentliche Brunnen, 4 Feuerküwen, eine große metallene und eine kleine Schlangenspritze, 7 publique Feuerleitern, 7 Haken, 6 Handhaken, 4 Feuerstiele, 2 beschlagene Braden mit Schwengel, 6 lederne Feuereimer, 3 hölzerne Handspritzen.“ Das städtische Spritzenhaus wurde i. J. 1817 als alt und baufällig vom Stadtkämmerer Urra meistbietend für 50 Tl. 30 Sgr. an den Tabakfabrikanten Grunenberg verkauft, an dessen Speicher es grenzte.

Am 14. August 1781 entstand durch Blitz wieder ein großer Brand und äscherte vor dem Obertor 60 Scheunen mit dem vollen Einschnitt ein. Solche Scheunenbrände am Heilsberger Wege wiederholen sich von Zeit zu Zeit immer von neuem (1807: 36; 1818: 15; 1828: 11 Scheunen und so fort). Wohl die größte dieser Feuersbrünste brach am dritten Pfingstfeiertage 1838 während des Bürgerschützenfestes aus. In kurzer Frist brannten vor dem Crossener Tor 60 Scheunen und 35 Schuppen mit Nebengelassen nieder; der Schaden wurde auf 40 — 50 000 Taler geschätzt. Zum Wiederaufbau des Zerstorten spendete König Friedrich Wilhelm III. eine Beihilfe von 2025 Talern. Bei den Bauarbeiten verletzte sich ein Zimmergeselle durch einen unglücklichen Stieb so schwer am Fuß, daß er bald darauf starb. Vor seinem Tode bekannte er sich der Brandstiftung an dem großen Schadenfeuer schuldig.

In der Stadt legte i. J. 1846 eine mächtige Feuersbrunst 18 Häuser am Markt und an der Kirchen- und Schloßstraße in Asche. Sie war durch die Fahrlässigkeit eines Knechtes entstanden, der in der Häckselkammer des Gasthofes „Zur Hoffnung“ sein Licht vergessen hatte. Die mitzerstörten Lauben an dieser westlichen Seite des Marktes wurden leider nicht wieder aufgeführt. Bei späteren Bränden an Markthäusern ist erfreulicherweise um des harmonischen Gesamtbildes willen die Wiederherstellung der Laubenhäuser zur Pflicht gemacht worden.

Neue Feuersnot brachte das Jahr 1848. Nachdem im April vier Wohnhäuser auf der Vorstadt abgebrannt waren, fielen am 12. Juli drei Häuser, 40 Scheunen und 32 Ställe binnen einer Stunde einem Schadenfeuer zum Opfer. Noch verhängnisvoller war der furchtbare Brand vom 6. August 1850, bei dem innerhalb eineinhalb Stunden der größere Teil der Wagtener Vorstadt, 84 Wohnhäuser mit Ställen und Nebengelassen, ein Raub der Flammen wurden. Drei Menschen kamen an dem unseligen Tage um, 239 Familien mit 1072 Köpfen wurden obdachlos und ihrer geringen Habe beraubt.

Seither hat noch manchesmal (1897 gar siebenmal) der unheimliche Klang der Feuerglocke die städtische Bevölkerung aus ihrer Tagesarbeit, aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt. Wohl wurden eine beträchtliche Zahl von Gebäuden von dem gierigen Flammenmeer verschlungen, wohl waren ansehnliche Verluste und selbst blühende Menschenleben zu beklagen; indeß ein solcher Umfang, ein solcher Schaden des Feuers wie vor drei Generationen ist nicht mehr zu verzeichnen und heute nicht mehr zu befürchten. Davor schützt uns einestheils die Wohltat der Feuerversicherungen, andererseits die feste Bauart der Häuser, die bequeme Wasserzufuhr der Hydranten; das verhindert aber nicht zuletzt die Tüchtigkeit der mit modernem Rüstzeug ausgestatteten Feuerwehren.

Zu der bürgerlichen Pflichtfeuerwehr kam i. J. 1888 noch eine Freiwillige Feuerwehr hinzu, zu der 49 jüngere Bürger unter Führung ihres 1. Brandmeisters Kaufmann Wiebe zusammentraten. Sie hat sich die Bekämpfung der städtischen Brände mit besonderem Eifer angelegen sein lassen. Die Lindwurmspriße v. J. 1760 verdiente es wohl, den glänzenden Festumzug des Stadtjubiläums als treue Helferin in den zahlreichen Feuersbrünsten würdig abzuschließen; aber sie hat modernem Löscherät Platz machen müssen, das im westlichen und nördlichen Erdgeschoß des Rathauses untergebracht ist.

## Von alten Häusern und Straßen- und Flurnamen.

Wo das Feuer so oft unter den Häusern und Wirtschaftsgebäuden der Bürger Verheerungen anrichtete, mußte sich das Gepräge der Privatbauten immer wieder umgestalten. Aber auch die Spitzhacke trug dazu bei, alten, als eng und unzeitgemäß empfundenen Häusern den Garaus zu machen, um neue an ihre Stelle zu setzen. Zwar waren die Laubenhäuser am Markt in erfreulich gepflegter Tradition die ursprüngliche Laubenanlage, aber die ehemalige Fachwerkstruktur, wie sie am augenfälligsten noch das malerische Häuschen an der Ecke der Obertorstraße gegenüber der Landschaftsbank festhält, und die innere Raumeinteilung sind auch ihnen schon längst verloren gegangen. Gleichwohl bietet Wormditts Stadtbild, zumal unter den im allgemeinen hierin ärmeren ostpreußischen Schwesterstädten, genug Anziehendes und Sehenswertes, wenn es auch nicht den Vergleich mit jenen berühmten Stätten wagen kann, die wie Rothenburg ob der Tauber, Nürnberg oder Hildesheim in ihren öffentlichen wie Privatbauten durch ein gütiges Geschick den zauberhaften Hauch der Vergangenheit bis in unsere Gegenwart bewahrt haben.

Da uns leider die unmittelbare Anschauung fehlt, mögen wenigstens eingehende Beschreibungen alte Häuser in unserer Phantasie wiedererstehen lassen.

An der Südwestecke des Marktes, wo sich heute das i. J. 1924 modern umgebaute Kaufhaus Leo Reuchel erhebt, stand bis zum Jahre 1856 ein alter Gasthof, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts dem Stadtverordneten-Vorsteher Valentin Arendt († 1843), dem Bruder des bekannten Braunsberger Seminardirektors Dr. Anton Arendt (s. Kap. IX.), gehörte. Als das Haus im Frühjahr 1856 der neuen Zeit zum Opfer fiel, widmete ihm eine pietätvolle Feder, vielleicht die des Seminardirektors selbst, im Braunsberger Kreisblatt 1856 Nr. 22 folgendes gemütvolle, kulturgeschichtlich wertvolle Ehrenmal:

„. . . Wenden wir der auffallendsten Neuigkeit unser Augenmerk zu, der wir begegnen, wenn wir beim Eintritt von der Seite Braunsbergs unsern Blick geradeswegs in die Stadt richten. Unser alte (weiland Arendtsche) Gasthof „Zum deutschen Hause“ hat sein letztes Stündlein gehabt und ist in diesen Tagen aus allen seinen Fugen gerissen und als nicht mehr der Zeit angemessen von seinen Fundamenten verschwunden. Als dieses Haus noch zeitgemäß war, stand es einzig in seiner Art an unserm lebhaften Markte da, vom Hauch des Alters geschwärzt, aber

durch den Zuspruch, den es bei Nacht und bei Tage fand, bereichert wie selten in dieser Gegend ein anderes. Wer vor einem Vierteljahrhundert nach Wormditt kam und hier über Nacht zu bleiben gedachte, hatte, wenn er fremd war, nur die Wahl, ob er den „Stadtkrug“ (Löwenkrug an der Mühlenbrücke) oder dieses Haus nach einem noch übrigen Plätzchen ansprechen wollte; denn ein anderweitiges Fremdenquartier gab es außer den Gesellenherbergen für nachtschlafende Zeit in dieser Stadt nicht. Man sah daher „das Gasthaus auf der Ecke“ recht oft von Extrapost- und anderen Kutschen, von fahrenden Schauspielern und wandernden Künstlern, von Prager Studenten und schlesischen oder tiroler Gebirgsmädchen besucht, wie Taschenspielfauberer, Hühneraugenausstecher, Karitätenbesitzer, Kommissionsarbeiter u. a. m. auf die Dauer ihrer Anwesenheit für Tisch und Obdach hier einziehen und verweilen.

Von jähem Bindwerk schon vor der Schwedenzeit erbaut, nahm es von seiner Giebelseite zwischen anderthalb Stockwerk hohen Ständern alles auf, so weit nur Raum vorhanden war, und wer auf Reisen noch nicht erlebt hatte, was bunte Gesellschaft heißen muß, durfte nur hier das „Unterstübchen“ oder das „Oberkabinett“ besetzt und sich auf die „Gaststube“ gewiesen finden, um sich in des Wortes eigenster Bedeutung kleinstädtische Beschränktheit ansehen zu können.

Bei dem Eintritt in die Gaststube, hinter einem Wagen aufnehmenden und mit einer Galerie versehenen Hausflur gelegen, sah man zunächst zwischen Tür und Ofen den stets flammenden Kamin, aus welchem die begehrten Erfrischungen so köstlich als nur landesüblich hervorgingen, und woran notwendig der währende Feuertienst einer opfermütigen Vestalin geknüpft war. Eine Bank um den blau geblühten Ofen unterstützte gleichzeitig die Geschäfte des gasthöfflichen Küchenwesens, wie den Schlummer vom Reisen Ermüdeten, während ein mäßiger Raum zwischen Ofen und Wand eine bequeme Schlafstelle zweiten Ranges darbot und fast jede Nacht Besatz erhielt. Am Tage sah man dort oft Gäste der bescheidensten Art sitzen und flüsternd miteinander verkehren. Einige Fuß weiter tafelten und zechten, von einem Fenster beschienen, Fuhrleute, Musikanten und andere Reisenden, welche bei der Einrichtung von Gasthöfen südlicherer Gegenden den unteren Salon füllen, wiewohl auch auf diesem Tische kein Bier in Halbquartgläsern, sondern nur in Flaschen verabreicht wurde. Noch einige Fuß weiter befand sich am oberen Ende der Gaststube, gleichfalls von einem Fenster beleuchtet, eine Tafel für Besuch aus den höheren Klassen und zugleich für die Mittags- und Abendabonnenten, welche hier um einen mäßigen Preis auch den

unmäßigen Hunger an vielem Appetitlichen, das der Kamin vor ihren Augen hergab, mit Vergnügen stillten.

Seitwärts von dieser Herrentafel saß vor seinem Gardinenbette gewöhnlich der Haus- und Gastwirt an einem besonderen Tischchen, essend oder notierend, wenn ihn die Menge der Besuchenden nicht anderweitig beanspruchte. Dieselbe Zimmerseite nach der Tür hin enthielt öfters auch den Speisetisch der Hausleute, sowie für gewöhnlich den Vorrat an Bier und anderen gangbaren Getränken. Bisweilen konnte man sich tatsächlich um die Mittagszeit keinen Schritt weit in diesem Zimmer bewegen, ohne sich vorher Raum verschafft zu haben. Es gab aber in der Stadt für die Fremden keinen anderen Tisch — und ringsher keinen so guten bei verhältnismäßig billigem Preise —, was denn auch den Zuspruch stets lebhaft erhielt.

Als Arendts Hotel in andern Besitz und auf die neue Benennung kam und in seiner oberen Räumlichkeit ein Billardzimmer anlegte, gab es bereits Gastwirtschaften mit bequemen Logierstuben und Monatstisch in mehreren Häusern, und unser „Deutsches Haus“ hatte seine Stellung unter den anderen meist wie das deutsche Land unter den Nachbarländern: es fand unter veränderter Konjunktur seine goldene Zeit nicht wieder. An seiner Stelle wird sich ein Geschäftshaus im modernsten Baustil erheben . . .“

Ein anderes altes Markthaus, das im Januar 1926 durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, war das Bäckereigrundstück Tapella, früher Buchholz, über das mein i. J. 1928 verstorbener Bruder, Schriftsteller Eugen Buchholz, in der Heimatbeilage der „Warmia“ 1926 Nr. 5 aus eigener Erinnerung interessant zu plaudern wußte. Nach dieser Darstellung und der von Geheimrat Dr. Röhrich über das sehr ähnliche älteste Bürgerhaus der Stadt Mehlsack (Unsere ermländische Heimat, Monatsbeilage der Erml. Ztg. 1924 Nr. 8) sei hier einiges Typische wiedergegeben:

Durch die von starken massiven Pfeilern getragene Vorlaube trat man von der Marktseite her in den sehr geräumigen Hausflur, der nahezu die ganze vordere Hälfte des Erdgeschosses einnahm. Nur zur rechten Hand vom Eingang lag eine Stube, die vorübergehend der Post gedient haben soll. Durch ein einfaches Schiebefenster, das sich zur Diele öffnete, wurde das Publikum abgefertigt. Später wurde hier der Bäckerladen eingerichtet. Vom Flur führten einige Treppenstufen hinauf in den höher gelegenen hinteren Teil des Erdgeschosses. Hier diente das große Hinterzimmer zugleich als Wohn- und Schlafstube, Küche und Bäckerei. Von hier ging eine kurze Treppe seitwärts zu einem Ofen, der jedoch zur Aufbewahrung der Mehlvorräte und der Bäckereigeräte eingerichtet war. Unter

dem erhöhten Ofen zog sich ein Gang, durch den man aus dem Hausflur auf den kleinen Hof, das „Häbche“, gelangte, der das Wohnhaus von dem Stalle trennte. Von diesem Höfchen erhielten die Hinterzimmer ihr spärliches Licht, hier spendete eine Pumpe mit Oberteichwasser das zu Kochzwecken und zur Viehtränke erforderliche Wasser. „Sprindwasser“ zum Trinken lieferte die Mosespumpe auf der Ostseite des Rathauses, die ihren Namen von einem jüdischen Kaufmann trug, der zuerst daraus Wasser geholt hatte.

Vom Hintergrund der Diele führte eine Treppe in zwei Absätzen hinauf in das erste Stockwerk, wo nach dem Markt zu zwei Zimmer lagen, ein größeres mit zwei und ein schmaleres mit einem Fenster. Diese „herrschaftliche“ Wohnung war des Mietzinses wegen an Honoratioren vermietet. Die Hausbesitzer begnügten sich in erstaunlicher Anspruchslosigkeit mit dem großen Hinterzimmer, wo zugleich angeheizt und gebacken, gekocht und gegessen, geschlafen und gewohnt wurde. Erst in den 60er Jahren wurde diese hohe Stube in zwei Etagen geteilt, indem der Fußboden tiefergelegt und in dem unteren Raum die Backstube und Mehlkammer, in dem oberen eine Koch- und Eßstube, sowie ein Schlafzimmer eingerichtet wurde, das zugleich als Pukstube diente. Bezeichnend für den konservativen Geist der alten Generation jener Zeit! Dem Großvater Jakob Buchholz erschien dieser Umbau als ein unerhörter Eingriff in das altüberkommene Gefüge des Hauses; erzürnt setzte er sich auf die Post nach Schlobitten und bestieg zum erstenmal die neue Bahn nach Marienburg, um nach wenigen Tagen heimzukehren und durch mancherlei neue Eindrücke besänftigt, sich ins Unvermeidliche zu schicken.

Über dem Hinterzimmer des Erdgeschosses befanden sich Räume, die Licht von dem Höfchen und der Gasse empfangen und im 19. Jahrhundert als Vorratskammern für Mehl benutzt wurden. Das Fenster nach dem Hof war durch einen barock geschnittenen Peter in zwei Hälften gegliedert und enthielt kleine, in Blei gefaßte Rauten (11×17 Zentimeter), von denen zwei in sog. Grisailmanier (Ähung in grau) gemalte Wappen zeigten. Die eine guterhaltene Scheibe trägt ein reichausgeführtes Wappen, drei Ritteroffiziere, dazwischen ein Schachbrettmuster, das Wappenbild gekrönt von einem stehenden Löwen, der mit der rechten Tazze ein Schwert hochhebt. Die Unterschrift weist das Wappen Robert Lineolne und dem Jahre 1674 zu. Die andere schadhafte Raute gehört ins selbe Jahr und zeigt das Wappen des Daniel Barkman, einen Baum (Fieberrindenbaum bark — tree?), über dem Emblem einen in der vollen Tracht jener Zeit gekleideten Bürger mit einem

Zweig in der rechten Hand. Es handelt sich offenbar um die Wappen Fremder, da die beiden Namen in den Kirchenregistern jener Zeit nicht vorkommen. Namen (statt Vineolne wird es vielleicht Lincolne heißen sollen) und Wapentyp weisen auf England oder Schottland hin. Damals trieben schottische Kaufleute mit Preußen und dem Ermland regen Handel. Wormditt zeichnete sich vor den anderen Bistumsstädten durch seine blühende Tuchmanufaktur aus. Vielleicht führten solche Geschäftsbeziehungen die beiden Ausländer hierher. Vermutlich diente damals die obere Hinterstube als Versammlungsraum, vielleicht einer Zunft, und die freundliche Aufnahme, die die fremden Kaufleute hier fanden, mag sie veranlaßt haben, zur dankbaren Erinnerung ihre Wappen auf die Fensterscheiben malen zu lassen. Diese für das Ermland sehr seltenen Rauten sind in dankenswerter Weise durch Konditoreibesitzer Tapella dem Ermländischen Museum in Frauenburg geschenkt worden und so der Vernichtung entgangen.

Der Dachstuhl des Hauses legte ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß unsere Altvorderen an Bauholz nicht sparten und Maurer wie Zimmerer Arbeiten lieferten, die in ihrer festen, soliden Bauart den Jahrhunderten trogen sollten. Ein wahrer Balken- und Sparrenwald stellte sich in kunstvoller Anordnung den Blicken dar, ähnlich jenen, wie sie in noch größeren Ausmaßen unsere Kirchenböden aufweisen. Hier auf der „Lucht“ boten sich geeignete Lagerräume für Waren, die Licht und Luft vertragen konnten.

Der riesige massive Schornstein des Hauses hing voll Fleisch, Speck und Wurst, in der Fastenzeit wohl auch voll Heringen, und zwar nicht nur aus der eigenen Wirtschaft, sondern auch von Bekannten. In der Ecke der Schornsteinküche stand ein großer kupferner Kessel eingemauert, der noch aus der Zeit stammte, da das Haus von seiner Brauereigerechtigkeit Gebrauch machte. Der geräumige Backofen diente in erster Linie der eigenen Produktion an Broten, Kuchen und Semmeln. Da gab es Dittchen-, Achthalber- und Halbeguldenbrote und „Schusterjungen“ für 2 Pfennige aus Roggenmehl. Aus Weizenmehl wurden Kamelsammel, Milchbrötchen, Franzbrote, Schlesiack und Leibkuchen gebacken. Ein Mittel Ding zwischen Weißbrot und Kuchen waren der Butterstrizel und der Pottaplast, eine Spezialität der Buchholzischen Bäckerei die reeschen Butterzwiebacke, die wochenlang frisch blieben. An Kuchen wurden Anhaltskuchen (Blechkuchen), Babben (Mapfkuchen), Sand- und Apfelmuchen bevorzugt. Vor den hohen Feiertagen, besonders vor Ostern gab es dazu noch das Abbacken der ungezählten Festtagskuchen, von denen keiner zu viel oder zu wenig Hitze bekommen durfte; auch die Sonn- und Feiertags-

braten der Kunden mußte der Backofen betreuen. Wenn dann in der Osternacht die Rathausuhr 12 geschlagen hatte, eilte der Meister vom Backofen in die Küche hinauf, um sich nach der fleischlosen Fastenzeit am ersten abgekochten Schinken gütlich zu tun.

Noch sei eines alten Häuschens gedacht, das i. J. 1856 an der nördlichen Stadtmauer nach der Anlage des Braunschberger Chausseedammes abgebrochen wurde und dem Neubau des heute Forstsch Geschäftshauses Platz machte. In diesem städtischen Grundstück, wahrscheinlich einem ehemaligen Befestigungsturm, befand sich nämlich bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein die sog. Brautkammer. Mit ihr hatte es folgende Bewandnis: diejenigen Mädchen, die vor der Ehe ein Kind geboren hatten, wurden den Tag vor ihrer Hochzeit hierher geführt, und nun bewegte sich am Festtage der Brautzug von diesem Häuschen zur Kirche, die Braut ohne den Schmuck des Kranzes, gesenkten Hauptes, mit niedergeschlagenen Augen durch die Gasse der hämisch gaffenden Menge schreitend. Kein Zweifel, daß ein solches Spießrutenlaufen als eine besondere Schande galt, aber um so abschreckender und erzieherischer wirkte und mit dazu beitragen mochte, daß der Stand der Sittlichkeit im allgemeinen durchaus günstig und nur selten eine uneheliche Geburt zu verzeichnen war. Da das Häuschen recht baufällig war, wurde es i. J. 1817 in einer Versteigerung vom Bürgermeister Milpacher für 102 Taler an den meistbietenden Tuchmacher Braun verkauft und i. J. 1856 vom Stellmacher Schacht abgebrochen und an seiner Stelle ein Neubau aufgeführt.

Die Geschichtswissenschaft hat sich neuerdings mit besonderem Eifer der bisher kaum beachteten Erforschung der *Flurnamen* angenommen. Man versteht darunter die oft aus grauer Vorzeit überkommenen Bezeichnungen von Feldmarken, Plätzen, Wegen, Straßen, Wäldern, Gewässern, Hügeln und dergl., die nicht selten wichtige Aufschlüsse lokalhistorischer, geographischer, sprachlicher oder volkswundlicher Art zu geben vermögen. Auch in Wormditts Stadt und Umgegend hat sich eine große Zahl von Flurnamen erhalten, andere freilich sind in Vergessenheit geraten oder dem Vergessen nahe. Eine Reihe dieser Namen ist bereits in den früheren Kapiteln gestreift worden. Hier soll eine Zusammenfassung geboten werden, die sich im wesentlichen auf die freundlichen Mitteilungen des Stadtkämmerers i. R. Czinscholl und den trefflichen Aufsatz „Flurnamen aus Wormditt“ von Lehrer H. Frank („Unsere ermländische Heimat“, 1930, Nr. 9) stützt.

Die lange, allmählich mehr und mehr mit schmucken öffentlichen und privaten Bauten besetzte *Bahnhof*=

straße war bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Scheunenstraße, die Krossener Scheunen (de Krossena Scheine). Auf dem Unger sah man früher die Brettschneider beim Sägen der Baumstämme und die Zimmerleute beim Abbinden der Hölzer. Er hieß deshalb der Holzplan (de Holzploan). Wo jetzt die Post steht, beschatteten ehemals alte Bäume einen öffentlichen Platz, den Irrgarten (Errgoarte). Er reichte bis zum buschigen Ufer des Johannesgrabens, über den die Johannesbrücke in die Stadt führt. Linker Hand stand früher auf der Mitte der Brücke (heute etwas seitlich gerückt) das barocke Steinbild des hl. Johannes Nepomuk v. J. 1756 mit der Inschrift: „Wer in Gefahr der Ehren steht, Von mir nicht ungetröstet geht“.

Durch das Obertor (Obatoa) betrat man ehemals die Stadt. Den großen Ring (da große Rink) bildeten die Straßen: Obertorstraße, Weißgerberstraße (nach den früher hier wohnenden Meistern benannt), Markt, Schloßstraße (führte nach dem bischöflichen Schloß), Kirchenstraße, Markt, Kaiserstraße. Die Kaiserstraße wurde erst in den siebziger Jahre so benannt, sicherlich dem neuen Kaiserreich zu Ehren; zuvor hieß sie Apothekerstraße, weil hier die alte Apotheke liegt. Im Volksglauben hat sich merkwürdiger Weise die Sage gebildet, die Kaiserstraße sei nach Napoleon I. benannt worden, der in dieser Straße Halt gemacht haben soll; in Wirklichkeit ist er aber nicht in Wormditt gewesen. Der kleine (kline) Ring bildet den Straßenzug um das Rathaus.

Die Mauerstraße zieht sich längs der alten Stadtmauer im Osten und Norden hin. Die turmartigen Erker der mittelalterlichen Befestigung sind an den vorspringenden Fundamenten der Buden noch gut zu erkennen. Am Wohnhause Nr. 99, jetzt Schlossermeister Alex gehörig, sprengten die Schweden am 19. Oktober 1627 die Mauer und eroberten die Stadt. Die Stelle heißt noch heute die Spreng am Schwedenbludau. Um das ehemalige Hospital in der Obertorstraße lag der auch in anderen ermländischen Städten anzutreffende Klatzwinke (Kloatzschwinkel), offenbar, weil die Kindtaufen hier besonders häufig waren. Die Tuchmacherstraße hat von dem hier betriebenen Gewerbe den Namen, die Jungferstraße ist nach den Klosterjungfrauen benannt. Der kleine auf der Nordseite des Katharinenklosters belegene Platz hieß früher am Gießhaus, vielleicht weil hier eine Zeitlang das Spritzenhaus stand. Der jetzige Schulplatz wurde früher Krusche-Platz genannt nach der Färberei Krusche. Der dreieckige Platz zwischen dem Ende der Schloß- und Kirchenstraße hieß Dreizimpelmarkt (Dreizömpelmarkt).

Das Kriſchelhäuschen iſt der jedem Vormditter bekannte öffentliche Durchlaß durch einen alten Wehrturm nahe der Pfarrkirche, der auch *Urendtſcher Turm* genannt wird, weil er dem Vater des Seminar Direktors Dr. Urendt und dann dieſem ſelbſt gehörte. Weil in dieſem bewohnten Turm wohl oft Kriſchel gebraten wurden, muß ein Witzbold dieſen Namen geprägt haben. Durch das Kriſchelhäuschen gelangt man zur *Promenade* und der *Rahmenpforte* (Roahmefort), dem Abhang des Stadtgrabens vom heutigen Kaplaneigarten bis zum Chausſeedamm, wo früher von den Tuchmachern das gewalkte Tuch auf langen Rahmen (bis 35 Meter) getrocknet wurde.

Zu Anfang der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde die Kunſtſtraße *Allenſtein* — *Braunsberg* gebaut. An der ſüdlichen Chausſee ſiedelten ſich mehrere Bürger an, es entſtand die *Neuſtadt* (Meiſtadt). Ein dort gelegener Garten, der jezt dem Krankenhaus gehört, heißt der *Totenacker* (Toteacka), wohl ein ehemaliger Beſtſriedhof. Die Wiefe vom Gutſtädter Straßendamm bis zum Oberteich war bis in die 70er Jahre der Weidegarten der Gemeindebullen. Sie heißt heute noch *Bullenpforte* (Bollefort). Südweſtlich vom Oberteich lag die *Schinderei* (Schingerei), die ſtädtiſche Abdeckerei, die vom Halbmeiſter, deſſen Gewerbe als unehrenhaft galt, betrieben wurde. Im *Kaſenpuddel*, einer Erweiterung des Abflußgrabens des Oberteichs, badeten früher die Jungen. Der *Oberteich* (Obataich), 6,5 ha groß, wurde durch Aufſtauen des aus *Voigtsdorf* herkommenden *Streckgrabens* gebildet. Aus dem Teich bezog die Stadt bis z. J. 1910 durch eine Röhrenleitung ihr Waſſer. Der ſüdliche Abhang des Stadtgrabens, der zu Gemüſegärten und neuerdings zu Schülergärten Verwendung findet, heißt *Schanzengarten* (offa Schanz), wohl weil hier zu Kriegszeiten Schanzwerke aufgeworfen worden waren.

Vom Kaplaneigarten zur *Liebſtädter Straße* dehnte ſich der *Kuhreich*. Früher ein vom Oberteich geſpeistes Waſſerbecken, das zur Viehtränke diente, iſt er heute in kleine Gemüſegärten aufgeteilt. Das Haus *Liebſtädter Straße 15* bewohnte bis 1869 der Gemeindegirt; es heißt daher noch *Hirtheus* (Herrthaus). In derſelben Straße neben dem Gehöft des *Äckerbürgers Blank* liegt ein Weidegarten, der *Champagnergarten* (Schampanjagarte), 0,57 ha groß. Nachdem bei der Separation der *Hufenfeldmark* jedem Beſitzer ſein Anteil überwieſen war, ſoll noch dieſes *Äckerſtück* übriggeblieben ſein. Die Separationskommiſſion ſoll nun vorgeschlagen haben, daß der Garten demjenigen *Hufenbeſitzer* als Eigentum zugewieſen werde, der die Koſten für ein *Champagnerfrühſtück* tragen wollte.

Da erbot sich der Glasermeister und Hufenbesitzer Hohmann dazu und erhielt den Plan.

Der Steindamm bildet seit alters den durch Aufschüttung entstandenen, gepflasterten Verbindungsweg vom Bader- oder Niedertor (Boadatoa) zur Vorstadt. Der Stadtkrug vor der Mühlenbrücke, der auch den Namen Löwenkrug führte, bot den Reisenden, zumal bei geschlossenen Toren, Unterkunft. Seitdem die neue Kunststraße Allenstein — Braunsberg den Verkehr durch die Stadt umleitete, verlor der Krug seine frühere Bedeutung und ist heute ein haufälliges Haus. Krugbrücke wird die Mühlenbrücke über die Drewenz noch jetzt genannt; unterhalb der Schleuse ist der Abfall des Flusses. Die Schutthalde am rechten Drewenzufer bedeckt heute die Stelle, wo ehemals die Lohmühle und die Lohgruben der Gerber und Schuhmacher lagen (da Lohgrund). Nahe der Mühle wird gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein Blockberg erwähnt, dessen Namen mit dem Hexenglauben in Verbindung zu stehen scheint. Hier feierte die 1773 begründete Schützengesellschaft wiederholt am Donnerstag nach Pfingsten ihr Schützenfest.

Die Bleiche im Drewenztal nördlich der Stadt ist der Hütterplan (Hütaploan), weil früher dort die Wäsche nachts gehütet wurde. Auf der großen Wiese flußaufwärts hinter dem Schmaßschen Grundstück wurden ehemals Schützenfeste gefeiert; auch sollen die Feuerpferde, die zur Bespannung der Spritzen gebraucht wurden, dort geweidet worden sein. Wie aber diese Wiese zu dem schon im 18. Jahrhundert bekannten merkwürdigen Namen Pilatuswiese (Ploatswees) gekommen ist, ist unklar.

Die Pillau (Pöllau), ein altpreußisches Wort, ist als die Siedlung der Stammpreußen anzusprechen, die anfänglich innerhalb der Stadtmauern nicht wohnen durften. Das heute der evangelischen Gemeinde gehörige Rentamt beherbergte früher das königl. Domänenamt. Die Wiesen am rechten Drewenzufer gehörten ehemals zum Rentamt und heißen noch jetzt Amtswiesen. Kleinhof (Klinhoff) südlich des Rentamts gehörte bis 1883 zum Gutsbezirk des Domänenamts Wormditt, Schloßfreiheit genannt. Von der Pillau bis zur Jerusalemkapelle, in der eine barocke Kreuzigungsgruppe an das Mysterium des Kalvarienberges erinnert, zieht sich der Töpferrogarten oder das Töpferland hin (Teppagoarte). Seit 1783 hatte das Töpfergewerk hier vom Magistrat drei städtische Roggärten in Erbpacht mit der Auflage, dafür drei Stadtbullen in gutem Futterzustande zu halten. Einen Teil des Geländes hat jetzt der Andreasberg, nach dem hl. Diözesanpatron Andreas so benannt, einen anderen die

katholische Kirchengemeinde (Friedhof) und die Stadt (Schreibergärten). Der größte Teil ist aber nach der Aufhebung der Erbpacht i. J. 1874 freies Eigentum der Töpferinnung. Eine tiefgelegene Wiese dort heißt nach den zahlreichen Pferdeegeln die *E g e l f u h r* (Megelfua). Zwischen dem katholischen und dem jüdischen Friedhof liegt ein früheres Erbpachtgrundstück, der Stadt gehörig, *Jestrzemski-Acker* (Stremste-Aka) benannt.

Um den jüdischen Friedhof liegen die *Ratsäcker* (Roatsäcka), früher Erbpachtländereien der Ratsmitglieder. Ein Abbau in der Nähe heißt *Uhlenhorst*, jetzt Besitzer *Krikowski* gehörig. Die Ratsäcker an der *Krichäuser* Grenze waren früher das *wüste Bruch* (es wiste Bruch). Die *Basier Gasse* (Boasch Gas) bildet den schmalen Durchgang über die mit reichlichem Ueberschwang so genannte *Bergstraße* nach der *Elbinger Straße* hinab. Die kleinen Gemüsegärten hinter den Häusern hier heißen *Zinsgärten* oder *Zinsbeete* (Zeensbät); sie waren früher von der Stadt gegen Zins ausgegeben, sind aber heute Privateigentum. Die letzten Häuser der *Elbinger Straße* nach *Wagten* hinaus werden das *Wagtische End* (Woagtsche Eng) genannt. Die Straße führt hart an einem Kessel vorbei, dem *Pilgergrund* (Pelgagrund). Hier lagen wohl die bischöflichen Fischteiche. Angeblich hat man hier bei dem Rückzug der französischen Armee aus Rußland erschöpfte Soldaten ins Jenseits „pilgern“ lassen, indem man sie ins Wasser warf. Eher hängt der Name wohl mit der nahen *Jerusalemkapelle* zusammen, wohin Wallfahrer pilgerten. Die flache, sandige Bodenschwelle westlich der *Jerusalemkapelle* war einst die *Richtstätte Wormditts* und heißt noch heute der *Galgenberg* (Galjeberg). Idyllisch im *Drewenztal* liegt die 1856 errichtete *Hohmannmühle*, früher nach dem Vorbesitzer und Begründer *Thielmühle* benannt. Bis zur *Wagtener* Grenze dehnen sich die *Hausmorgen* (Hausmorjes) aus, die *Vorder-, Mittel- und Hintermorgen*. Es sind rund zweihundert Ackerstücke, 0,30 — 0,80 ha groß, die zu den Hausgrundstücken der sog. *Radikalisten* innerhalb der alten Ringmauer gehören. Die *Bullenwiese* (Bollewees) auf der Nordseite der *Hausmorgen* gehört heute zu *Wagten*. Daran grenzt der *Schulzenmorgen* (Schulzemorge).

Südlich der *Chaussee Wormditt* — *Pr. Holland* liegt eine früher mit *Kiefern* bewachsene sandige Anhöhe, die *Kollinke-Fichten* genannt. Die *Talhänge* der *Drewenz* sind hier reich mit *Haselnußsträuchern* bestanden, besonders reich in *Fahls Kessel*. Das *Korbsdorfer Feld* durchquert der *Korbsdorfer Steig*. Er geht durch eine linke Seitenschlucht des *Drewenztals*, der oder

die schiefe Grund (da schiebe Grund) genannt. Eine andere schiefe Grund finden wir auf dem S. 29 erwähnten Plan v. J. 1805 etwa 500 Meter östlich der heutigen Eisenbahnbrücke südlich des Hospitalswaldes verzeichnet. Im Korbsdorfer Feld liegen die Lampenhufen (Lampenhube). Der Bürger Hufnagel schenkte der Pfarrkirche zwei Hufen zu einer frommen Stiftung. Die Hufenpächter hatten die Verpflichtung, das Öl für die ewige Lampe vor dem Hochaltar zu liefern. Hier liegen auch zwei der sechs Hospitalshufen (Spitaolshube), die Bischof Hermann im 14. Jahrhundert dem Hospital geschenkt hatte; die übrigen vier Hufen liegen im Krossener Feld. Das Feld an der Nordwestecke der Oberheide heißt Schreiberwinkel (Schreibawinkel). Er gehörte zur Dotation des Stadtschreibers. Westlich davon erkennt man noch deutlich den großen und den kleinen Fischteich. Beide dienten früher der Karpfenzucht und sind jetzt Wiesen. Rattenbruch (es Rattebruch) heißt das Landstück gegenüber dem Zweifamilienhaus vor der Oberheide. Probst Fichten wird das dem katholischen Pfarramt (eine Zeitlang Propstei) gehörige Wäldchen vor der Oberheide genannt. Das Waldhaus ist die Gastwirtschaft in der Oberheide.

Nahe dem nördlichen Waldrande steht an der Guttstädter Chaussee das Carbsche oder rote Kreuz, das in einem rot gestrichenen Kapellchen eine Kreuzigungsgruppe enthält (erbaut durch Schacht, Gr. Carben i. J. 1733, erneuert durch Reddig, Gr. Carben im Jahre 1911). Über den Streckgraben, der durch die Streckwiesen am Sandplan vorbei zum Oberteich zieht, gelangt man zum Teufelsbruch (Tawelsbruch), einem zwischen der Carbener Forst und dem Gute Karlshof belegenen, verschiedenen Besitzern gehörigen Torfbruch. Im Unland an der Grenze haust immer der Böse, wie sich aus der Flurnamensammlung ergeben hat

Das Gut Karlshof (Kardelshoff), ein städtischer Abbau, hat seit 1858 seinen Namen. Der pensionierte Major Rehbach beantragte als Besitzer diesen Namen zur ehrenden Erinnerung an seinen Schwiegervater, den Tabakfabrikanten Karl Grunenberg, der bei seinem Tode i. J. 1847 seiner Ehefrau und den vier Kindern 9½ zusammenhängende Hufen im Osten der Feldmark hinterlassen hatte. Nordöstlich von Karlshof liegt der Rakenzage, ein Wiesengrund nahe der Bendaufer Grenze, durch den ein Graben von dem Dittrichsdorfer See zur Drewenz fließt.

Über die vier Hospitalshufen im Krossener Feld gelangen wird zur Hospitalshide (Spitaolshöd). Seit der Schenkung des frommen Bürgers Mühlknecht i. J. 1384 ist sie noch heute Eigentum des Hospitals. Im

Volke heißt sie meist *Melcherwald* (Melchawald) nach dem 1914 verstorbenen Förster Melcher. Den Wald durchzieht ein kleiner Bach, das *Rote Wasser*. Westlich schließt sich die *Heiligegeistheide* (Helgegesthöd) an. Bis 1869 wurde das Gelände zur gemeinsamen Viehweide für sämtliche Hausbesitzer der Stadt und der Vorstädte benutzt. Etwa fünf Sechstel des Landes wurde darauf unter die Hausbesitzer als Weideabfindungen aufgeteilt. Der Rest — der schlechtere Teil der Fläche — verblieb der Stadt als Eigentum und wurde zum Teil aufgeforstet, zum Teil als Ackerland verpachtet. Das urbar gemachte Land wurde *Amerika* genannt.

Östlich der Mehlsacker Straße liegt der *Schneidergarten*, etwa 8—9 Hektar, früher Eigentum der Stadt, jetzt unter drei Ackerbürger aufgeteilt. Westlich der Straße liegen die *Lehmkaulen*, ein früherer Lehmstich, heute Weideland, und die *Sandberge* oder der *Sandstich*, ein Hektar groß, jetzt aufgeforstet. Am Nordende der Billau am Andreasberg trägt ein Ackerstück die Bezeichnung *Seeger- oder Uhrstellergarten* (Seegaland, Uhrstellergoarte). Es diente früher als Entschädigung für den Uhrmacher, der die Stadtuhr zu betreiben hatte. Das Feld auf dem rechten Drenenzufer zwischen der Billau und der Hospitalsheide, etwa dreißig Hektar, heute zum Teil mit neuen Siedlungen besetzt, heißt *Kuckuck*. Der Name ist wohl darauf zurückzuführen, daß sich in dem früher vorhandenen Gehölz Kuckucke hielten. Hier wurden nachweislich schon Ende des 18. Jahrhunderts Schützenfeste gefeiert. Im Drenenztal liegt die *Tabaksmühle* (Tabaks- oder Schnieskemöhl); sie ist in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem 1889 verstorbenen Fabrikbesitzer Karl Andreas Grunenberg zum Mahlen des Schnupftabaks errichtet. Vorher stand eine Tabaksmühle im Grund vor der Oberteichschleuse. —

Diese Straßen- und Flurnamen, an denen viele Geschlechter Wormditter Bürger mitgewirkt haben, die ihnen allgemein bekannte Örtlichkeiten im Weichbilde der Stadt bezeichneten, sind heute wohl nur noch unseren Alten vertraut, der jüngeren Generation aber zum großen Teil schon fremd geworden. Und doch verdienen sie als ein Stück ursprünglicher Wormditter Volkskunde bewahrt und gepflegt zu werden. Den fernen Söhnen und Töchtern unserer Stadt wird diese Aufstellung hoffentlich besonders willkommen sein; haftet doch vielleicht gerade an diesem oder jenem Flurnamen eine liebe Jugenderinnerung, die nun wieder lebendig wird und wehmütige Empfindungen

wach werden läßt, wie sie jene bekannte Liedstrophe zum Ausdruck bringt:

Flur, wo wir als Knaben spielten,  
Ahnung künftger Taten fühlten,  
Süßer Traum der Kinderjahre,  
kehr noch einmal uns zurück!

## IX.

### Wormditter Sagen und Gestalten.

#### Der Lindwurm.

Es ist schon lange her, da hauste in Wormditt ein greulicher *L i n d w u r m*. Man weiß noch den Ort unter einem Eckhause am Marktplatz der Stadt, wo er tief unter der Erde in einem Gange sein Lager hatte, welcher bis unter die Pfarrkirche hinlief. Nicht nur Vieh, sondern auch Frauen und Kinder, Männer und Greise wurden ein Raub seines Rachens. Der mag auch recht groß gewesen sein; denn der Lindwurm reichte um das ganze Rathaus samt den darumstehenden Häusern. Viele Ritter unternahmen den Kampf gegen das greuliche Getier, mußten aber ihr Wagnis mit dem Leben büßen. Endlich half einer der Not ab, indem es ihm gelang, den Wurm zu töten. Da staunten alle den gewaltigen Körper des erlegten Ungeheuers an. Es kam auch ein Bauer in die Stadt; der fragte staunend: „Wat dit dat?“ Von der Antwort: „Worm dit dat“ erhielt der Ort, der früher Klein-Danzig hieß, seinen Namen Wormditt. Einige sagen, der Ritter sei *S t. G e o r g* gewesen; und sie weisen auf ein Bild in dem Vorstädter Hospital, welches den Ritter darstellt, der den Lindwurm tötet.

#### Der Knochenthees.

Zu Wormditt an der Pfarrkirche, da, wo man von außen auf den Turm hinaufsteigt, stand vor Jahren das Skelett eines Menschen, gemeinhin der *K n o c h e n t h e e s* genannt, der Schrecken von jung und alt. „Sai oaatch, adda öch ruff de Knachethees!“ warnte die Mutter das unartige Kind, und sogleich herrschte Stille. Ja, selbst Erwachsene scheuten sich, abends allein über den Kirchhof zu gehen.

Nun war in einem nahen Krüge eine Schänkerin, ein unerschrockenes, aber auch sittenloses Weibsbild. Die hatte eines Abends vor mehreren Gästen wieder Proben ihrer Furchtlosigkeit abgelegt. Diese hielten nicht mit bewunderndem Lob zurück. So war allmählich die Geisterstunde herangerückt. Da erklärte sie, durch die Lobesworte angefachelt, sie fürchte sich weder vor Tod noch Teufel.

Nun, meinte einer der Anwesenden, wenn sie sich vor nichts fürchte, so möge sie doch einmal den Knochenthees herholen; dann wolle er ihren Worten Glauben schenken. Die übrigen Gäste unterstützten seine Aufforderung und sicherten ihr nach vollbrachter Tat eine ansehnliche Belohnung zu. Sie waren aber der Hoffnung, daß sie es nicht tun werde. Doch das Mädchen erklärte sich bereit dazu und machte sich sogleich auf den Weg. Spannung lag auf allen Gesichtern, was nun wohl geschehen werde.

Nicht lange dauerte es, und die Schänkerin trat mit dem seltsamen Gast in die Stube und legte ihn auf den Tisch. Grauen ergriff alle Anwesenden, und sie baten die Verwegene, das Knochengestück wieder an seine Stelle zu tragen. Dafür wollten sie ihr die anfangs gebotene Summe auch verdoppeln. Ohne Besinnen lud sie das Gerippe wieder auf ihre Schultern und eilte mit ihm dem Kirchhof zu.

Sie stellte den Knochenmann auf seinen Platz und wollte zurückkehren. Da aber faßte die zu Tode Erschreckte seine knochige Hand, und mit Grabesstimme sprach er zu ihr: „Du hast mich in einen öffentlichen Krug gebracht und dem Gespötte der Menschen preisgegeben; dafür sollst du mir auch einen Dienst erweisen, oder es ist um dich geschehen. Geh in die Kirche! Am Hochaltar wirst du eine Klosterjungfrau auf den Knien finden; zu der sollst du sagen, ich lasse sie um Verzeihung bitten; und dann bringe mir Antwort!“ Zitternd entgegnete sie: „Die Kirche ist ja zu!“ Er aber sagte: „Geh nur, geh!“ Sie ging und fand zu ihrer Verwunderung die Kirchentür offen. Der Hochaltar war schwarz verhängt und stand im Scheine düster brennender Kerzen. Auf der untersten Stufe aber kniete eine schwarz verschleierte Nonne.

Bangend näherte sich ihr das Mädchen und sprach: „Der Knochenthees läßt dich bitten, du möchtest ihm verzeihen.“ Doch die Nonne erwiderte: „Ich verzeihe ihm nicht.“ Mit dieser Kunde kehrte die Botin zu ihrem Auftraggeber zurück. Der jedoch wiederholte dringend: „Geh noch einmal und sage, ich lasse sie um Gottes willen bitten, sie möchte mir verzeihen.“ Sie tat, wie ihr geheißten, brachte aber dieselbe Antwort. Indes der Knochenmann ließ nicht nach: „Nun geh noch zum dritten Male und sage ihr, ich lasse sie um der fünf Wunden Jesu Christi willen bitten, mir doch zu verzeihen.“ Sie ging wiederum hin: „Der Knochenthees läßt dich bitten, um der fünf Wunden Jesu Christi willen, du möchtest ihm doch verzeihen.“ Da antwortete die Nonne: „Ich verzeihe ihm.“

Als der Knochenmann diesen Bescheid vernommen, sprach er zu dem Mädchen: „Du hast mir einen großen

Dienst erwiesen; darum will ich dir nicht verschweigen, was dir bevorsteht. Du hast mit einem Toten gesprochen, und deshalb mußt du selbst bald sterben. Bessere also dein sündhaftes Leben und benutze die kurze Zeit, die dir noch vergönnt ist.“

Er sagte es und war verschwunden, wie in den Boden gesunken. Eben schlug es vom Turme in dumpfen Schlägen zwölf.

Von Grausen gepackt, stürmte die dem Tod Geweihte heim. Aber wie sah sie aus! Blühend hatte sie das Haus verlassen, einer Leiche gleich kam sie wieder.

Von nun ab fing sie ein anderes Leben an; täglich ging sie zur Kirche; in tiefer Reue beweinte sie ihre Sünden. Kaum, daß sie ein wenig aß. Von Tag zu Tag fiel sie mehr ab, und ehe vier Wochen vergingen, lag sie auf der Totenbahre.

Den Knochenthees aber sah niemand wieder.

---

### Peter von Wormditt.

Der Gesandte des Deutschen Ordens am päpstlichen Hofe, Peter von Wormditt, muß zweifellos als der bedeutendste Sohn der Stadt angesprochen werden. Um 1370 erblickte er hier als Sohn des angesehenen Bürgers Eckardus (Eckert) das Licht der Welt. Als Knabe erlebte er die Vollendung des monumentalen Rathauses und die Weihe der dreischiffigen St. = Johannes = Basilika durch Bischof Heinrich Sorbom. Dieser wurde auf den ungewöhnlich talentvollen Peter aufmerksam gemacht und nahm sich seiner mit väterlicher Sorge an. Den in der Pfarrschule seiner Vaterstadt und der Frauenburger Domschule Vorgebildeten schickte er i. J. 1391 auf die blühende Universität Prag, wo er selbst einst studiert und als kaiserlicher Notar gewirkt hatte. Peter widmete sich hier vier Jahre lang mit erfolgreichem Eifer der Rechtswissenschaft und kehrte als kaiserlicher Notar in das Ermland zurück, zunächst in die bischöfliche Kanzlei seines Gönners zu Heilsberg. Wohl auf dessen Empfehlung trat er bald darauf in die Dienste des Deutschen Ritterordens, wo er seit 1399 in Marienburg als Notar des Hochmeisters eine besondere Vertrauensstellung einnahm. Durch seine Klugheit, Gewandtheit und Pflichttreue zeichnete er sich in den schwierigen Verhandlungen mit dem Nachbarreiche Polen = Litauen und bei seinen diplomatischen Reisen nach Rom so sehr aus, daß ihn Hochmeister Konrad von Jungingen i. J. 1403 mit dem wichtigsten diplomatischen Amte betraute, das der Orden zu besetzen hatte: er ernannte ihn zum Gesandten am päpstlichen Hofe, obwohl diese Würde bis dahin nur adlige

Mitglieder des Ordens bekleidet hatten. Zugleich reichte er dem hervorragenden Wormdittler Bürgersohn den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz und nahm ihn dadurch als Ritterbruder in den hohen Deutschorden auf, eine Ehre, die bislang nur dem alten Adel des deutschen Mutterlandes vorbehalten gewesen war.

In der verantwortungsvollen Stellung als Ordensprokurator hat Peter von Wormditt sechzehn schicksalsschwere Jahre hindurch vier Hochmeistern mit treuer Hingabe gedient. In diese Zeit fiel der jähe Zusammenbruch des stolzen Ordensstaates nach der Katastrophe von Tannenberg, die Wahl des Retters der Marienburg, Heinrich von Plauen, zum Hochmeister und dessen baldige Absetzung, der verwüstende Hungerkrieg von 1414, der gerade seine ermländische Heimat in stärkste Mitleidenschaft zog, und die schwache, schwankende Regierung Michael Rükmeisters. Diese kritischen Jahre erforderten immer wieder seinen bewährten Rat und seine wirksame Hilfe, zumal als die Polen mit allen Mitteln an der römischen Kurie die Aufhebung des Ordens betrieben, um dadurch seine ausgedehnten Besitzungen zu erlangen, wie es ein Jahrhundert zuvor der französische König mit dem Templerorden erreicht hatte. Aber Peter war unentwegt und rastlos auf dem Plan, um das gute Recht seines Ordens zu verteidigen, insbesondere auf dem Konzil zu Konstanz, wo er als das anerkannte Haupt der hundertköpfigen Ordensgesandtschaft nachdrücklich und erfolgreich die Angriffe der feindlichen Polen abwehrte. Das gelang ihm um so eher, als er auch bei den Päpsten besonderes Ansehen und Vertrauen genoß.

Auch in der Ferne hing der Ordensgesandte mit starker Liebe an seiner Heimat. Mit Stolz nannte er sich nach seiner Vaterstadt und machte dadurch ihren Namen in weiten, führenden Kreisen des Abendlandes bekannt. Selbst der ermländische Bischof begegnet uns in außerermländischen Urkunden jener Jahre wiederholt als „Bischof zu Wormditt“, dessen Namen durch den Ordensgesandten Peter einen besonders guten Klang gewonnen hatte. Schon winkte diesem die ersehnte Heimkehr nach Preußen, sein Nachfolger war bereits in Italien eingetroffen, da ereilte ihn im August 1419 in Toskana, wohin er nach Konzilschluß den Papst hatte begleiten müssen, der Tod. Wohl in der Kirche St. Maria Novella zu Florenz ist er unter hohen Ehren bestattet worden

#### Mag von Schenkendorf in Wormditt.

Diese Überschrift wird überraschen. Was hat der bekannte Freiheitsdichter mit Wormditt zu tun? Nun, wir

finden in seinen Gedichten, die August Hagen herausgegeben hat (5. Auflage, Stuttgart 1878, S. 31 f.), folgendes, das nach einem Vermerk des Herausgebers am 27. Februar 1807 in Wormditt entstanden ist:

### Todessehnen.

Ach, wer nimmt von meiner Seele  
Die geheime schwere Last,  
Die, je mehr ich sie verhehle,  
Immer mächtiger mich faßt?

Möchtest du nur endlich brechen,  
Mein gequältes, banges Herz!  
Findest hier mit deinen Schwächen,  
Deiner Liebe nichts als Schmerz.

Dort nur wirst du ganz genesen,  
Wo der Sehnsucht nichts mehr fehlt,  
Wo das Schwesterliche Wesen  
Deinem Wesen sich vermählt.

Hör es, Vater in der Höhe,  
Aus der Fremde fleht dein Kind,  
Gib, daß er mich bald umwehe,  
Deines Todes Lebenswind.

Daß er zu dem Stern mich hebe,  
Wo man keine Trennung kennt,  
Wo die Geistersprache Leben  
Mit der Liebe Namen nennt.

Leider erfahren wir nicht Näheres über den Anlaß dieses schwermütigen Gedichtes und den Wormditter Aufenthalt des Poeten. Indessen lassen sich aus seiner Biographie (von Hagen, Berlin 1863) folgende Anhaltspunkte dafür gewinnen:

Der am 11. Dezember 1783 in Tilsit geborene Dichter entstammte einem Elternpaar, dessen Sonderbarkeiten ihm das Glück einer schönen Jugendzeit vorenthielten. Sein Vater, ehemals Leutnant, ein heftiger, nervöser Mann, hauste in der Nähe von Tilsit auf seinem Gut Lenkonischen; gemüthlich nur am Kartentisch, sonst schwer zugänglich. Wollte ein praktischer Landwirt sein, erregte aber bei seinen Nachbarn nur Kopfschütteln, besonders mit dem Versuch, seinen Leuten ein eigenes billiges Brot — man erzählte, von Torferde — zu backen, das natürlich ungenießbar war. Seine Gattin, eine Tilsiter Predigerstochter, der der angeheiratete Adel stark zu Kopf gestiegen war, lebte

meist, von ihrem Gatten getrennt, auf ihrem samländischen Gute Kesselbeck. Verbrachte den Tag im Bette und trat erst abends um fünf Uhr aus der Verborgenheit hervor, um sich um fünf Uhr morgens in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. Überaus phantastisch sich in ihre Romanwelt einspinnend, erteilte sie gleichwohl vom Bett aus Befehle für die Landwirtschaft. Dabei kam es ihr nicht sowohl auf eine vernünftige Ackerbestellung an, als in Schächten und Stollen, wenn nicht nach Metall, so doch wenigstens nach dem schneeweißen Sand zu graben, der täglich in Fuhren nach Königsberg verladen wurde. Daß dabei unterwühlte Felder verloren gingen oder Gebäude zusammenstürzten, scherte sie wenig. Auch die Viehwirtschaft betrieb sie so rationell, daß im Unglücksjahr 1806 nur noch eine einzige magere Kuh auf ihrem Gute vorhanden war. Dafür sah man sie aber nach ihrem Tode noch lange in jeder Neujahrsnacht mit Bierern lang umherlaufen.

Dem unheimlichen Einfluß offensichtlich krankhafter Eltern entronnen, war der von einem Hauslehrer vorgebildete Ferdinand Max schon fünfzehnjährig in Königsberg Student geworden, hatte dort über die Stränge geschlagen und Schulden gemacht und war dann i. J. 1802 zur Strafe nach dem oberländischen Kirchdorf Schmauch verbannt worden, wo die Eltern von der Erziehungskunst des dortigen Pfarrers Dr. Hennig günstige Einflüsse auf ihren genialen Sohn erhofften. Der zweijährige Aufenthalt im stillen Oberland hat in der That auf den jungen Schenkendorf wohlthätig gewirkt; zugleich woben sich ihm zum Pfarrhaus in Hermsdorf und zu den Grafenschlössern der Dohna in Karwinden und der Ranitz in Podangen Bande der Freundschaft, die über jene Jahre weit hinaus dauerten. Ja, die Zuneigung zu der Tochter eines benachbarten Amtrats führte sogar zu einer förmlichen Verlobung des Zwanzigjährigen, die freilich bald gelöst wurde.

Zu juristischen Studien kehrte er nach Königsberg zurück, wo der spätere Heilsberger Landvogteigerichtsdirektor D I s z e w s k i zu seinen Einpaufern gehörte. Ein praktisches Ausbildungsjahr verlebte er bei Amtrat Werner auf der Domäne Waldau. Hier lernte er 1806 in der Gattin des Königsberger Großkaufmanns Barclay die Frau kennen, die sechs Jahre später die seinige wurde. Wie eine himmlische Erscheinung trat sie ihm entgegen; wenige Monate danach in Königsberg zum Kammer- (Regierungs-) Referendar ernannt, verehrte er sie mit schwärmerischer Liebe, zugleich im niederdrückenden Bewußtsein, ihr entsagen zu müssen. Eine schwere Krankheit raubte ihm Ende 1806 den Lebensmut. Die traurigen Schicksale des unglücklichen Krieges verfolgte er mit schmerzlicher Teilnahme.

Entmutigt retteten sich die Trümmer des geschlagenen Preußenheeres nach Ostpreußen, die Staatsregierung und die königliche Familie suchten hier vor dem fast hemmungslos vorstürmenden Feinde Zuflucht, am 7. und 8. Februar tobte die mörderische Winterschlacht von Pr. Eylau ohne Entscheidung. Auf Napoleons Befehl ging die ruhebedürftige französische Armee hinter der Passarge in Verteidigungsstellung. Am 19. langte das Korps Soult in der Gegend von Wormditt an, um nach zwei Ruhetagen jenseits der Passarge in die Winterquartiere einzurücken. Ihm folgten am 25. preußische Truppen unter General L'Estocq; während die Divisionen Rembow und Diercke bis zu den Flußübergängen bei Alken und Spanden vorstießen, blieb die Division Auer zu ihrer Unterstützung in und bei Wormditt; auch einige Pulks Kosaken lagen hier. Der Feind hatte sämtliche Brücken und Stege über die Passarge abgebrochen und die Übergänge stark besetzt. Am 26. kam es bei Sportehnen zu einer kurzen Kanonade und bei Braunsberg zum Gefecht.

Während dieser militärischen Operationen hält sich Schenkendorf am 27. Februar in Wormditt auf und gibt seiner düsteren, lebensmüden Stimmung poetischen Ausdruck. Ist auch die Hauptursache seines „Todessehns“ unglückliche Liebe, so schwingen doch wohl auch die aufgezeigten anderen Motive mit. Wahrscheinlich hat der Dichter seine oberländischen Freunde besuchen wollen, muß aber in Wormditt umkehren, da ein Überschreiten der feindlichen Linie unmöglich geworden ist. Mitten in dem Waffenlärm seiner Umgebung packt ihn der ganze Jammer dieser ruhelosen Welt, und er erleichtert in seiner Herberge sein gequältes Herz in befreienden Versen.

---

### Wormditter Originale.

Oft hört man die Ansicht, unsere nüchterne, nivellierende Gegenwart dulde keine Originale mehr; wer aber mit offenen Augen um sich guckt, wird auch heute noch manchen eigenartigen Zeitgenossen erleben können. Immerhin wird man wohl zugeben müssen, daß in der guten alten Zeit die Originale häufiger wuchsen und sich kräftiger entfalteten als heute. Einige Beispiele mögen dafür Zeugnis ablegen:

#### Erzpriester Franz Sigmunski.

Im Jahre 1814, noch während der Befreiungskriege, hielt ein neuer Erzpriester in der Wormditter Widdem seinen Einzug, Franz Sigmunski, der am 10. Oktober 1771 in Braunsberg geboren, zunächst Kaplan in Bludau und

Frauenburg und danach Pfarrverweser in Wolfsdorf gewesen war. Sein charaktervolles Porträt verdanken wir seinem Kaplan und zweiten Amtsnachfolger Propst Johann Fallsehr, einem Ehrenbürger der Stadt († 1868), der im liber xenodochialis des Pfarrarchivs ein Bild des greisen Priesteroriginals gezeichnet hat, das der folgenden Darstellung zugrunde liegt.

Erzpriester Sigmunski war eine ungewöhnlich stattliche, kräftige Erscheinung, so daß man ihn „die ermländische Eiche“ zu nennen pflegte. In seiner Kleidung verachtete er souverän die Vorschriften der neuen Mode und behielt bis zu seinem Tode ganz allein in der Diözese die kurzen Kniehosen mit silbernen Schnallen an der Seite, die langen Strümpfe und silbernen Schnallenschuhe bei, wie sie in seiner Jugend getragen worden waren. In seinem reckenhaften Körper wohnte ein starker, unbeugsamer Geist, der von seiner Bedeutung durchdrungen war und keinen Widerspruch duldete. Zweifellos ein kluger, klarer Kopf, vom besten Willen beseelt, ein passionierter Freund der heimischen Vergangenheit, zäh am Alten hängend, wohl der beste Lateiner des damaligen Ermlands, der lieber Latein als Deutsch schrieb, verdient um sein Amt durch sparsame, sorgfältige Verwaltung und rege Bautätigkeit. Aber in seiner Gemeinde wie bei seinen Amtsbrüdern war er mehr gefürchtet als geliebt. Schon seine altertümliche Anrede in der dritten Person der Einzahl, also mit Er oder Sie, wie sie zurzeit des alten Frik üblich gewesen war, verstimmte. Nur zwei seiner geistlichen Konfraters zeichnete er durch das vertraulichere Ihr aus. In seinen Anordnungen verlangte er unbedingten Gehorsam, und stieß er auf Widerstand, so konnte es wohl vorkommen, daß er ihnen in heftigem Zorn mit seinem Stok den nötigen Nachdruck zu geben versuchte. Seinen eigenwilligen Charakter fürchteten daher auch die Behörden. Und da der Untergeordnete den Vorgesetzten gegenüber den kürzeren zu ziehen pflegt, entgalten die bischöfliche wie die Regierungsbehörde die starrköpfige, widerstrebende Haltung und den oft groben Ton des Erzpriesters damit, daß sie ihm wiederholt eins auswischten und ihn trotz seiner Fähigkeiten und Verdienste bei Beförderungen und Auszeichnungen übergingen. Was der alternde Sigmunski damit quittierte, daß er ingrimmig die ihm vorgezogenen Domherren als „Kinder“ und die Regierungsräte, die ihm unerwünschte Verfügungen zustellten, als „Jungens“ aburteilte. Und schließlich einigten sich gar Bischof und Regierung dahin, daß sie das Wormditter Dekanat auflösten und die Stadtgemeinde als Pfarrei der Erzpriesterrei Mehlsack unterordneten (1832), die schwerste Demütigung, die den alten „Haudegen“, wie man ihn oft nannte, treffen

konnte. Freilich nahmen die Behörden doch die Rücksicht, daß sie Sigmunski persönlich den Erzpriestertitel und zu seinen Lebzeiten der Wormditter Pfarrei die Selbständigkeit beliehen.

Besonders mit dem Wormditter Magistrat lebte Erzpriester Sigmunski fast ständig auf Kriegsfuß. Es wurmte ihn, daß der frühere städtische Lehrer und spätere Stadtkämmerer Andreas U r r a i. J. 1820 als Dreiunddreißigjähriger zum Bürgermeister gewählt wurde und damit als Chef der kommunalen Verwaltung eine ihm gleich- und teilweise übergeordnete Stellung einnahm. Daher gab es fortwährend Reibereien und Händel, und schließlich merkte Sigmunski, daß der Magistrat in der Regel das Gegenteil von dem beschloß, was er gewünscht hatte. Deshalb war er zuletzt so klug, das Gegenteil von dem zu beantragen, was er eigentlich erstrebte, um zu seinem Ziele zu gelangen. So wünschte er einmal einen hohen Zaun um seinen Garten, kam aber beim Magistrat in schlauer Taktik um einen ganz niedrigen ein, mit dem Erfolg, daß der hohe errichtet wurde.

Dabei barg Sigmunski unter seiner barschen, autokratischen Art ein weiches Gemüt wie ein Kind. Keine seiner Predigten pflegte in seinen vorgerückten Jahren vorüberzugehen, ohne daß er nicht in Tränen ausbrach. Und vor einem alten Weib, das ihm die Faust vor die Stirne hielt, ließ er den erhobenen Stock sinken.

Mit wahrer Leidenschaft stöberte er in den alten Kirchenbüchern herum und trug die für die Lokalgeschichte und die Pfarrverwaltung wichtigen Notizen und Urkunden in seiner markigen, schwungvollen Handschrift im liber xenodochialis zusammen. Bei der durchgreifenden Erneuerung der Altäre in der Pfarrkirche opferte er freilich manches wertvolle alte Stück dem nüchternen Geschmack seiner Zeit.

Auch das Studium der alten und zeitgenössischen Theologie betrieb er mit großem Eifer, um auf dem Laufenden zu bleiben. Vielleicht infolge des angestregten Lesens und Schreibens, zumal bei der mangelhaften Abendbeleuchtung jener Zeit, bekam er den grauen Star, wurde aber i. J. 1837 in Königsberg so glücklich operiert, daß er wieder lesen und die Kirchenbücher selbst führen konnte. Nur bei der trüben Lampe wollte das Lesen nicht mehr gehen; daher hielt er sich einen Vorleser, um auch an den langen Winterabenden nicht der geliebten geistigen Anregung zu entbehren. Predigt und Hochamt übernahm er sich seit der Operation nicht mehr, und so erwuchs den Kaplänen Fallsehr und Szkirde erhebliche Mehrarbeit; bei dem Mangel an Geistlichen war aber ein dritter Hilfsgeistlicher nicht zu bekommen.

Am 21. April 1842 starb Erzpriester Sigmunski mit vollem Bewußtsein ohne eigentliches Krankenlager. Sein Begräbnis zeugte von der Achtung, die man dem ungewöhnlichen Manne weithin entgegenbrachte. Nicht nur aus der Nähe, sondern auch aus der Ferne fanden sich 26 Geistliche ein, eine von der damaligen Zeit als staunenswert hoch bezeichnete Anzahl. Jeder derselben sah seine Teilnahme noch dadurch entlohnt, daß ihm laut einer Bestimmung des Testaments ein Dukaten als Reiseentgelt ausgehändigt wurde. Auf dem Friedhof an der Bahnhofstraße fand Erzpriester Sigmunski nahe dem Kreuz seine letzte Ruhestätte.

### Bürgermeister Andreas Urra.

Auch Erzpriester Sigmunskis Wormditter Widerpart war ein Original. Am 26. September 1787 als Sohn des Wormditter Kistenmachers Joseph Urra geboren, hatte er wohl einige Zeit das Braunsberger Gymnasium besucht und war um 1808 Lehrer an der Pfarrschule seiner Vaterstadt geworden. Im Jahre 1814 wurde er zum Stadtkämmerer und 1820 zunächst auf sechs Jahre, 1831 auf Lebenszeit zum Bürgermeister gewählt. Sein Gehalt betrug i. J. 1835 rund 233 Tl., wozu noch 136 Tl. Emolumente (Nebeneinnahmen) kamen. Für diese mäßigen Einkünfte glaubte er keine übermäßige Arbeit leisten zu brauchen. Daher entwickelte er keinen besonderen Eifer im Geschäftsverkehr, und es hagelte allmählich immer mehr Monita und Ordnungsstrafen von den vorgesetzten Behörden, da die fälligen Berichte und Antworten mit den Jahren immer schwerer von ihm loszueissen waren. Seine Heiraten zunächst i. J. 1814 mit der Tochter des Rats Herrn Anton Schnigenberg, dann 1819 und 1820 mit zwei Töchtern des verstorbenen Bürgermeisters Weßler hatten wohl den Grund zu seinem beträchtlichen Vermögen gelegt. Er besaß die Häuser an der östlichen Marktseite, die heute Kaufmann Paul Heinrich gehören, und verkaufte i. J. 1823 das an das Eckhaus stoßende Grundstück für Gerichtszwecke an die Stadt. (S. oben S. 42.) Zugleich betrieb er eine größere Landwirtschaft. Der sparsame und berechnete Mann wußte sein Vermögen so zu vermehren, daß sich später die Leute erzählten, er habe 80 000 Taler hinterlassen.

Zum Hüter und Verwalter des Stadtbesitzes berufen, soll er gleichwohl gerade in dieser Beziehung der Bürgerschaft ein übles Beispiel gegeben haben. Er duldete, daß die acht städtischen Waldknechte gegen Trinkgeld und gute Worte Holz verabfolgten, soviel die Bürger nur haben wollten und abfahren konnten. Wer sechs Pferde sein eigen

nannte, holte sich mit sechs Pferden Holz nach Bedarf, wer nur zwei Pferde besaß, mußte sich mit weniger begnügen. So wurde in den städtischen Wäldern Raubbau betrieben, bei dem sich Bürgermeister Urra selbst nicht vergaß. Ein besonders krasses Stückchen bildete noch nach Jahrzehnten in der Stadt vergnüglichen Gesprächsstoff. Eines Tages hatte sich der Herr Bürgermeister in der Oberheide eine der damals noch in großer Menge stehenden Mastfichten fällen lassen. Am nächsten Abend schickte er seine Leute mit vier Pferden in den Wald, um das mächtige Langholz nach seiner Scheune schaffen zu lassen. Aber die Fuhr hatte Pech; unterwegs vor dem Korbsdorfer Weg blieben die erschöpften Pferde in einem Loch liegen, es half kein Hü und Hott, nicht Zerrren und Schlagen. Der Kutscher mußte sich entschließen, die schwere Last bis zum nächsten Morgen stehen zu lassen und die müden Pferde heimzulitten, mochte ihn auch sein Herr mit einem wütenden Donnerwetter begrüßen. Es dauerte jedoch nicht lange, da bekam der Müller von dem Vorfall Wind. Ohne lange zu fackeln, schickte er sein kräftigeres Biergespann zu der verlassenen Holzfuhr, und nun legten sich die zäheren Müllergäule in die Sielen und machten den Wagen flott und zogen ihn in den Hof des Müllers, der auf diese Weise ohne Mühen und Kosten einen sehr brauchbaren Fichtenstamm von etlichen Festmetern eingeheimst hatte. Als in der Frühe des nächsten Morgens der Kutscher des Bürgermeisters den Wagen abholen wollte, traute er seinen Augen nicht: keine Spur von der Mastfichte und dem Wagen, sie schienen in die Erde versunken zu sein. Das Wetter und Fluchen des gestrengen Bürgermeisters zu Hause kannte keine Grenzen. Bald erfuhr er, wo sein Gefährt gelandet war; aber er mußte gute Miene zu dem bösen Spiel des Müllers machen; denn er hatte an den Stamm ebenso wenig Anrecht wie dieser, und beide hatten sich strafbar gemacht, blieben aber straflos, weil der Bürgerschaft jener Zeit das Eigentumsrecht an den städtischen Forsten ein recht unklarer Begriff gewesen sein muß. Auch die Verwaltung der städtischen Ländereien soll bei Bürgermeister Urra ähnlich im argen gelegen haben.

Unerfreuliche Streitigkeiten mit den städtischen Körperschaften und fortgesetzte Beschwerden bei den übergeordneten Behörden, die ohnehin mit der Amtsführung des Bürgermeisters Urra immer unzufriedener geworden waren, führten dazu, daß dieser i. J. 1858 sein Amt niederlegte, um einer disziplinarischen Untersuchung zu entgehen. Die Stadtverordneten weigerten sich nun, dem reichen Manne trotz seiner fast fünfzigjährigen kommunalen Tätigkeit eine Pension zu bewilligen. Da bestimmte die Regierung ein Ruhe-

gehalt von 411 Tl., das die Stadt bis zu seinem Tode am 6. Februar 1864 zahlen mußte.

Urra war ein kleiner Mann mit bartlosem Gesicht, der zum Schutz für seine kranken Augen eine Mütze mit einem langen Schirm trug. Sein Lieblingsspaziergang war nach dem Karbener Wald gerichtet; dabei fehlte nie ein Rohrstock mit elfenbeinernem Knopf, der größer gewesen sein soll als er selbst, den später Domherr Gl a s s benutzte. Die Leute raunten sich zu, Urra sei Freimaurer, daher fand er nach ihrem Glauben nach dem Tode keine Ruhe, sondern spukte des Nachts umher. Einige wollten ihn in der Dunkelheit am Roten Kreuz, andere unter der Drenzenbrücke oder an der Krichhäuser Grenze sitzend gesehen haben; einer behauptete sogar in einer unheimlichen Sturm- und Regennacht beobachtet zu haben, wie das verstorbene Stadtoberhaupt in die Tuchmacherstraße eingebogen sei, den Mantelkragen in die Höhe geschlagen, die Schirmmütze fest ins Gesicht gedrückt. Wie vor dem Leibhaftigen habe er sich bekreuzigt und sei Kopf über Kragen nach Hause gejagt.

#### Seminardirektor Dr. Anton Arendt.

Zu den verdientesten ermländischen Schulmännern muß zweifellos Anton Arendt gerechnet werden, der am 18. Mai 1804 als Sohn des „Haus- und Landbesizers und Riernermeisters“ Valentin Arendt und seiner Gattin Theresia Tolksdorf, der Enkelin eines Freischulzen aus Urnsdorf, in Wormditt geboren war. Dem Knaben wurde am 10. Juni 1812 der 36jährige Vater ermordet; dieser war eben auf dem Felde gewesen, als ihn französische Soldaten, die als Verbündete auf dem Marsch nach Rußland waren, nötigten, den Weg nach Dpen zu zeigen. „Ohne wesentliche Veranlassung“, vielleicht infolge von Mißverständnissen, hatte einer der Soldaten den friedlichen Bürger niedergemacht.

Der ebenso fleißige wie begabte Schüler bezog verhältnismäßig spät, i. J. 1820, das Gymnasium zu Braunsberg, das er sechs Jahre später mit dem Zeugnis der Reife verließ. Am Braunsberger Lyzeum Hofianum widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde i. J. 1830 zum Priester geweiht. Die Stadt seiner wissenschaftlichen Ausbildung sollte die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit bleiben. Zunächst als Vikar, dann als Kaplan entfaltete der junge Priester in der Braunsberger katholischen Pfarrgemeinde eine rege, gesegnete Tätigkeit. Seine furchtlose, hingebende Seelsorge an Cholerafranken sowie seine eifrige Unterrichtsarbeit besonders an der katholischen Elementar-Mädchenschule trugen

ihm die besondere Wertschätzung seines Oberhirten, des Fürstbischofs Josef von Hohenzollern ein, der seiner Freude und Befriedigung Ausdruck gab, als Arendt im Herbst 1833 die Leitung des Braunsberger Lehrerseminars anvertraut wurde.

Bis 1868 hat dieser seine verantwortliche Stellung bekleidet und nicht nur auf den ermländischen Lehrernachwuchs den entscheidendsten Einfluß ausgeübt, sondern auch als Lehrer und Examinator der Pädagogik bestimmend auf die heranwachsenden ermländischen Lehrerinnen und Geistlichen eingewirkt. Von 1850 — 1866 war mit dem Seminar auch eine Taubstummenschule verbunden. Damit war Arendts pädagogischer Einfluß noch nicht erschöpft; seiner emsigen Feder entstammte eine Reihe von trefflichen Lehrbüchern, von denen seine Lesebücher in den katholischen Volksschulen Ost- und Westpreußens große Verbreitung fanden und, wiederholt neu aufgelegt, jahrzehntelang reichen Segen stifteten. Namentlich der dritte für die oberen Klassen der Volksschule bestimmte Teil des Lesebuches bot neben dem üblichen Lesestoff in knapper Darstellung einen Abriss der Natur- und Erdkunde, der preußischen, biblischen und Kirchengeschichte, ohne im Anhang die Sprachlehre, Geschäftsbriefe, Münzen, Maße und Gewichte und die Heimatkunde zu vergessen, so daß der Schüler aus diesem Buche allein hinreichenden Wissensstoff ins Leben mitnehmen konnte. Daher durfte sich Direktor Arendt in seinem Testament nicht ohne Grund rühmen, daß sein Lesebuch „in Bezug auf die Realien das nach seiner Überzeugung vollständigste, gründlichste und wissenschaftlichste der in Preußen und Deutschland vorhandenen katholischen und evangelischen Elementar-Lesebücher“ sei. Das bestens bewährte, bodenständige Schulbuch fiel den vereinheitlichenden, liberalen Ideen der Kulturkampfzeit (um 1880) zum Opfer. Auch Arendts kleines Lehrbuch des Land- und Gartenbaues, insbesondere der Obstbaumzucht, hatte vielen Nutzen verbreitet.

In den letzten Jahren seines Direktorats muß freilich Arendts Erziehungskunst bei seinen Zöglingen Schiffbruch gelitten haben. Der Heilsberger Lehrer A. B. Fromm hat darüber in seinen „Erinnerungen aus meinem Seminar- und Lehrerleben“ (Heilsberg o. J.) humorvolle Hiftörchen erzählt, die auch kulturgeschichtlich interessant sind. Fromm, der von 1863 — 1866 das Braunsberger Lehrerseminar besuchte, also zu den letzten Schülern des Direktors Arendt gehörte, weiß aus eigenem Erleben u. a. folgendes zu berichten:

Obgleich der „Alte“ zu Streichen stets ein Auge zudrückte, wurde ihm doch auf Rechnung seiner Gutmütigkeit

mancher Schelmenstreich hinter dem Rücken gespielt, der von einigen witzigen Schalken zum Ergözen der ganzen Gesellschaft ausgeheckt worden war . . .

Zu den praktischen Pädagogikstunden des Direktors mußten wir uns der großen Stoffmenge wegen (oft bis 60 Seiten) die Einzelaufgabe (zwei bis drei Seiten) abzählen, da wir außerstande waren, uns die ganze Aufgabe einzupauken. Lange, verdutzte Gesichter gab's dann, wenn der „Alte“ manchmal die Reihenfolge änderte; unsere Angst und neue Pauknot ergözte den alten Mann oft so, daß er vor Lachen das Katheder verlassen mußte . . .

Eine Tages, als der „Chef“ übler Laune zu sein schien und alles brummend büffelte, richtete ein Oberschalk an seine Mitschüler die Frage: „Was gebt ihr mir, wenn heute die „Päddastund“ ausfällt?“ „Wie stellst es an? Was willst haben?“ hieß es allgemein. „Das erstere ist meine Sache. Aber verrät mich keiner?“ „Mein, jeder gibt zur „halben Braunen“ (Braunbier) und zu einer „Schildkröte“ (5-Pfg.-Brötchen).“ Abgemacht!

Die gefürchtete Stunde von 2—3 nachmittags kam. Es schlägt bereits 2 Uhr. Noch keine Anstalten sichtbar. „Ihr braucht nicht zu pauken,“ sagt jener, „mein Plan gelingt“. Der Direktor kam selten vor halb herauf; er war wohl manchmal dienstlich behindert. Pädagogische Pünktlichkeit legte er uns aber in der Übungsschule stets ans Herz. Endlich meldete der Wachtposten die Ankunft des Alten. Er trat ein, ein Wink, und ein Schüler begann. Doch er kam nur einen Saß weit, da war etwas los. Unser Schalkfriz am Fenster trat in Tätigkeit. „Herr Direktor, Herr Direktor, da, jetzt sind sie drin!“ „Wer, was, verrückter Mensch?“ „Diebe, Herr Direktor, Diebe sprangen gerade über den Zaun des Seminargartens.“ „Lauft, Menschen,“ rief der Alte, „nehmen Sie Tintenfässer, um die Spitzbuben zu kennzeichnen.“

Hurrah! Diese und die übrigen Lehrstunden ließ sich kein Zögling mehr im ehemaligen Bischofsschloß sehen. Bis zum Gute Kodelshöfen ging die wilde Jagd. Einige schwentkten auf Umwegen der Stadt zu und taten sich dort gütlich. Das Ergebnis war einfach. Die vermeintlichen Diebe entwischten durch die Passarge, und der „Witzbold“ bekam seine „Braune mit der Schildkröte“.

Oft war abends im Schlaßaal der Seminaristen ein Spottcho sondergleichen. Die Mehrzahl der Gesellschaft stimmte in allerlei Ukstörungen ein. Alle möglichen Tierlaute wurden nachgemacht. Endlich wurde der Spaß zu arg, und der Alte erschien. „Aufseher, Aufseher!“ rief er ärgerlich. Ja, wenn nicht alles fest schlief! Er riß einigen

die Zudecken herunter, aber vergebens. Alles schlief fest, wie die Schläfer im Dornröschen. Der Alte verschwand.

Nach wenigen Minuten derselbe Skandal. Da riß dem gekränkten Direktor der Geduldsfaden. Er war wütend. „Alles heraus an die Pumpe!“ hieß es. In einer Minute mußte jeder in mäßiger Bekleidung auf den Schloßhof. Schuldig oder nichtschuldig, Günstling oder Pechkauz, alles mußte hinaus. Ein Zetern und Zähneklappern ging aber jetzt los, daß der Alte nach fünf bis zehn Minuten unsere Erlösung verkündete. Wie laut jetzt auch gezetert wurde, der Alte ließ sich nicht mehr bliden.

Als den anderen Morgen der Pedell mit der großen Weckglocke erschien, wunderte er sich nicht wenig, daß keiner Anstalten zum Aufstehen machte. „Höre Se denn nich, Schlopobsöna (Schlafaufseher)? Ett ös die reine Möglichkeit, keena reat sich. Dee Herr wat owasch schön schömpe. Höre Se nich, Schröda, Sö flege doch ömma von de easchte te sön. (Man warf nach ihm mit Schuhzeug.) Schmiete Sö man, so fel Sö wölle. Eck go awa nich wech.“ Bald erschien auch der Alte in der Tür. „Schlafaufseher!“ rief er. „Herr Direktor!“ hieß es, „wir sind alle krank, alle haben sich an der Pumpe erkältet.“ „So, dann schicken Sie einen aus der anderen Stube in die Apotheke und lassen sich einen erwärmenden Tee machen.“ Großes Allotria! Die Blase blieb liegen bis nach Schluß des Unterrichts. —

Ergötzlich war es, wenn der Direktor den Scharfsinn der Seminaristen prüfen wollte, aber nicht durch Worte, sondern durch Gebärden. Es war die reinste Mimik. Er hatte sich z. B. eben gesetzt, da bemerkte er, daß etwas in der Klasse nicht in Ordnung war. Er winkte mit dem Kopfe. Der Mutwille der Seminaristen leistete im Suchen des Gewünschten allerlei Unsinn. Einer öffnet das Fenster, ein zweiter die Tür, ein dritter und vierter setzen die Tische und Stühle an eine andere Stelle. Der Direktor setzt die Gebärdensprache fort und gibt zu erkennen, daß noch immer nicht das Rechte getroffen. Stets schüttelt der Alte mit dem Kopf, zeigt eine verdießliche Miene; die Geduld ist ihm ausgegangen ob der geistigen Rückständigkeit seiner Schüler.

Endlich hebt als letzter der Bereitwilligen ein stämmiger Bursche die große Flügeltür aus den Angeln. Da muß der Direktor trotz allem Mißmut doch lachen, äußerst aber anscheinend entrüstet: „Gänsköpfe, alle zusammen. Diese Menschen können nicht ein bißchen denken! Nun freilich wohl! Sehen Sie denn nicht den Fezen Papier liegen?“ Jeder Zögling hatte diese Idee längst erfaßt, aber die Lust am Alk bewirkte das närrische Umhertanzen. (S. 14 — 32.)

Genug der Schnurren, die schließlich wohl die Stellung des alten Direktors so erschütterten, daß er seine Pensionierung erbitten mußte.

Direktor Arendt war ein äußerst sparsamer Mann, von dessen Sparsamkeit man allerlei wunderliche Geschichten zu erzählen wußte; z. B. er habe seine Schüler mit Briefen nach Frauenburg geschickt, um Porto zu sparen; fünf Pfennige Botenlohn seien billiger gewesen als die 10-Pfg.-Marke. Gleichwohl klebte er nicht am Gelde, wenn er es auch noch so ökonomisch zusammenhielt und anlegte. Weite Reisen führten ihn nach Italien, Frankreich, England, selbst Spanien, und das zu einer Zeit und in einer Umgebung, die solche Reiselust als Schrullenhaftigkeit bekrittelten. Gleichwohl hing er mit warmem Herzen an seiner Heimat, besonders an seiner Wirkungsstätte Braunsberg und an seiner Vaterstadt Wormditt. Hier pflegte er alljährlich ein paar Tage zu verweilen, um in seinem Turm, dem Krüschelhäuschen, zu wohnen. Man erzählte sich, daß er sich das Essen, Bratklopse, aus Braunsberg zum Aufwärmen mitgebracht habe, um nicht anderen zur Last zu fallen.

Wie sehr Arendt bei seiner peinlichen Sparsamkeit auf das Gemeinwohl bedacht war, sollte sein originelles Testament erweisen. Der Gedanke an den Tod war ihm sehr unsympathisch gewesen, und seine Schüler hatten das bald spitz, um nicht auch daran ihren Mutwillen zu treiben. Wenn in der Lehre von den Urteilen und Schlüssen der Satz gebildet wurde: Alle Menschen müssen sterben, dann folgerten die Seminaristen stets: Anton ist ein Mensch, also muß er sterben. Der Direktor aber, der mit Vornamen Anton hieß, verbesserte ebenso regelmäßig: „nicht Anton, sondern Andreas“.

Arendt, der sehr regelmäßig und einfach lebte, erreichte ein hohes Alter. Als Privatmann wohnte er in seinem bescheidenen Häuschen in Braunsberg, Langgasse Nr. 205, auf seinen Gängen stets mit einem feuerroten Riesen-Regenschirm bewaffnet. Einen besonderen Ehrentag erlebte er am 1. August 1880 gelegentlich seines goldenen Priesterjubiläums. Geschenke hatte er sich in seiner Schlichtheit ausdrücklich verboten. Aber eine große Zahl von Deputationen aus der Stadt, von Frauenburg, Wormditt und dem ganzen Ermland war erschienen, um dem verdienstvollen Manne ihre Glückwünsche auszusprechen. Die Lehrer, an ihrer Spitze Rektor König-Wormditt, überreichten ihm eine in Samt gefaßte Gratulationsadresse mit den Unterschriften sämtlicher lebenden Schüler des Jubilars als Zeichen „der Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit“. Eine zweite Jubeladresse übergaben die Vertreter der städtischen Körperschaften „dem hervorragenden und

uneigennützigen Mitbürger“, und die Stadt Wormditt ließ durch ihre Vertretung dem Jubelpriester den Ehrenbürgerbrief zustellen „zur Bestätigung der besonderen Achtung und in gebührender Anerkennung seiner großen Verdienste um die Schulen“.

„Auf Grund mehrjährigen gründlichen Nachdenkens“ setzte Arendt in seinem Testament vom 26. März 1885 die Stadt Braunsberg oder, falls sie die Erbschaft nicht annehmen wollte, die Stadt Wormditt zur Universalerin ein. Selbstverständlich erklärte sich die Stadtvertretung von Braunsberg gern bereit, die Erbschaft anzutreten und die damit verbundenen eingehenden Einzelbestimmungen zu erfüllen. Als Grundstock der Stiftung hinterließ Arendt an liegenden Gründen (Häusern, Scheunen und Land in den beiden Städten, aber auch Ländereien in Joinville in Brasilien) einen Besitz von 14 000 Tl. Wert, an Wertpapieren und Schuldforderungen 20 000 Tl., insgesamt 34 000 Tl. und 1640 Tl. Jahreszinsen. Von letzteren sollten 640 Tl. in der ersten Statsperioden von 25 Jahren zu genau geregelten wohltätigen Zwecken verausgabt, die restlichen 1000 Tl. auf Zinseszins angelegt werden, so daß nach 25 Jahren das Gesamtkapital auf 61 900 Tl. gestiegen sein sollte. Die zweite Statsperiode sollte 20 Jahre umfassen (1901—1921); während dieser Zeit sollten jährlich 756 Tl. verausgabt, die Mehrzinsen von 2000 Tl. aber wieder kapitalisiert werden, so daß das Kapital i. J. 1921 den Gesamtbetrag von 109 900 Tl. erreicht haben sollte. Nach weiteren Perioden von 20 Jahren sollten zu Beginn der 6. Periode 467 900 Tl. und 18 996 Tl. Zinsen zur Verfügung stehen; dann sollte die Stiftung ihre volle Höhe erlangt haben und sämtliche Zinsen zur Verteilung kommen, und zwar 12 946 Tl. für gemeinnützige Zwecke, vorwiegend in Braunsberg, 6050 in Wormditt. Schon in den ersten Perioden entfielen auf die Krankenhäuser und Hospitäler, für die Armen und Arbeitsunfähigen von Braunsberg und Wormditt namhafte Beträge; aber der Krieg und die Inflation haben Arendts sorgfältige Berechnungen wie ein Kartenhaus zusammenbrechen lassen. Der Testator hatte wohl auch an den Fall eines Krieges gedacht, wenn er in § 12 der weiteren Bestimmungen folgendes angeordnet hatte: „Sollte unserer Provinz ein Krieg drohen, so sollen meine Wertpapiere etwa durch Vermittlung eines sicheren Bankhauses, wie der Disconto-Gesellschaft oder der Zentral-Bodenkreditgesellschaft in Berlin, und des deutschen Gesandten in London auf die Bank of England geschickt und in derselben gegen Schein deponiert werden, da sie in derselben sicher aufbewahrt werden und gegen Feuer und Diebstahl sicher

sind . . .“ Aber er hatte nicht geahnt, daß ein Weltbrand entstehen und auch England auf die Seite unserer Feinde hinüberziehen könnte. Die Einnahmen aus den Liegenschaften sind zum Glück von der Inflation weniger berührt worden, die Wertpapiere wurden aber zum größten Teil in Kriegsanleihe angelegt und nur in geringem Maße aufgewertet. Zurzeit beträgt die Jahresrente aus der Arendtschen Stiftung für Wormditt daher nur 355 Mark.

Direktor Arendt hatte sich Zeit seines Lebens viel mit der Frage des Scheintodes befaßt. Wie sehr er selbst deswegen in Sorge war, geht aus folgender Bestimmung seines Testamentes hervor: „Damit nicht das Unglück eines Scheintodes eintritt, soll meine Leiche 5—8 Tage in meinem Hause verbleiben, im Sommer im Keller, im Winter in der kalten Stube, bis wesentliche Spuren der Fäulnis eintreten. Die Leiche soll mit der Widersheimer Flüssigkeit äußerlich eingerieben werden.“ Dann sollte sie in einem starken Zinksarg in einem vorläufigen Grab bestattet werden, bis eine zwölf Fuß lange und ebenso breite Grabkapelle erbaut war. Diese sollte aus einem Gewölbe in der Tiefe und einem Oberraum bestehen, fest fundamementiert, mit Schiefer gedeckt und mit einem Blumenbeet umgeben sein. Die Leiche sollte solange in dem Gewölbe ruhen, bis eine volle Verwesung eingetreten wäre. Als dann sollte der Sarg in den oberen Raum genommen werden. Nach einigen Jahren sollten nach Anweisung des Kreisphysikus die Knochen mit einer schützenden Masse, ähnlich wie bei den ägyptischen Mumien, bestrichen werden, was alle 20—30 Jahre wiederholt werden könnte.

Am 24. April 1886 segnete Arendt, fast 82-jährig, das Zeitliche. Seine Leiche wurde auf dem mit seiner Beihilfe gekauften Katharinenkirchhof in der Malzstraße beigesetzt und die Grufkapelle bestimmungsgemäß erbaut. Ein Ölgemälde von K. v. Rozynski hält im Magistrats-Sitzungssaal zu Braunsberg, ein Steindruck von Lassaly-Berlin auf dem Rathaus zu Wormditt die ernstesten, klugen Züge des eigenartigen Wohltäters fest; die Arendtstraße in Braunsberg führt durch Gelände seiner Stiftung.

### Professor Dr. August Laws.

Ein seltenes Lehreroriginal war auch der in Wormditt am 16. Juli 1813 geborene Köfeler Gymnasialprofessor Dr. August Laws, der seine Schulbildung am Gymnasium zu Braunsberg und auf der Universität zu Berlin genossen hatte. Nach seinem philologischen Staatsexamen

i. J. 1836 fand er zunächst an den höheren Lehranstalten zu Kulm, Braunsberg und Dt. Krone Beschäftigung und wurde i. J. 1851 ans Rößeler Gymnasium versetzt, wo er bis zum Jahre 1880 als Lehrer der alten Sprachen, besonders des Griechischen, gewirkt hat. Die Anekdoten, die von ihm noch jetzt im Umlauf sind, grenzen ans Unglaubliche, haben aber doch den Vorzug der Wahrheit. Geben wir einem seiner Schüler, Professor Dr. R e i t e r = Braunsberg, der von 1870 — 77 von ihm in der griechischen Sprache unterrichtet wurde, das Wort (s. Unsere ermländische Heimat 1927, Nr. 10 und 1924, Nr. 12):

„Als Quartaner lernte ich die Häuslichkeit meines verehrten Lehrers kennen. Es war eine Märchenwelt, die sich mir darbot. Die Einwohnerchaft bildeten zwei Hunde, mit Namen Polh und Mohr, eine Katze und mehrere Hühner. In der Mitte saß, mit einem langen Schafspelz angegan, Professor Laws, gepflegt und bewirtschaftet von seiner Halbschwester. Welche Einfachheit! Welche Anspruchslosigkeit!

In seinen Stunden herrschte fröhliche Arbeitsgemeinschaft. In jener Zeit herrschte noch das Schimpfwort in der Behandlung der Schüler, und unser mit einer starken Lunge begabter Professor machte davon nicht wenig Gebrauch. Ein Lieblingswort von ihm war das Wort „Käfel“. „Ihr Käfels, ich zertrete euch, ich tue etwas, was mich später gereut.“ Ein Schüler flüsterte dazu: „Sie tun es ja doch nicht, Herr Professor.“ Das Schimpfen war nicht schlimm gemeint. Er meinte es mit den Schülern gut und war ihnen väterlich zugetan. Wen er fürchtete, dem lieb er den „letzten Mohikaner“, ja er lieb ihm Geld aus. Eine Stunde wird mir ewig im Gedächtnis bleiben. Ein Schüler hatte von Professor Laws Geld geliehen, anderthalb Taler. In einer Stunde brummte der betreffende Schüler fortwährend: „Anderthalb Taler, anderthalb Taler!“ so daß schließlich dem Professor die Geduld ausging und er mit den Worten herausplakzte: „K., ich hatte wirklich nur anderthalb Taler, ich konnte Ihnen nicht mehr leihen.“

Von uns Abiturienten verabschiedete er sich mit Kuß. Er pflegte auch am Schluß der letzten Stunde vor der Beichte zu sagen: „Liebe Schüler, ich verzeihe Ihnen alls.“ Worauf dann ein Bösewicht die Antwort nicht schuldig blieb: „Wir Ihnen auch.“

Als er Professor geworden war, gratulierten wir ihm in der Schule in feierlicher Stille. Er erwiderte darauf folgendes: „Liebe Schüler, vom heutigen Tage hören Sie auf, Schüler zu sein; Sie sind von heute ab meine Hörer, ich Ihr Professor, der in vier Fächern liest.“ Die feierliche Stille wich bald einer lustigen Fröhlichkeit.

Die Klassenarbeiten nannte er nicht so, sondern „Compositionen“. Um das Abschreiben zu verhindern, ließ er in zwei Abteilungen schreiben. Die eine Abteilung hatte frei, während die andere in der Klasse arbeitete. In der einen vereinigte er die sogenannten Starken, in der anderen die Schwächlinge. Der Zweck der Teilung ward dennoch nicht erreicht. Am Schlusse einer Stunde wurde oft derjenige bestimmt, der das Pensum für die nächste Stunde übernehmen sollte. Dann kam es wiederholt vor, daß mancher ablehnte und die Sache auf einen anderen Termin verschob. Oftmals glaubte ein Schüler dem Professor nicht, daß er ihm eine bestimmte Zensur angeschrieben hatte. Dann mußte der Professor den Zettel zeigen, auf dem die Zensuren geschrieben standen. Es stand wirklich *recte bene* (recht gut), nicht bloß *bene*. Ein Schüler der Prima glaubte in der Beurteilung seiner Klassenarbeit falsch behandelt zu sein und forderte unter Vorzeigen des Messers, daß die Zensur geändert würde. Da schrie der Professor: „Gr., stecken Sie das Messer ein, ich streiche Ihnen alles ab.“

Wenn wir unsere Lektion gekonnt hatten oder bei seinem Eintritt ins Klassenzimmer ruhig waren, ließ uns Professor Laws zuweilen gegen Ende der Stunde eine Vergünstigung zuteil werden, indem er meist etwas aus seinem Leben zu erzählen pflegte. Einmal vernahmen wir von ihm folgendes: „Auf meinem Spaziergang pflege ich gewöhnlich über etwas nachzudenken, und so ließ ich mir neulich durch den Kopf gehen, wie wohl der Namen Rößel zu erklären sein. Mir fiel ein, daß im Wappen der Stadt ein Bär steht; als Grundform nahm ich daher das Wort *Urselium* (vom lat. *ursus*, der Bär). Durch Metathesis (Lautumstellung) wurde daraus *Russelium* usw., zuletzt Rößel.“ Die Freude bei uns Primanern war groß, die Zustimmung äußerte sich in lauter Anerkennung und der Versicherung, daß so etwas kein anderer der Herren könne . . .

Durch die Einfachheit und Schlichtheit seines Wesens, sowie durch seine Begeisterung für die griechische Sprache gab er uns so manche Anregungen, die auf fruchtbaren Boden fielen.“ —

Die Rößeler Gymnasiasten verbreiteten von Laws manches absonderliche Stückchen, und so gingen denn auch in seiner Vaterstadt Wormditt schnurrige Gerüchte um: er habe in seiner gelehrten Zerstreutheit statt seines Regenschirmes einen Strauchbesen von Hause mitgenommen und ihn beim Regen emporgehalten. Einen Mausefaller, der erzählt hatte, daß er vom Balkan herkomme, habe er mit Homerversen in griechischer Sprache willkommen geheißten u. a.

Laws hatte auf weiten Reisen seinen Blick geschärft. So hatte er auch Rußland und St. Petersburg besucht. Mit Schmunzeln rühmte er sich, in dem historischen Galaschlitten der Zarin Katharina gefessen zu haben. In einem unbeobachteten Augenblick war er bei der Führung durch ein Petersburger Museum in dieses Gefährt geschlüpft und hatte auf derselben Stelle gefessen wie weiland Ihre Majestät die Zarin.

Als sich Laws, 66 jährig, beurlauben und bald danach pensionieren ließ, hoffte er noch recht lange den Genuß der staatlichen Pension erleben zu können. Einem jungen Kollegen gab er den wohlmeinenden Rat, nicht bis auf die letzte Kraft im Dienst zu bleiben, sondern später so zeitig in den Ruhestand zu treten, daß er noch etwas vom Lebensabend habe. Er selbst zog nach Potsdam, der vornehmen Stadt der Pensionäre, wo er bald seinen akademischen Stammtisch gefunden hatte. Als er dort am 26. Mai 1896 starb, gab er seiner Anhänglichkeit an das Rößeler Gymnasium wie an seine Vaterstadt Wormditt in kleinen Vermächtnissen Ausdruck. Auf dem Wormditter Rathaus erinnert noch heute an den originellen Professor ein Porträt, ein Ölgemälde, und das gerahmte in deutschen Hexametern gedichtete Abschiedspoem seines Rößeler Kollegen Neuß.

### Noch ein paar Wormditter Originale.

Es würde im Leben unerträglich langweilig sein, wenn alle Menschen über einen Kamm geschoren wären, und deshalb ist es gut, daß die verschiedensten Charaktere und Temperamente, nüchterne und phantasievolle, ernste und lustige Menschen, Schablonen und Originale miteinander leben und aufeinander angewiesen sind. Daraus entspringen gewiß Gegensätze und Reibungen, Streitigkeiten und Feindschaft, aber auch edler Wettstreit und gegenseitiges Anregen, willkommene Abwechslung und Humor und Freude. Noch unter uns wandelnde Typen zu konterfeien, ist nicht Sache des Historikers; deshalb seien hier zum Schluß des Kapitels noch ein paar Gestalten aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorgeführt, wie sie mir ein verehrungswürdiger, greiser Sohn unserer Stadt in einem Briefe schildert:

„Eine absonderliche Figur war wohl der alte Kaufmann Salewski in der nordwestlichen Rathausbude. Er widersprach stets dem, was man zu ihm sagte. Sein Geschäft ließ ihm viel Zeit, vor der Tür seines Hauses zu stehen, und das tat er denn auch mit Vorliebe. Dann spielte sich mit den hinzukommenden neckfrohen Bekannten z. B. folgende Unterhaltung ab: „Herr Salewski, es ist schönes

Wetter heut!“ Trotz des wirklich schönen Wetters antwortete er dann: „Schönes Wetter, schönes Wetter, schönes Wetter?! Regnen wird es, regnen wird es, regnen wird es!!“ Und umgekehrt bei Regenwetter. Er beherrschte übrigens so ziemlich den ganzen Heringsmarkt der Stadt und besonders der Pillau, das Stück für einen oder zwei Pfennig.

Ein schönes idyllisches Bild war es auch, wenn alltäglich in der Morgenfrühe, so zwischen  $\frac{1}{2}$ 7 und  $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, die braven Handwerksmeister, bevor sie sich zur Arbeit niederlegten, in ihrer Arbeitskleidung mit weißer oder blauer Schürze und in Pantoffeln am Markt erschienen, um Neuigkeiten und ihre Meinungen auszutauschen. So waren an der Ecke der heutigen Ermländischen Zentralkasse ständige Besucher der alte Maler **Schleinitz** im weißen Malerkittel, der Seiler **Braun** und der Schuhmacher **Hovestadt**, diese beiden mit ihren blauen Schürzen, alle drei in schön gestickten Pantoffeln.

Der Seifensieder und Ratsherr **Lehmann** hatte ein Glanzstück „die Mamelucken-Schlacht“, das er in guter Stimmung im Kreise froher Zecher gern mit sehr viel Pathos zum besten gab; eine der schönsten Mimiken, die man sehen und hören konnte. Er und seine Frau tanzten für ihr Leben gern. Es kam öfter vor, daß der Mann seine schon schlafende Frau weckte mit der Aufforderung: „Marrischen, steh auf, mir fallen gerade ein paar sehr schöne Takte des neuen Walzers ein, die wollen wir noch schnell tanzen.“ Und das geschah denn auch in der an den Schlaf-Alkoven anstoßenden „guten Stube“, deren Fensterläden zu schließen sie zum Gaudium der Vorübergehenden vergessen hatten.

Nicht Sonderlinge, wohl aber Idioten waren zurzeit meiner Kindheit der **Kloster-Hans**, der hauptsächlich im Kloster verpflegt wurde, und **Kuhne Hans**, der für einen Pfennig in die Hände klatschte, etwas in die Höhe sprang und krächte.“ —

Aus späterer Zeit gehört wohl in diese Gruppe der arme **Baltin**, der sicherlich auch an der Pflanzkrankheit litt und deshalb nur an der Hand eines anderen Brücken, Plätze und Straßen überschritt. Die mitleidlosen Jungen aber verfolgten ihn mit ihren höhnenenden Rufen: „Baltin, Baltin, de Hose brenne.“ Auch **Reine Hans** oder **Melchers Hans**, der in der Försterei der Hospitalsheide gegen Geld und gute Worte schlecht und recht seinem Blasinstrument kräftige Töne entlockte, mag in diesem Zusammenhang genannt werden. Mit besonderem Respekt aber muß die **Zieha-Liesche** erwähnt werden; sie hat während ihres langen Lebens Ungezählten durch ihr kundiges und sorg-

fältiges „Streichen“ die verrührten oder gebrochenen Glieder ohne Gipsverband fast nur um Gotteslohn wieder in Gang gebracht.

Noch sei des wilden „Schröter“ gedacht, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts oft von sich reden machte. Er war der Ansicht, daß Beschäftigung ganz gut sei, aber nicht zur Arbeit ausarten dürfe. Deshalb feierte er öfter, als seinem schmalen Geldbeutel zuträglich war, und schließlich wollte den unsteten, wenn auch tüchtigen Arbeiter niemand mehr beschäftigen. Wenn er aber in Form war, war es eine Freude, ihm zuzusehen, wie er etwa auf der Karbener Chaussee Steine klopfte, daß die Funken stoben; den Takt seines Hammers begleiteten seine lautschallenden Lieder, und gelegentlich hielt er die Karbener Schulkinder fest, daß sie mitsangen: „Was blasen die Trompeten?“ Einmal begegnete er vom verbotenen Fischen einer wohlhabenden Bürgersfrau nahe der Hohmann-Mühle. Voller Übermut stülpte er der Überraschten seinen Hamen (Fangnetz) über den Kopf: „Nu ho öch Se unterm Schleia, Madamche!“ beliebte er dazu zu scherzen. Sein Galgenhumor verließ ihn auch nicht in den Zeiten, wo es ihm verzweifelt koddrig ging. F. W. Ruffdorf erzählt in der Frauenbeilage der „Elbinger Zeitung“ vom 11. Juni 1930 von ihm einige Spichtches, denen wir folgendes entnehmen:

Eines Tages, als Schröter besonders im Dalles saß und ihn die Gläubiger und Geschäftsleute, bei denen er tief in der Kreide saß, gewaltig bedrängten, wußte er sich keinen anderen Rat als den Bürgermeister Frans aufzusuchen. „Herr Bürgermeister, Sie müssen mich in polizeilichen Schutz nehmen; die Menschen hier gehen mir ans Leben.“ „Na, na, so schlimm wird's wohl nicht sein?“ „Jawoll, das stimmt. Es will mir nämlich niemand mehr etwas borgen, und wenn mir keiner mehr nuscht borgt, muß ich verhungern und verdursteten.“ „Ach so steht die Sache? Ja, lieber Mann, dagegen kann ich nichts machen.“ „Doch, pumpen Sie mir zehn Mark, dann haben Sie mir das Leben gerettet.“ Darauf wollte sich der Bürgermeister nicht einlassen, und so erklärte er: „Ausgeschlossen, diesmal gibt's nichts. Arbeiten Sie lieber, dann verdienen Sie Geld und können sich ernähren.“ „Aber wo soll ich jetzt mit einem Mal Arbeit herkriegeln?“ „Das ist mir egal. Suchen Sie Arbeit, wo Sie wollen; überall ist welche zu finden.“ Schweren Herzens wandte sich der abgewiesene Schröter zur Tür. „Na gut, dann werde ich mir Arbeit suchen. Aber kann ich arbeiten, wo ich will?“ „Ja, arbeiten Sie, wo Sie wollen.“ „Gut!“ Schröter trollte sich, ging nach Hause, bewaffnete sich mit Kreuzhade und Brecheisen und lenkte seine Schritte wieder zum Rathaus.

Der Bürgermeister hatte inzwischen den Vorfall vergessen und saß über seine Akten gebeugt, als plötzlich dumpfe Schläge an sein Ohr drangen. Um das Woher festzustellen, öffnete er das Fenster und blickte hinaus. Zu seinem Erstaunen sah er, wie Schröter seine Spitzhacke schwang und an die Mauer schlug. „Mensch, was machen Sie da; sind sie verrückt geworden?“ „Nee, Herr Bürgermeister,“ gab Schröter zur Antwort, „Sie haben doch gesagt, ich kann mir Arbeit suchen, wo ich will, und nunfang ich an, das Rathaus abzubrechen.“ Der Lohn für diese Arbeit waren drei Wochen „Rittche“; den Zweck der Übung aber hatte er erreicht, er bekam zu essen und trinken, sein Leben war gerettet!

Sein letzter Streich soll dieser gewesen sein: Es war um Mitternacht, als der Bürgermeister aus einer munteren Gesellschaft heimging. Da stürzte plötzlich aus der Finsternis einer Seitengasse ein Ungetüm auf den Ahnungslosen zu, anscheinend der Leibhaftige mit zwei Hörnern. „Gen Tola her, oder öch nehm dich möt,“ tönte es aus dem breiten Maul des Schreckgespenstes. Dem Bürgermeister war es nicht ganz geheuer, er zog den Taler aus seiner Tasche und warf ihn dem Ungeheuer in den Rachen. „Danke och scheen, un waschrecke Se söch man nech, Herr Bürgemeester, öch sei es man bloß, da Schröta!“ Eine Ochsenhaut fiel zur Erde, und in seiner menschlichen Gestalt stand Schröter vor dem Polizeigewaltigen.

Der hohe Gerichtshof hatte für diesen Fastnachtscherz kein Verständnis. Wegen groben Unfugs bezog der Missetäter seine Stammzelle im Gefängnis. Hier zog er sich eine Lungenentzündung zu, die das unruhige Herz des „wilden“ Schröter, in dem ein Stück Eulenspiegel steckte, zum Stillstand brachte.

## X.

### Chronik der Stadt.

Ein bekanntes Wort meint, die besten Frauen seien die, von denen am wenigsten gesprochen werde. Wie dem auch sei, für die Geschichte läßt sich schwerlich bestreiten, daß jene Zeiten am glücklichsten waren, von denen uns die Chroniken am wenigsten berichten. Denn „die Geschichte kennt mehr die Tage der Gewitter als die schönen, ruhigen Tage des Reisens in der Sonne. Ihr sind die Stunden geläufiger, in denen die Herzen der Menschen in Sorge um eine Entscheidung hängen als jene, in denen sie sich in dem behaglichen Bewußtsein eines sicheren Morgens weiten . . . Immer noch hat der Bericht über einen zerstörenden Brand

mehr interessiert als jener von einem ruhigen, von Fleiß und Tüchtigkeit bestimmten Aufbau.“ (E. v. Uretin in den Süddeutschen Monatsheften 1930, S. 658.)

So tritt uns auch auf den Blättern der Geschichte Wormditts das menschliche Elend in den verschiedensten Gestalten am deutlichsten und ergreifendsten entgegen: Da hören wir von Feuers- und Wassersnot, von Teuerung und Pest und nicht zuletzt von den Jammerjahren des Krieges. Und doch erwecken gerade diese Schicksalsschläge, in denen der fromme und ergebene Sinn unserer Väter die strafende und prüfende Hand der Allweisen verehrte, in besonderem Grade unser Interesse. Wer wollte auch jenen wackeren Geschlechtern seine herzliche Anteilnahme, seine bewundernde Anerkennung versagen, die gebeugt, aber ungebrochen von Prüfungen und Leiden aller Art immer aufs neue hoffnungsvoll den harten Kampf mit dem Leben aufnahmen?

Wormditts Geschichte im Wechsel der Zeit soll dieses längste Kapitel vermelden. Dabei müssen wir vorausschicken, daß eine städtische Chronik erst auf Anordnung der preußischen Regierung von Bürgermeister U r r a ohne viel Sorgfalt ums Jahr 1820 angelegt und nur kurze Zeit weitergeführt wurde. Dann begann erst Bürgermeister F r a n s wieder mit chronikalischen Aufzeichnungen, die von 1885 — 1900 vorliegen; lebhaft für die Vergangenheit der ihm anvertrauten Stadt interessiert, suchte er auch aus den ihm zugänglichen Darstellungen und Quellen eine handschriftliche „Chronik“ Wormditts seit seiner Gründung zusammenzustellen, eine fleißige Arbeit, die freilich viele Mängel aufweist. Zur jüngsten Stadtgeschichte liefern die Zeitungen, besonders die seit 1880 erscheinende W o r m d i t t e r Zeitung, und die kommunalen Verwaltungsberichte wertvolle Nachrichten.

Für die frühere Stadtgeschichte sind wir in der Hauptsache neben gedruckten allgemeinen chronikalischen Werken auf das urkundliche und Aktenmaterial angewiesen, das teils aus städtischem Besitz im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrt wird, teils im Frauenburger Bischoflichen Archiv ruht. Für die Zeit bis 1435 sind diese Urkunden vom Ermländischen Geschichtsverein im Codex diplomaticus Warmiensis veröffentlicht. Das städtische Privilegienbuch, das offensichtlich auf Anordnung des energischen und klugen Bischofs R u d n i c k i (1604 — 21) angelegt und bis ins Ende der polnischen Zeit fortgeführt wurde, bietet in seiner Sammlung der kommunalen Privilegien, Rechtsakte, Vereinbarungen, Bestimmungen, von Landesgesetzen und ähnlichem die Hauptquelle für die Wormditter Stadtgeschichte. Sie ist ebenso wie die wichtige Stadtwillkür v. J. 1677, Zunft-

Rechnungs-, gerichtliche Protokollbücher u. a. im Staatsarchiv zu Königsberg deponiert. Manches an alten Akten soll im Februar 1807 von den verwundeten Franzosen und Russen, die in dem zu einem Kriegslazarett umgewandelten Rathaus lagen, zur Feuerung verwendet worden sein.

Auch in der folgenden chronikalischen Zusammenfassung konnte Vollständigkeit weder erreicht noch erstrebt werden. Nach der Schilderung des Zuständlichen, der Systematik der früheren Kapitel konnte es sich hier nur darum handeln, besonders bedeutsame und charakteristische Ereignisse aus der Vergangenheit der Stadt, namentlich ihre Kriegsschicksale, herauszugreifen und in ihren Zusammenhängen zu Nutz und Frommen der jetzigen und kommenden Geschlechter zu neuem Leben zu erwecken.

## Erster Abschnitt

### 1.

#### Während der Schutzherrschaft des deutschen Ritterordens. 1308 — 1466.

Raum hatte das junge Reis der deutschen Siedlung an der Drewenz Wurzel geschlagen, als ihm schwere Gefahr drohte. Die Litauer fielen unter ihrem Großfürsten Witen kurz vor Ostern 1311 unversehens ins Ermland ein, mordeten und brannten und plünderten und schleppten über 1000 Frauen und Kinder als Gefangene mit. Besonders arg müssen sie es in Kiwitten getrieben haben, wo die Figur des Todes von Kiwite noch heute an jene Katastrophe erinnert. Auch Romainen in der Wormditter Umgegend wurde hart mitgenommen, Wormditt selbst wagten die Feinde wegen seiner Befestigungsanlagen nicht anzugreifen. Wie der Sturm waren sie in zwei Tagen gekommen, wie ein über die Ufer brausender Strom fluteten sie mit ihrer Beute in zwei Tagen zurück. Da ereilte sie in der Gegend des heutigen Heiligeleinde das Ordensheer, brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei und befreite die Gefangenen.

Ein volles Jahrhundert genoß nun Wormditt die Segnungen des Friedens; denn einige spätere Litauereinfälle stießen nicht bis ins mittlere Ermland vor. Da zeitigten Arbeitseifer und bürgerlicher Gemein Sinn die schönsten Erfolge. Viehzucht und Ackerbau lieferten befriedigende Erträge, Handwerk und Handel fanden einen goldenen Boden, und Frömmigkeit und Autorität standen in Ehren bei jung und alt. Raum hatte jeder einzelne sich Haus und Hof geschaffen und seine gesicherte Existenz, da

begann jene erstaunliche kommunale Bautätigkeit, die noch heute nach fast sechs Jahrhunderten unsere ehrfürchtige Bewunderung weckt. Da umgürtete sich die Stadt um 1340 mit einer massiven Mauer, mit Türmen und Toren, da wuchsen in edler Schönheit und monumentaler Größe gleichzeitig Rathaus (1376 vollendet) und Pfarrkirche (1379) empor, Bauwerke, wahrhaft „für ewige Zeiten“ bestimmt, das Stadtbild für alle Zukunft beherrschend.

Unter Bischof Hermann von Prag erlebte Wormditt vorübergehend (1341 — 49) den damals noch bescheidenen Glanz einer fürstlichen Residenz mit ihren zahlreichen Hofbeamten, Gästen und Festen. Der Bischof muß dazu die Burg in der Westecke der Stadt für seine Zwecke ausgebaut und erweitert haben. Herrmann erwies sich auch durch die Verleihung des Bogenwaldes und die Begründung des Hl. Geist-Spitals als Freund und Gönner der Stadt. Seitdem sein Nachfolger Johann I. in Heilsberg einen geeigneten Platz für eine weiträumige Schloßanlage ausgewählt hatte, verlief das Leben und Treiben in Wormditt nicht viel anders wie in den elf anderen ermländischen Städten; an Größe und Leistungsfähigkeit rangierte es nach Ausweis mehrerer Steuererschätzungen neben oder zuweilen auch vor Heilsberg an zweiter Stelle nach der Hansestadt Braunsberg.

Ob „der schwarze Tod“, der i. J. 1349 mit unerbittlicher Grausamkeit in Preußen wütete, auch unsere Stadt heimgesucht hat, läßt sich nicht feststellen. Im allgemeinen scheint jedoch Wormditt bei Beobachtung der gebotenen Vorsichtsmaßnahmen in Bestzeiten glimpflich davongekommen zu sein.

Aus den Jahren der Vollendung des Rathauses und der Johanniskirche, die der Stadt zugleich (1376) in der sog. Meile, einer Schenkung des Bischofs Heinrich III., wertvollen Gebietszuwachs bescherten, stammen zwei urkundliche Nachrichten, die uns zeigen, daß trotz der idealen Architektur der gotischen Zeit jenen Menschen menschliche Schuld und Fehle nicht fremd blieben. Um 1376 geschah in Wormditt ein entsetzlicher Mord, und was das Vergehn der Freveltat noch verschlimmerte, — der Stadtpfarrer selbst war der Mörder eines anderen Geistlichen. Es hielt sich nämlich in der Stadt vorübergehend ein Priester Heinrich Goke auf, vermutlich einer jener unreibenden Aleriker, wie sie im Mittelalter nicht gerade selten vorkommen. Durch sein Verhalten, vielleicht indem er in die Rechte des Ortspfarrers eingriff, hatte er dessen Zorn erregt, und nun eilte der leidenschaftliche Pfarrer Heinrich von Woina (oder Wonne), „von teuflischer Wut“ entbrannt, bewaffnet in die Wohnung Gokes und

hieb mit dem Schwerte so unmenschlich auf den Unglücklichen ein, daß dieser auf der Stelle seinen Geist aushauchte. Die Kunde von dieser Untat verbreitete sich über das Bistum hinaus bis zur römischen Kurie, und am 13. März 1377 beauftragte Papst Gregor XI. den Dechanten des Guttstädter Kollegiatstiftes, die Sache genau zu untersuchen und den jähzornigen Wormditter Pfarrer nach Erweis seiner Schuld seines Amtes zu entsetzen, da er sich der Leitung der ihm anvertrauten Gemeinde unwürdig gemacht habe.

Daß schon zu jener Zeit der Fastnachtsstrubel die Bande der gewöhnlichen Zucht und Ehrbarkeit lockerte, erfahren wir aus einer Aufzeichnung des flüchtigen Breslauer Domherrn Nikolaus von Posen, datiert Wormennth am Tage der hl. Agatha (5. Februar) wohl d. J. 1383: Keine vergnügtere Zeit im Ablauf des Jahres als der Fasching: Schmausereien und Tänze und oft Vermummungen von Männern in Frauenkleidern und von Frauen in Männerkleidern. Sobald dann der Tag durch das Dunkel der Nacht sein Licht einbüßt, büßen auch zuweilen manche Jungfrauen Ehre und Scham ein, indem sie sich zu sehr der Ausgelassenheit hingeben und leicht den aufdringlichen Reden der jungen Männer erliegen, als hätten sie nicht Sinn und Verstand. Zu ihrer Entschuldigung brauchen sie dann die Ausflucht, in dieser lustigen Zeit sei nichts verboten, alles erlaubt. Wenn ein Stall zu wenig gesichert wird, können die Diebe die Tür erbrechen und das Pferd wegführen, und es wird Trauer und Wehklagen sein. So soll jeder darauf bedacht sein, daß er nicht unter dem trügerischen Schein der Freude den Wermut des Schmerzes für seine letzte Stunde trinke. (S. auch S. 82.)

Als ein leuchtendes Beispiel frommer sozial = karitativer Gesinnung lebt die hochherzige Stiftung des Wormditter Bürgers Heinrich Mühlknecht aus derselben Zeit (1384) noch heute fort. Durch seine Landschenkung an die beiden städtischen Hospitäler hat er wesentlich dazu beigetragen, daß ungezählten armen und kranken Bürgern und Bürgerinnen der Stadt ein sorgenfreier Lebensabend und freundliche Pflege geschaffen wurden.

Über den lebhaften Tuchhandel der Wormditter Bürgermeister Johann Große und Junge Hermann erhalten wir aus einer Rechnungs = Aufstellung des Marienburger Großschäffers v. J. 1404 interessante Aufschlüsse. Danach bezogen diese Kaufleute ihre fremden Tuche aus Flandern, Holland, England, Westfalen durch den Großschäffer des Ordens, der ihnen in jenem Jahre für nicht weniger als 1274 Mark (etwa gegen 40 000 Goldmark) Ware geliefert hatte, doppelt soviel wie den Heilsberger Kaufleuten Jakob Beyer und Paul Sperlyng, und

dreimal soviel wie Jakob Steynbottle in Rößel. Die Zahlungen waren teils zu Johanni (24. Juni), teils zu Martini (11. November) fällig. Selbstverständlich suchten die Wormditter Großkaufleute ihren Absatz über das Weichbild ihrer Stadt bis in andere Städte hinein, und wir sehen daraus, wie schon damals Wormditt auf dem Gebiete der Tuchversorgung eine überragende Stellung einnahm.

Das Wohl und Wehe des Bistums Ermland war bis 1466 mit dem Schicksal seines Schirmherrn, des Deutschen Ritterordens, aufs innigste verbunden. Als daher der Ordensstaat dem zur Ostsee strebenden Expansionsdrang der vereinigten Großmacht Polen — Litauen i. J. 1410 bei Tannenberg erlag, wurde auch das Ermland in die jähe Katastrophe hineingerissen. Ein volles Jahrhundert währte das erbitterte, wechselvolle Ringen um die deutsche Grenzmark, und oft brandeten die wilden Kriegsstürme auch in Wormditts friedlichen Mauern.

Als Hochmeister Ulrich von Jungingen im Sommer 1410 den Mobilmachungsbefehl ergehen ließ, da hub auch in Ermland ein eifriges Rüsten an. Etwa 1000 Mann, die Hälfte zu Roß, die andere zu Fuß, zogen aus Ermlands Gauen unter dem Banner des Bischofs, des Domkapitels und der Stadt Braunsberg der Weichsel zu, um zu den Ordenstruppen zu stoßen. Auch Wormditter Bürger standen am 15. Juli unter dem Zeichen des ermländischen Gotteslammes auf dem Tannenberger Blachfeld, aber sie gehörten zum Fußvolk, und dieses konnte auf des Ordens Seite infolge der mangelhaften Führung kaum in die Schlacht eingreifen. Die polnische Übermacht erdrückte das Ritterheer trotz heldenmütigster Gegenwehr. Auch der Hochmeister blieb mit der Blüte seiner Ordensbrüder auf der Wahlstätte. Unter den von den Polen erbeuteten 51 Ordensfahnen fanden sich auch die drei ermländischen. Größer als die Zahl der in der Schlacht Gefallenen soll die der auf der Flucht Getöteten und Umgekommenen gewesen sein.

Die furchtbare Katastrophe von Tannenberg brachte den ganzen, scheinbar so gefestigten Ordensstaat aus den Fugen. Eine Reihe unverteidigter Burgen und Städte fiel dem Sieger in die Hände, und die Landesbischöfe und Hansastädte huldigten dem Polenkönig Wladislaus Jagiello, da sie das Schicksal des Ordens besiegelt glaubten. Indessen die tapfere Verteidigung der Marienburg durch den Komtur Heinrich von Plauen, das Herannahen eines livländischen Entsatzheeres und Uneinigkeit und Krankheit im polnischen Lager retteten den Ordensstaat vor dem Untergang. Wladislaus gab die Belagerung der Marienburg auf und mußte sich im ersten

Thorner Frieden mit einer Kriegsentschädigung und der Abtretung Samaitens begnügen.

Für das ermländische Bistum aber brachen schwere Zeiten an. Der neue Hochmeister Heinrich von Plauen beschuldigte den Bischof Heinrich IV. Heilsberg, der im Interesse seines Ländchens als erster dem Polenkönig gehuldigt und mit dem Litauerfürsten Witold wegen eines Waffenstillstandes unterhandelt hatte, des Verrats und nötigte ihn zur Flucht. Er ließ das reiche Bistum besetzen, um es seiner Selbständigkeit zu berauben, und schaltete hier wie ein Landesherr, indem er die fiskalischen Gefälle selbst einzog, hohe Kriegssteuern eintrieb, erledigte Landgüter vergab, Bauern und Handwerker zum Burgenbau in Litauen zwang u. dgl. Wiederholt hielt er in Heilsberg Residenz; am 5. Dezember 1411 weilte er in Wormditt und verhandelte hier auf einer Tagfahrt mit den Abgeordneten der sechs preußischen Hansestädte und der Städte Graudenz, Konik, Heilsberg und Wormditt. Die Verpflegung der zum Schutz des Landes erwarteten Söldner, die Münzverschlechterung und Handelsfachen bildeten die Hauptpunkte der Tagesordnung.

Hochmeister Heinrich von Plauen, der weder beim Papst noch beim Kaiser die Absetzung seines Gegners, des Bischofs Heinrich IV., hatte erwirken können, wurde am 14. Oktober 1413 von den Ordensgebietigern selbst seines Amtes entsetzt. Unter seinem Nachfolger Michael Küchmeister konnte der Heilsberger Bischof im Mai 1414 wieder von seinem Lande Besitz nehmen. Kurz darauf führte die fortgesetzte Spannung zwischen dem Orden und Polen zu dem sog. Hungerkrieg. War das Ermland im ersten Kriege noch glimpflich weggekommen, so schlug der neue Krieg dem Bistum um so schwerere Wunden. Brennend, mordend und raubend ergossen sich die rohen Horden des polnisch-litauischen Heeres im Juli von Süden her gerade ins Ermland. Schaudernd sahen die Einwohner die Greuel, sahen, wie die Heiden sogar das heiligste Sakrament und die hl. Öle schändeten, den Heiligenbildern die Köpfe abschlugen und schließlich die Gotteshäuser in Flammen aufgehen ließen. Auch mehrere ermländische Städte wurden in Asche gelegt. Wormditt gelang es, durch die Lieferung von Proviant sich eine mildere Behandlung zu sichern. Die Stadt blieb verschont und die Kirche ungeplündert. Im Kammeramt Wormditt aber wurden drei Pfarrkirchen, alle Dörfer und Höfe, alle Mühlen außer einer eingeäschert, alle Pfarrkirchen geplündert, 110 Menschen, darunter ein Wormditter Kaplan, getötet und dem Amte ein Schaden von 59 755 Mark zugefügt. In den wenigen Wochen, die der Verwüstungskrieg dauerte,

erlitt das Bistum einen Gesamtschaden von 552 953 preußischer Mark (über 15 Millionen Reichsmark), 1371 Menschen waren ermordet. Und der politische Erfolg dieses verheerenden Krieges, der das Ordensland weniger getroffen hatte als das Ermland? Ohne entscheidende Waffentaten zu erreichen, hatten die Feinde das Land so verwüstet, daß Hunger und Ruhr ihre eigenen Reihen lichteteten. Daher waren sie froh, als Kaiser und Papst sich ins Mittel legten und den Frieden vermittelten, nach dem der vorige politische Zustand wieder hergestellt wurde, bei dem aber das verarmte Ermland die Zehne hatte bezahlen müssen.

Mühsam erholte sich das Land von den harten Schlägen. Wormditt, das verhältnismäßig glimpflich weggekommen war, scheint bald wieder eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung genommen zu haben. Im Jahre 1422 stiftet nämlich Bürgermeister *Junge Hermann* in der am Turm der Pfarrkirche neuerbauten Kreuzkapelle eine Vikarie, 1431 Bürgermeister *Heinrich Stapel* ebenso in der neuen Magdalenenkapelle. 1442 bestätigt Bischof *Franz* eine Vikarie in der neuen Marienkapelle, 1443 hören wir von einer Vikarie am Peter- und Pauls-Altar. Wir können in diesen Erweiterungsbauten und Stiftungen nicht nur den Ausdruck frommer Gesinnung, sondern auch der Wohlhabenheit und der Bevölkerungszunahme der Gemeinde erblicken.

Inzwischen bereitete sich der verhängnisvollste Bürgerkrieg vor. Hatten in den glücklichen Zeiten des Aufstiegs Regierung und Volk einträchtig zusammengestanden, so ertrug diese Schicksalsverbundenheit in den trüben Jahren des Niedergangs nicht die Belastungsprobe. Unwillig über den durch die Kriege verursachten harten Steuerdruck, eifersüchtig auf den schwungvollen Eigenhandel des Ordens, unzufrieden mit der Herrschaft der landfremden Ritteraristokratie, die in heftigem Zwiespalt bedenkliche Zeichen des Verfalls offenbarte, hatten sich die freiheitslüsternen Städte des Preußenlandes, allen voran die sechs Hansaorte, mit dem Landadel im März 1440 zu einem *Bunde* zusammengetan zu gegenseitigem Schutz und Hilfe. Auch Wormditt trat im Mai mit den ermländischen Städten diesem Bunde bei. Kam es unter dem klugen Hochmeister *Konrad von Erlichshausen* (1441 — 49) auch noch nicht zum Ausbruch von Feindseligkeiten, so war doch der Abschluß dieser Einung für die verborgenen Spannungen symptomatisch genug.

Als ein bedrohliches Zeichen wirtschaftlicher und sozialer Unzufriedenheit muß auch der *Bauernaufbruch* aufgefaßt werden, der i. J. 1440 im Kammeramt *Mehl-*

saß wegen gewisser Scharwerkslasten gegen das Frauenburger Domkapitel, die zuständige Landesherrschaft, losbrach. Nachdem wiederholte Vermittlungsversuche, auch durch den Bund, erfolglos geblieben waren, machte der energische Bischof Franz Kuschmalz durch Festnahme der Rädelsführer dem Aufstand ein Ende.

Der schwache und unfähige Hochmeister Ludwig von Erlichshausen (1450 — 1467) glaubte den preußischen Bund, der einem Staat im Staate gleich, nicht länger dulden zu sollen. Vom ermländischen Bischof aufs entschiedenste unterstützt, betrieb er die Auflösung der Einung bei Kaiser Friedrich III., während die Führer des Bundes zum äußersten Widerstand entschlossen waren. Im Ermland versuchte das Domkapitel, in dem drohenden Kriege zwischen Orden und Bund Neutralität zu wahren. Braunsberg fühlte sich jedoch als Hansestadt mit ihren preußischen Schwesterstädten unlösbar verbunden. Vom Bistumsadel zeigten die Geschlechter derer von Baisen (Baisien) und Rogeteln (Regerteln) die stärkste Kampfesentschlossenheit, von den ermländischen Städten nächst Braunsberg Wormditt, obwohl Bischof Franziskus dessen Bürger noch kurz zuvor „vor dy frömsten“ gehalten hatte. Als nun die Kunde nach Preußen drang, der Bund sei vom Kaiser am 1. Dezember 1453 als ungesetzlich aufgelöst worden, bemächtigte sich des ganzen Landes eine ungeheure Aufregung. Auf der zahlreich besuchten Wormditter Tagfahrt vom 21. Januar 1454 erklärten die ermländischen Stände erneut ihre Gemeinschaft mit dem Bunde, und am 4. Februar kündigten Ritterschaft und Stände des Bundes dem Hochmeister die Huldigung auf. Sogleich begann der blindwütige Sturm der Aufständischen auf die herrschaftlichen Burgen. Auch die Wormditter stürmten und plünderten das bischöfliche Schloß und die Mühle. Um dem dräuenden Unheil vorzubeugen, erklärte das Frauenburger Domkapitel seinen Beitritt zum Bunde. Dem von seiner Gesandtschaftsreise an den Kaiserhof noch nicht zurückgekehrten Bischof Franz aber sagten seine im Bund organisierten Untertanen den Gehorsam auf.

Um den verhassten Orden sicher niederzuringen, scheute sich der Bundesführer Hans von Baisen nicht, dem Polenkönig Kasimir um Hilfe zu bitten und ihm die Oberherrschaft über Preußen anzutragen. Dieser sah sich trotz innenpolitischer Schwierigkeiten am Ziel seiner Wünsche, erklärte an den Orden den Krieg und sprach die Vereinigung Preußens mit dem polnischen Reiche aus. Mochten damals die nationalen Spannungen auch noch nicht so scharf hervortreten und durch dieselbe Religion und die gemeinsame Gelehrtensprache gemildert werden, mochten

auch die preußischen Stände durch die königliche Bestätigung ihrer Privilegien ihr deutsches Volkstum hinreichend geschützt glauben, so beschworen sie doch kurzfristig und verblindet um vermeintlicher wirtschaftlicher Vorteile und größerer Freiheiten willen für das Deutschtum in unserer Grenzmark die schlimmsten Folgen herauf, deren ferne Auswirkungen noch durch das Versailler Friedensdiktat für unsere Gegenwart besonders brennend geworden sind.

Hätten die Aufständischen in ihrem Siegestaumel voraussehen können, wie ein dreizehnjähriger Krieg (1454 — 66) das ganze Preußenland aufs furchtbarste verheeren würde, sie hätten ihrer rechtmäßigen Herrschaft wohl nicht die Treue gebrochen. Der Orden war natürlich nicht gewillt, sich das Land widerstandslos entwinden zu lassen, und so begann ein erbittertes Ringen. Der Bund brauchte Geld und immer wieder Geld, um seine hussitischen Söldner aus Böhmen unterhalten zu können.

Aus den wechselvollen Kriegsschicksalen kann hier nur das herausgehoben werden, was für Wormditt von besonderer Wichtigkeit ist. Im April 1455 ließ der preußische Gubernator Hans von Baisen die böhmischen Rottenführer und Hauptleute aus dem Kulmerlande und aus den Gegenden von Neidenburg und Ortelsburg sich bei Wormditt vereinigen, um von hier aus den Unternehmungen des Ordens im sog. N i e d e r l a n d e mit aller Macht entgegenzutreten. In unserer Stadt setzte sich damals als „Verbündeter“ Johann Kolda mit 600 Mann fest, früher Söldnerhauptmann im Kulmerlande und in Neidenburg. Er ließ für sich und die Seinigen, wahrscheinlich im Schloß, durch einen böhmischen Priester hussitischen Gottesdienst halten. Natürlich verschlang der Unterhalt dieser Truppen große Summen, obwohl auch Raubzüge in die Umgebung Geld und Proviant schaffen mußten. Immerhin konnte die Stadt froh sein, daß sie nicht das Schicksal von Mehlsack teilte, das zur selben Zeit in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt wurde, dessen Einwohner den Flammen und dem Schwert zum Opfer fielen.

Zu Beginn des Jahres 1456 rückte Kolda mit seinen Böhmen nach Seeburg ab, und die Wormditter konnten aufatmen, daß sie von dieser Plage frei wurden. Von drei Seiten durch Bundesgebiet gedeckt und auch nach der vierten, nach Nordosten hin durch das gewissermaßen herrenlose Territorium um die Wüstenei Mehlsack gegen die Angriffe der Ordenstruppen geschützt, erfreute sich die Drenzenstadt einige Jahre inmitten aller Kriegsgreuel verhältnismäßiger Ruhe. Dafür konnte sie um so stärker zu den Schakungen herangezogen werden, die hauptsächlich für die Forderungen der Söldner notwendig waren. Bei der

Graudenzer Tagfahrt vom 13. Juli 1454 war für die ermländischen Städte folgende Taxe festgesetzt worden: Altstadt Braunsberg 2000 Mark, Wormditt, Heilsberg, Köchel je 600, Neustadt Braunsberg, Guttstadt, Seeburg, Allenstein 200, Mehlsack, Frauenburg 100, Bischofsstein 50 Mark. Wie sich der Wohlstand schon nach zwei Kriegsjahren verschoben hatte, ist aus der Steuerveranlagung des Elbinger Ständetages vom 14. November 1456 ersichtlich: Wormditt 2150 Gulden, Braunsberg 2000, Heilsberg 1350, Guttstadt 325, Seeburg 100. Wormditt ist reicher als Braunsberg, wo die böhmische Soldateska des John Schalski bereits über zwei Jahre aufs ärgste gehaust hatte. Andere ermländische Städte waren völlig zahlungsunfähig geworden. — Ein Versuch des Ordenspittlers Heinrich von Plauen, im Juli 1459 Wormditt zu erobern, schlug fehl. Nach dreitägiger vergeblicher Belagerung rückte er ab, nicht ohne zuvor noch die Felder und Hopfengärten vor den Toren verwüstet zu haben.

Inzwischen war fern der Heimat Bischof Franziskus am 10. Juni 1457 in Breslau gestorben, in denselben Tagen, in denen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen schnöde die von seinen Söldnern verkaufte Marienburg verlassen mußte und König Kasimir hier seinen Einzug hielt. Der neugewählte Bischof, der italienische Kardinal Enea Silvio Piccolomini, von dem man eine diplomatische Friedensaktion erhoffte, bestieg bereits im nächsten Jahre als Pius II. den päpstlichen Stuhl. Zum ermländischen Bischof wurde nun Paul von Legendorf erkoren, dessen politisches Streben von Anfang an auf Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten gerichtet war. Als er im Mai 1460 in seinem lange verwaisten Bistum erschien, fiel ihm sofort Wormditt zu, das in seinen Entschlüssen durch keine fremde Besatzung behindert war. Von hier aus wandte er sich zunächst erfolglos an die Befehlshaber der ermländischen Burgen und Städte, um diese zurückzugewinnen. Dann siedelte er nach Heilsberg über, wo er wohl im Pfarrhause, nicht aber in dem besetzten Schloß Wohnung fand.

In der Nacht vom 19. zum 20. September 1460 wurde indessen Wormditt, dessen Bewohner im Vertrauen auf die vom Bischof gepflogenen Neutralitätsverhandlungen äußerst sorglos gewesen zu sein scheinen, von dem zuchtlosen hündischen Kriegsvolke aus Holland und Liebstadt im Verein mit „eklichen des Hochmeisters Gästen“ erstiegen, die Häuser wurden erbrochen, die Bürger „gleich wie Hunde“ zum Teil erschlagen, zum Teil vertrieben oder gefangen gesetzt, der Ort gänzlich ausgeplündert. Auf dem Schloß wurden dem Bischof an Gold, Silber, Kleinodien und Gewändern Werte von mehr als 3000 Dukaten geraubt. (S.

S. 32 f.) So rächte sich die vertrauensfelige Lässigkeit der Bürgerschaft aufs schwerste, so wurde nach Auffassung des ermländischen Chronisten Johann P l a s t w i c h die frühere Untreue der Wormditter gegen den Landesherrn und ihr anmaßender Stolz bitter gestraft.

Der rohe Söldnerführer Johann N o s a l von Turpa, der wohl den kühnen Handstreich geleitet hatte, wurde H a u p m a n n in der eroberten Stadt, über die nun wieder schlimme Jahre hereinbrachen. Wenn er selbst auch am 29. November 1461 bei einem nächtlichen Anschlag gegen Braunsberg den Tod fand, so herrschte doch seine Soldateska unter dem neuen Kommandanten Johann S a c k weiter in dem bedauernswerten Wormditt. Bischof P a u l v o n L e = g e n d o r f, der durch seine kluge Politik die meisten Bistumsstädte zurückgewonnen hatte, suchte auch die Drewenzstadt wieder in seine Gewalt zu bekommen. Er versprach zur Bezahlung der Söldner auf Holland 3000 Mark beizusteuern, wenn man ihm dafür Wormditt überantwortete. Als das nicht helfen mochte, nahm er zu List und heimlichem Überfall seine Zuflucht. Glücklicherweise ward eine Verständigung mit einigen Eingeweihten in der Stadt herbeigeführt. In der Nacht vom 23. zum 24. Dezember 1462 ließen diese Bürger des Bischofs Mannen verstoßen durch ein Pförtchen in der Mauer ein. Zwei Mitverschworene jedoch, darunter der Bürgermeister selbst, hatten in unbegreiflicher Verblendung dem Hauptmann Sack in letzter Stunde den Anschlag verraten, und dieser hatte noch Zeit gehabt, sich mit seinem Spießgesellen Schalski von Frauenburg und den Holländern in Verbindung zu setzen. Diese waren in Eilmärschen herangekommen und harrten im Schweigen der finsternen Nacht vor den Toren des verabredeten Zeichens. Da wird der Schuß aus einer Lotbüchse gelöst: mit Kampfgeschrei stürzt sich Sack mit den Seinen aus einem Hinterhalt auf die in die Stadt eingedrungenen Bischöflichen, während die Hilfstruppen draußen von hinten über sie herfallen. Welch heillose Überraschung für die Bischöflichen, die sich schon des nahen Sieges freuten, jetzt aber einer erdrückenden Übermacht gegenüberstehen. 27 von ihnen werden erschlagen, 70 Mann und 76 gefattelte Pferde gefangen; andere finden auf der Flucht in den nur mit einer schwachen Eisdecke überzogenen Gewässern der Umgebung, wie den Stadtteichen und der Drewenz, ein kaltes Grab. Und wäre es Tag gewesen, so behauptet der Chronist Johann L i n = d a u, so wäre nicht einer entkommen. So verlor der Bischof seine beste Mannschaft aus Land und Stadt, besonders von Mehlsack und Guttstadt.

Wormditt blieb mithin im Besitze der fremden Soldateska, die die Bürgerschaft in sechs Jahren auf Stumpf

und Stiel bringen mußte und die Umgegend nicht minder verheerte. Unterdessen ging das Hin und Her des wechselvollen Krieges weiter. Bischof Legendorf war trotz seines Neutralitätswillens im Juli 1463 zum Bündnis mit dem Hochmeister genötigt worden, der ihm dann doch gegen Polen und Bündner keinen Schutz gewährte, vielmehr in seiner Schwäche das Bistum der Beutegier seiner Söldner überließ. Entrüstet zog sich der Bischof im Einverständnis mit den Städten vom Orden zurück und schloß im März 1464 Frieden mit Polen und den Bündnern. Angriffe des Ordens auf die territoriale Selbständigkeit des Ermlandes müssen dann den Bischof bewogen haben, am 11. Februar 1466 dem Hochmeister den Krieg zu erklären. Nun nahte bald das Ende des erbitterten Ringens. Ein planloser Verwüstungszug der Ordenstruppen von Holland gegen Mehlsack, Wormditt und Heilsberg glich einem Akt der Verzweiflung. Als am 26. September 1466 mit Konik die letzte Festung des Ordens im Westen gefallen war, blieb ihm in seiner völligen Erschöpfung nichts anderes übrig, als im Oktober den zweiten Thorner Frieden zu schließen. Der Orden behielt Ostpreußen als polnisches Lehen und mußte auf Westpreußen und das Ermland verzichten. So endete der Krieg mit einem folgenschweren Sieg des Polentums, dem deutsche Uneinigkeit und Verblendung so leichtfertig Vorschub geleistet hatten.

Was war aber jetzt aus dem vorher blühenden Bistum geworden? Die Hälfte aller Einwohner soll umgekommen sein, nur ein Bruchteil der Dörfer die Verheerungen überdauert haben. Mehrere Städte lagen in Schutt und Asche. Als Wormditt nach Friedensschluß dem rechtmäßigen Landesherrn wieder ausgeliefert wurde, da sah es traurig und trostlos aus: Armut und Not, Hunger und Tod, gelähmt Handel und Wandel, verfallene Haus und Hof, arbeitsscheu und verwildert die verminderte städtische Bevölkerung.

## 2.

### Unter polnischer Oberhoheit.

1466 — 1772.

Im zweiten Thorner Frieden war das deutsche Bistum Ermland aus dem politischen Verbande des Ordensstaates ausgeschieden und — wenn auch als selbständiges Fürstentum — unter den Schutz des polnischen Königs getreten. Dieser hatte schon im Vertrag vom 7. Mai 1464 gelobt, die altermländischen Rechte und Freiheiten zu achten; trotzdem wußte sich die polnische Krone allmählich immer mehr Hoheitsrechte anzueignen. Das trat am augenfälligsten darin

in Erscheinung, daß v. J. 1551 — 1795 auf starken Druck der polnischen Regierung nur polnische Bischöfe auf die ermländische Kathedra gewählt werden konnten, von denen nur zwei geborene Preußen, die übrigen fünfzehn im polnischen Reich geborene Prälaten waren, von denen manche nicht einmal die deutsche Sprache beherrschten. So teilte das Ermland fortan die äußeren Geschicke Polens, erfuhr aber auch sonst trotz seiner deutschen Struktur mancherlei polnische Einflüsse.

Nach dem Tode des Bischofs Paul von Legendorf († 1467) erkoren die Frauenburger Domherren am 10. August 1467 ihren in Rom beamteten Mitbruder Nikolaus von Tüngen zum Nachfolger. Schon nach vierzehn Tagen beglückwünschten die Ratmannen von Wormditt den Neuwählten und versicherten ihn ihrer Treue. Der polnische König aber übertrug dem Kulmer Bischof Vinzenz Kielbassa das bedeutendere ermländische Bistum und verschaffte ihm mit militärischer Hilfe Eingang. So begannen die Feindseligkeiten des sog. Pfaffenkrieges, der dem bedauernswerten Lande neue Wunden schlug. Als Papst Paul II. den vom Domkapitel gewählten Nikolaus als Bischof bestätigte, zog sich zwar der Pole Kielbassa von der Verwaltung des Ermlandes zurück, aber der König Kasimir ließ Ende 1469 das Bistum durch Jan Sapieński besetzen. Als nun Nikolaus von Tüngen im Herbst 1470 den Versuch machte, einige Städte des Ermlandes für sich zu gewinnen, und in einem aufgefangenen Briefe Kasimir unflügerweise einen Dummkopf nannte, sprach der König über ihn die Reichsacht aus. Tüngen floh nach Livland.

Diese ärgerniserregende Streitsache glaubte der neue Papst Sixtus IV am ehesten dadurch zu schlichten, das er Nikolaus das erledigte Bistum Kamin und das Ermland dem Gnesener Domherrn Andreas Opporowski verlieh, von dem er wußte, daß er König Kasimir genehm sei. Von Opporowski jedoch, der des Deutschen völlig unfundig war, wollten weder die Ermländer noch die westpreußischen Stände etwas wissen. Deshalb benutzte Bischof Nikolaus die ihm günstige Lage, um wieder im Mai 1472 im Ermland zu erscheinen, wo er mit Freuden aufgenommen wurde. Auch Wormditt schloß sich ihm mit anderen Schwesterstädten an, während die von polnischen Truppen besetzten Schlösser Heilsberg und Seeburg vom Bischof belagert wurden. Aus den langwierigen und erbitterten Verhandlungen sei erwähnt, daß auch in Wormditt westpreußische und ermländische Ständevertreter zu Tagfahrten zusammen kamen, um aus der gründlich verfahrenen und verwickelten Streitsache — allerdings vergeblich — einen Ausweg zu suchen. Der Krieg zwischen dem Polenkönig

und Matthias Corvinus von Ungarn schaffte dem Bischof Nikolaus für einige Zeit Luft. Als aber der ermländische Bischof und der Hochmeister i. J. 1477 gegen Polen ein Schutzbündnis mit dem Ungarnkönig abschlossen und der neugewählte Hochmeister Martin Truchseß von Weßhausen König Kasimir den Lehnseid verweigerte, rüstete dieser zum Kriege. Im Spätsommer 1478 rückte der königliche Feldhauptmann Jan Biali mit dreitausend Söldnern von der Weichsel gegen das Ermland vor. Am 8. Oktober kapitulierte Wormditt freiwillig, nachdem die Feinde etliche Tage vor der Stadt gelegen und die Umgebung verwüstet hatten. Eine polnische Abtheilung unter Hauptmann Gorsky hielt bis zum Frieden den festen Platz besetzt. Nach erneuten schwierigen Verhandlungen, in denen Nikolaus von Tüngen fast dem Bistum entsagt hatte, kam es schließlich am 15. Juli 1479 auf dem Reichstage zu Peterkau zu seiner Ausöhnung mit dem Polenkönig; er leistet den Treueid und wird nach Annahme gewisser Bedingungen als Bischof im Ermland belassen. Unter anderem muß er den Bürgern von Wormditt für ihr Verhalten gegenüber den Polen Strafffreiheit und Verzeihung zusichern.

Für ein Menschenalter ruhte nunmehr die Kriegsfurie im Ermland. Mit bewundernswerter Spannkraft nahm der Bürger seine Arbeit auf, stellte wieder her, was der Unfriede verzehrt, setzte fort, was er unterbrochen hatte. Bereits 1494 war der harmonische Erweiterungsbau der Johanniskirche, an deren Kapellenkranz fast das ganze Jahrhundert geschaffen hatte, sowie die Hospitalkirche vor dem Obertor, die wahrscheinlich den letzten Kriegen zum Opfer gefallen war, vollendet, so daß in diesem Jahre der Weihbischof Jakob von Ploß beide Gotteshäuser konsekrieren konnte.

Mit bösen Heimsuchungen setzte das 16. Jahrhundert ein. Anno 1502 äscherte eine Feuersbrunst ein ganzes Stadtviertel ein; 1505 trat die Pest auf, in der Pfarrei Wormditt allerdings verhältnismäßig gelinde; denn hier starben kaum 100 Personen; im folgenden Jahre aber forderte sie zahlreichere Opfer und erlosch erst zu Beginn 1507.

Im Jahre 1520 wurde die Stadt aufs neue in einen verheerenden Krieg, den sog. Reiterkrieg, verstrickt. Der junge, tatendurstige Hochmeister Albrecht von Hohenzollern trachtete nämlich danach, die dem Orden aufgezwungene Abhängigkeit von Polen abzuschütteln, und verweigerte daher dem polnischen König Sigismund,

seinem Oheim, den Lehnseid. Wieder wurde der schon ein volles Jahrhundert währende nationale Kampf um unsere Grenzmark entfacht, und das Ermland litt im Kreuzfeuer der ringenden Parteien am ärgsten.

Räuberische Überfälle aus dem Ordensgebiet und Verbote des Hochmeisters, in denen er den Handel der Ermländer, besonders der Braunsberger und Wormditter Kaufleute, im Ordensland untersagte, deuteten schon 1517 auf eine Verschärfung der politischen Gegensätze hin. Der ermländische Bischof Fabian von Lossainen und der König Sigismund verhängten ihrerseits als Repressalien die Handelsperre über das Ordensland, Maßnahmen, die lähmend und verteuernd auf das beiderseitige Wirtschaftsleben wirken mußten. So versicherte der Bürgermeister von Wormditt, es sei unmöglich, das Verbot des Königs zu befolgen, und ebenso wünschten die Ordensuntertanen im Bartensteiner Gebiet, daß die Heilsberger und Wormditter ihre Jahrmärkte besuchten.

1519 erklärte Sigismund an Albrecht den Krieg und befahl die Besetzung des Ermlandes, um von hier aus die Operationen gegen den Orden zu beginnen. Der Hochmeister suchte dem zuvorzukommen, indem er am Neujahrstage 1520 Braunsberg überrumpelte. Von hier aus warnte er in einem Schreiben den Wormditter Rat vor den „gottlosen“ Polen, als wollten diese die Stadt angreifen, und bot ihm des Ordens Schutz an. Bürgermeister und Ratmannen antworteten jedoch im Sinne des Bischofs, sie wollten mit diesem Kriege nichts zu tun haben und deshalb weder Polen noch Ordensritter bei sich sehen. In den Augen der Polen galten sie deshalb als Verräter und Schalte, welche es mit dem Orden hielten. Den Wormdittern mochte aber nicht unbekannt geblieben sein, wie übel die polnischen Soldaten im Lande hausten. Im Verein mit den Bauern, die ihre Güter in die Stadt geflüchtet hatten, hoffte die Bürgerschaft, ihre Neutralität gegen beide Parteien behaupten zu können. Eine einflußreiche Gruppe liebäugelte allerdings mit dem Orden.

Der Fortgang der kriegerischen Ereignisse nötigte jedoch die ermländische Landesherrschaft, aus ihrer Neutralität herauszugehen. Zu Mittfasten (18. März) wußte Bischof Fabian durch List den ihm befreundeten und verwandten polnischen Hauptleuten Eingang in die Stadt zu verschaffen. Er ließ das Gerücht austreuen, er wolle selber nach Wormditt kommen, richtete seinen Kammerwagen aus und verbarg darin Polen. Als der Wagen in die Stadt eingefahren war, sprangen die Polen heraus, erstachen die Wache unter dem Tore und ließen die nacheilenden Polen hinein. So wollte es der Befehlshaber von Eylau F r i e d r i c h T r u c h-

seß erfahren haben. Nach einer anderen Nachricht rückten die Polen zusammen mit dem bischöflichen Hofgesinde, 200 Pferde stark, am 19. März nach Wormditt und enthaupteten etliche Bürger. Fünf Ratmänner, die dem Hochmeister geneigt waren, sprangen über die Mauer und entwichen eilends, andere wurden nach Heilsberg abgeführt und dort geköpft. Die Truppen aber erpreßten von den Einwohnern Geld, verwüsteten die Umgebung und beraubten die Bevölkerung aller Lebensmittel, obwohl diese freiwillig Geld, Hafer und alles Notwendige hergab, um die ungestümen Dränger loszuwerden. Selbst der Bischof klagte, daß die Feinde mit seinen Untertanen milder umgegangen seien als die Polen.

Mit verlangenden Blicken schaute Hochmeister Albrecht nach dem wohlbesetzten Wormditt, das für seine militärischen Unternehmungen ein wichtiger Stützpunkt geworden wäre, nun aber in die Hände seiner Feinde gefallen war. Erst im November erlaubte ihm die Kriegslage den Angriff auf die Stadt, nachdem er eben Guttstadt erobert hatte. Von der Belagerung Heilsbergs, das sich trotz sechswöchigen Angriffs tapfer hielt, brach er am 16. November mit vier Fähnlein Knechten, etlichen Reißigen, Geschützen, Leitern und anderem Zubehör nach Wormditt auf. Anfangs glaubten die Einwohner sich halten zu können und erbaten den Elbinger Hauptmann Stoß zu ihrem Schutz; Bier und Brot, fürchteten sie, würden ihnen auf die Dauer zu knapp werden. Von den Elbingern hatten sie bereits früher zwei Büchsen und Pulver erhalten. Der bischöfliche Burggraf von Wormditt war der alte Nikolaus Schönck, der Kommandant der polnischen Besatzung der feige Rittmeister Stanislaus Radwanowski. Vor dem Angriff richtete Albrecht an die Bürgerschaft die Aufforderung, sich freiwillig zu ergeben; diese aber erwiderte, sie wolle dem König von Polen treu bleiben und bis an ihr Lebensende kämpfen. Nun wurde die Stadt von allen Seiten eingeschlossen und beschossen.

Am heftigsten richtete sich das Bombardement gegen die Südseite, wo die Ringmauer in der Nähe des Badersteiches schwer beschädigt wurde. Hier setzte Albrecht den Sturm an. Nach der einen Angabe sollen die Belagerer den Teich abgestochen haben, nach der anderen war der Teich infolge starken Regens vor einigen Wochen ausgerissen. Jedensfalls war der Teich leer und „der Mott oben etwas betreuget“, so daß die Knechte glaubten, herüberlaufen zu können; indessen das schlammige Bett des Teiches hielt nicht über, und nun blieben die vorstürmenden Knechte darin stecken. Ein Teil wurde mit Strängen, die ihnen zugeworfen wurden, wieder herausgezogen; andere

aber kamen um oder erlagen den Geschossen der Verteidiger. So kostete der Sturmangriff dem Hochmeister über 80 Mann, ohne daß der gewünschte Erfolg erreicht war.

Trotzdem bereitete Albrecht an einer anderen Stelle einen Angriff vor. Die Führer der Besatzung und Bürgerschaft aber zeigten sich bald mutlos, wenn nicht sogar Verrat mitspielte. Radwankowski und Bürgermeister Hans Garsaw knüpften Verhandlungen mit dem Hochmeister an. Dieser sicherte den Polen freien Abzug samt ihrer Habe, einschließlich des geraubten Kirchensilbers, zu; die Einwohner sollten unverfehrt bleiben. Der Guttstädter Domherr Johann Leo weiß hundert Jahre später in seiner Geschichte Preußens zu berichten, daß nicht nur die Unterführer der Besatzung, sondern auch die Bürger gegen die Übergabe gewesen seien; ja Frauen und Jungfrauen hätten sogar ihr Silber und Geschmeide zur Fortsetzung der Verteidigung dargeboten! Wenn das auch nachträglich recht romantisch klingt, Tatsache ist, daß Radwankowski im Einverständnis mit dem Bürgermeister am 24. November, nachmittags zwei Uhr, die Tore öffnete, während noch die Offiziere und Mannschaften ihre Posten auf den Mauern inne hatten. 60 Polen, die eine Stunde vorher den Belagerten zu Hilfe geeilt waren, mußten unverrichteter Sache umkehren; sie wären von den erbitterten Deutschordensknecchten erschlagen worden, hätte es der Hochmeister nicht verhindert. Radwankowski ließ er mit seinen Truppen verabredungsgemäß wohl frei abziehen, doch erleichterte er ihre Habe insbesondere um das Kirchensilber. Dem Bürgermeister Garsaw, in dessen Haus er für ein bis zwei Tage Quartier nahm, verlieh er „für seine getreuen Dienste“ das Gut Stollen. Die Einwohner der Stadt, die ihm huldigen mußten, behandelte er zunächst mit Schonung.

Die unrühmliche Kapitulation Wormditts hatte jedoch auf dem polnischen Reichstag zu Peterkau (Oktober — November 1522) ein bewegtes Nachspiel. Vor einem mit den vornehmsten Woiwoden des Reiches besetzten Kriegsgericht wurde Radwankowski im Namen des Königs angeklagt, daß er „Stadt und Burg Orneta (die polnische Bezeichnung für Wormditt) ohne alle Not dem Hochmeister übergeben habe, obwohl weder Hunger noch schwere Gewalt noch Übermacht dazu drängten und die Stadt wohl besetzt und mit Menschen, Kavallerie und Infanterie, Kriegsmaschinen und Zufuhr hinreichend versehen“ war. In der Verhandlung bezeugte Thajiczki im Namen seiner anwesenden mitangeschuldigten Kameraden, daß Radwankowski den Verrat ganz heimlich ohne ihr Wissen und Zutun begangen habe und daß sie noch bis zuletzt ihren Mauerdienst getan hätten. Darauf wurden sie auf ihre

Bitten, nachdem sie einen Reinigungseid geleistet hatten, begnadigt; dreizehn andere Adlige jedoch, die in Wormditt ebenfalls dabei gewesen waren, jetzt aber zum Termin nicht erschienen, wurden für beständig ehrlos und infam erklärt. Dasselbe Urteil wurde auch über Radwankowski ausgesprochen, obwohl er kläglich unter Tränen um Gnade bat und beteuerte, er wolle ein andermal im Kampf seine Schande mit Blut und Leben sühnen. Mehr als 700 Zuhörer waren bei dem Spruch zugegen, und „ein Schluchzen und Jammern ging durch ihre Reihen, als wenn ihnen Vater oder Mutter oder ein lieber Freund starb“. Radwankowski lebte danach in großer Armut in Lemberg; hier wurde er später beschuldigt, den Juden das hl. Altarssakrament verkauft zu haben, erneut verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. —

Die starke Truppenabteilung des Ordens, die unter den Hauptleuten Georg Unger und Friedrich von Heideck in dem eroberten Wormditt ihren Einzug hielt, brachte in kürzester Frist die Stadt an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Schon nach vier Tagen wünschte Heideck die Reisigen aus Wormditt zu entfernen, weil dort nichts mehr zu essen und trinken war, so daß zu befürchten stand, sie würden wegen Hungers entweichen; den Wachtdienst lehnten sie bereits ab. Ebenso haperte es mit dem Sold. Die Litwäner zogen unter ihrem Führer Frikke wegen Mangels an Lebensmitteln wirklich ab, und Heideck konnte ihren Weggang nicht verhindern, da die Not zu offenkundig war. Der Hauptmann Klaus Sauer verlangte Bezahlung seiner Knechte und ging nach Königsberg. Um eine Meuterei zu vermeiden, mußte Heideck damit einverstanden sein. Wiederholt hat er den Hochmeister, alle Ordenstruppen von Wormditt abzurufen, da es durchaus an Proviant fehle und die Besatzung sich nicht länger halten könne; die 60 Pferde stünden in Gefahr, zu verhungern; Gerste und Malz, die besser den Knechten gegeben würden, müßten an sie verfüttert werden. Um mit den unwilligen Soldaten zu verhandeln, schickte der Hochmeister seinen Hofmarschall Georg Wittmannsdorf nach Wormditt.

Wie anderswo im Ermland suchte Albrecht auch in der Drewenzstadt alles Kupfer und Silbergeschmeide einzutreiben und nach Königsberg in die Münze zu schicken. Der Hauskomtur Friedrich Truchseß nahm zu diesem Zwecke mit einigen anderen Abgeordneten eine Besichtigung von Haus zu Haus vor, fand aber nichts Besonderes, da die Bürger und Bauern gegen Albrechts Verbot ihre beste Habe nach Guttstadt oder anderen Orten in Sicherheit gebracht hatten. Dagegen mußten die Kirche und die kirchlichen Bruderschaften ihre flüssigen Gelder vorstrecken, die Albrecht

mit acht Prozent zu verzinzen versprach, bis er sie zurück-  
erstaten könne. Von den Kirchenvätern, der Hl. Geist-,  
St. Georgs- und Liebfrauen = Bruderschaft empfing er  
390 Mark.

Trotz der Verpflegungsnot durfte Albrecht die mühsam  
gewonnene Stadt um so weniger von Keisigen entblößen,  
als sie durch die polnische Besatzung Liebstadts andauernd  
beunruhigt wurde. Als Mitte Dezember Stefan von  
Herbilstadt als Pfleger von Wormditt bestellt wurde,  
fand er hier die schwierigsten Verhältnisse vor. Den Polen,  
die sich der Stadt bis auf eine halbe Meile näherten, konnte  
er nicht recht entgegentreten, da es ihm an dem genügenden  
Geschütz und dem erforderlichen Büchsenmeister fehlte. Die  
Stadtmauer war vielfach schadhaft. Die Knechte bereiteten  
den Einwohnern große Beschwer. Die Bürgerschaft erschien  
nicht zuverlässig. Den alten Burggrafen Schöneck und einen  
Jäger ließ er festsetzen, weil zu befürchten stand, daß sie  
durch Bauern und Kundschafter gegen die Besatzung kon-  
spirierten.

Die Erkenntnis, daß bei Fortsetzung der Feindselig-  
keiten seine Lage sich verschlimmern müsse, machte den  
Hochmeister allmählich zu Friedensverhandlungen geneigt,  
die durch Vermittlung kaiserlicher und ungarischer Gesandten  
in Thorn zunächst im Februar 1521 zu einem Waffen-  
stillstand und im April zu einem vierjährigen Anstand  
führte. Danach blieben die Parteien im vorläufigen Be-  
sitz ihre eroberten Gebiete, der Hochmeister also in dem der  
Bistumsstädte Braunsberg, Wormditt, Guttstadt und Mehl-  
sack. Er suchte sich hier heimisch zu machen und aus dem  
freilich arg verwüsteten Lande möglichst Nutzen zu ziehen.  
So ließ er auch in Wormditt das vorhandene Klippengeld  
aufkaufen, um es der Königsberger Münze zuzuführen,  
die minderwertiges Geld daraus prägte. Das ging natür-  
lich auch nicht reibungslos und glatt vonstatten.

Als Herbilstadt im Spätsommer 1521 gestorben war,  
wurde Melchior von Petschen, zuvor Komtur in  
Ragnit, sein Nachfolger. Als er das Pflegeramt antrat,  
fand er im Wormditter Schloß nur wenig Pferde, von  
Hausgerät nur litauische Tisch- und Handtücher; vieles war  
weggeschafft worden. Die Mühlenschleuse baute er neu,  
die Schneidemühle soll er „des Bürgermeisters Garfaw  
halber“ bauen. Das Gebiet von Wormditt und Liebstadt  
lag fast wüst da, Menschen und Vieh waren gestorben oder  
starben noch weg. Die andauernden Beunruhigungen der  
Polen von Liebstadt her ließen die Bevölkerung nicht zur  
Ruhe kommen. Die Wormditter beschwerten sich i. J. 1522  
beim Hochmeister, daß sie zu übermäßigen Leistungen heran-  
gezogen würden. Als sie sich ihm gutwillig unterwarfen,

hätte sie der Hochmeister in besonderen Gnaden aufgenommen und versprochen, sie bei ihren alten Privilegien und Gerechtigkeiten zu belassen und ihnen nicht mehr als anderen Städten des Ordenslandes aufzulegen; jetzt sollten sie von liegenden und fahrenden Gütern im Werte von 100 Mark 5 Mark schossen, womit andere Städte doch unbeschwert seien. Überdies hätten sie noch keine Bezahlung für die erste Verpflegung der Knechte erhalten. Alle Dämme seien durch Überschwemmung gerissen, und sie seien unvermögend, sie wieder aufzubauen. Sie könnten auch manche Urkunden, die von ihnen verlangt würden, nicht vorzeigen, da die betreffenden Häuser und mit ihnen die Urkunden verbrannt seien. Drückend empfanden sie weiter den vom Hochmeister bestimmten Zoll und die Zeise; die Danziger und Elbinger Kaufmannschaft wendete sich des Zolls wegen von ihnen und handelte an anderen Orten, so daß zu befürchten war, jene würden sich ganz der Stadt entwöhnen. Sie wünschten in Zoll und Zeise wie Königsberg behandelt zu werden. Schließlich baten sie sich ihre sieben Büchsen vom Hochmeister wieder aus, um sich vor Feinden zu schützen.

Anfangs 1523 trat an Petchens Stelle Wolfgang von Holda, der als eine der ersten Aufgaben die Einziehung einer Steuer für den außerhalb des Landes weilenden Hochmeister durchzuführen hatte, dabei aber naturgemäß auf große Schwierigkeiten stieß. Manche Bürger zogen von Wormditt weg und begaben sich z. T. nach M o h r u n g e n. So stand zu befürchten, daß zuletzt die Grundstücke zusammenfielen und wüst wurden. Daher ordnete der Pfleger an, wenn jemand sein Erbe übergeben wolle, solle er es so „in wählende Hand“ bringen, daß auch Landesherrschaft und Rat zu ihrem Recht kämen. Auf ihre Beschwerde beim Hochmeister ward den Wormdittern der Bescheid, sie sollten nicht über Gebühr belastet werden und daher nach Bedarf Stundung erhalten. Die Amtleute von Braunsberg und Guttstadt sollten ihnen beim Bau ihrer Schleusen und Scheunen mit Scharwerk zu Hilfe kommen. Wegen seiner Strenge scheint Holda bei der Bürgerschaft besonders unbeliebt gewesen zu sein; deshalb legte der abwesende Hochmeister dem Regenten Bischof Georg von P o l e n z nahe, ihn von Wormditt fortzunehmen, bemerkte jedoch, es sei keine große Auswahl geeigneter Personen für diesen Posten vorhanden.

Auf seinen Reisen in Deutschland hatte sich Hochmeister Albrecht davon überzeugt, daß er von Kaiser und Reich keine Hilfe gegen Polen zu gewärtigen habe. Andererseits hatte ihm der Reformator L u t h e r geraten, die Ordensregeln abzuwerfen und Preußen in ein weltliches, erbliches H e r z o g t ü m zu verwandeln. So eröffnete sich ihm die

Basis zu dem endgültigen Frieden mit Polen, der am 10. April 1525 in Rrafa u abgeschlossen wurde. Albrecht nahm vom König Sigismund das Herzogtum Preußen als polnisches Kronlehen und versprach, die vom Ermland okkupierten Gebiete dem rechtmäßigen Landesherrn Bischof Mauritius F e r b e r zurückzugeben. So wurde auch Wormditt um Pfingsten 1525 von der fremden Besatzung befreit. Wie sehr aber das Bistum unter dem zermürbenden Kriege und den jahrelangen Requisitionen und Brandschakungen gelitten hatte, ist daraus ersichtlich, daß noch i. J. 1533 etwa die Hälfte der bischöflichen Zinsdörfer wüst lag, und daß auch die verarmte Stadt Wormditt nur die Hälfte des pflichtmäßigen Zinses zu zahlen brauchte. Aber auch diese herabgesetzten Steuern erschienen dem Rat zu hoch, und er erhob beim Bischof Mauritius Gegenvorstellungen. Der aber wies den Einspruch energisch zurück: „Es hat kein Fug, daß Ihr eure arme und bauwürdige Stadt, gleich ob wir die Stadt zu bauen schuldig, tut anzeigen, so doch eure Stadt nach dem Braunsberg die r e i c h s t e in unserm Bistum ist. Und wiewohl etliche andere unserer Städte im Kriege und sonst verbrannt und verwüstet, geben sie dennoch ihrem Herrn den Betrag, was sie schuldig sein.“ Zum Glück folgte nun für das Ermland ein Jahrhundert des Friedens, in dem das wirtschaftliche Leben wieder einen neuen Aufschwung nahm.

Während das Herzogtum Preußen durch Albrecht i. J. 1525 nach dem Grundsatz „Wessen Land, dessen Religion“ der Lutherischen Lehre zugeführt wurde, wußten die ermländischen Bischöfe ihr Gebiet dem katholischen Glauben zu erhalten. Schon oben (S. 57 f.) wurde ausgeführt, wie der Versuch des lutherischen Bischofs Polentz, i. J. 1524 durch den Prediger Jakob der Reformation in Wormditt Eingang zu verschaffen, auf den entschiedenen Widerstand von Rat und Gemeinde stieß, wie aber trotzdem kurz darauf die lutherische Bewegung im Weichbilde der Stadt Fuß faßte. Eine bischöfliche Untersuchung stellte am 2. März 1526 die dreizehn Führer der Lutheraner fest. Sie gelobten in die Hände des Landrichters Georg T r o ß k e, sich jederzeit vor dem Bischof zur Verantwortung zu stellen. Sechs von ihnen mußten am 27. August in Heilsberg erscheinen. Hier wurden ihnen ihre Vergehen vorgehalten, die sie anfangs teils bestritten, teils beschönigten, teils aber auch anerkannten. Da sie schließlich demütig um Verzeihung baten, wurden sie begnadigt, aber für die Folge wurde ihnen bei ähnlichen Versuchen die Todesstrafe und die Konfiskation ihrer Güter angedroht.

Trotz solcher strengen Maßnahmen der bischöflichen Landesregierung standen doch in jenen kritischen Jahr-

zehnten des Reformationszeitalters auch im Ermland nicht wenige Kleriker und Laien den Ideen Luthers nahe. Lange hoffte man auf eine Überbrückung der konfessionellen Gegensätze, bis das Konzil von Trient (1545 — 63) der vielfach herrschenden Unklarheit und Zweideutigkeit ein Ende machte. Kardinal Stanislaus Hosius (1551 — 79) begann im Sinne der Konzilsbeschlüsse in seinem ermländischen Bistum das Werk der Gegenreformation, um hier den Katholizismus innerlich zu festigen und zu neuer Blüte zu bringen. In dieser Richtung wirkte die Berufung der Jesuiten nach Braunsberg (1565), die dort die wichtigsten Bildungsstätten des Bistums übernahmen, das Abhalten kirchlicher Visitationen, das Vorgehen gegen Anhänger der Reformation. Auch die für die heutige Familienforschung sehr wertvolle Einführung pfarramtlicher Tauf- und Trauungsbücher geht auf Hosius zurück. In Wormditt beginnen die Taufregister bereits mit dem Jahre 1569, die Traulisten i. J. 1575, während die Sterberegister erst mit dem Jahre 1663 einsetzen. Bischof Martin Kromer (1579 — 89) nahm sich im Interesse der Hebung des kirchlichen Geistes insbesondere der Pfarrschule und des Katharinenkonvents in Wormditt an.

Wie stark sich das religiöse Leben um die Jahrhundertwende in der Dreuzenstadt äußerte, ist aus Aufzeichnungen der Braunsberger Jesuiten erkennbar, die dort unter Bischof Peter Tylicki (1600 — 04) Missionen veranstalteten. Im Jahre 1600 hielt ein Jesuitenpater bei ungewöhnlich reger Beteiligung fünf Missionspredigten. Sowohl am Tage, wie nachts war das Gotteshaus dicht gefüllt. Die Gläubigen geißelten sich freiwillig in der Kirche, von niemand dazu ermahnt. Einige streckten sich in Kreuzform drei Stunden lang auf dem Boden vor dem Allerheiligsten aus. Viele konnten nicht Beichte gehört werden wegen Mangel an Zeit und Beichtvätern. Achtzehn Lebensbeichten wurden abgelegt, 500 Kommunionen ausgeteilt. Viele staunten und versicherten, ähnliche Übungen der Frömmigkeit und Anzeichen seelischer Glut habe man in Wormditt noch nie erlebt. Zwei Jahre später fand eine neue Jesuitenmission statt. Dabei schwuren neunzehn Personen der lutherischen Lehre ab und wurden katholisch. Sieben Klosterschwestern erhielten Exercitien. Die schon vorher begründete Marianische Kongregation der Bürger und Geistlichen wurde gefestigt und eine ähnliche Marianische Sodalität gestiftet. Innerlich gekräftigt und durch nachdrückliche Bestimmungen der Stadtwillkür und Landesgesetze gegen die Einflüsse anderer Bekenntnisse geschützt, wahrte die Bürgerschaft bis in den Beginn der preußischen Periode ihre Glaubenseinheit.

Wie streng damals die Obrigkeit in religiösen Angelegenheiten urteilte, ist auch aus dem Vorfall zu schließen, von dem Bischof Mauritius am 11. Januar 1535 dem Domkapitel berichtete: In Wormditt habe ein Frepler das Bild des Gekreuzigten und der hl. Jungfrau Maria mit Schmutz besudelt und dafür mit seinem Kopfe büßen müssen.

Bei einer Taxe der ermländischen Städte für eine Sonderabgabe i. J. 1546 werden Braunsberg mit 50, Wormditt und Allenstein mit je 30 Mark besteuert. Bezeichnend für das Ansehen der Drewenzstadt ist die Tatsache, daß König Sigismund für den 19. November 1547 einen Landtag der preußischen Stände hierhin einberief, der über die Landesverteidigung beraten sollte. Die ermländischen Landesvertreter wurden bei Bedarf gewöhnlich nach Heilsberg geladen, wo sie auf Anfordern der polnischen Krone öfter Steuerbewilligungen zu Kriegsrüstungen in Form von Hufen- oder Kopfschoß, Bierzeise u. a. beschließen mußten. Aus einem Steuerregister d. J. 1579 erfahren wir, daß damals in Wormditt die Mahlmühle fünf Räder hatte und 10 M. zum Moskowiterkriege aufbringen mußte, die Schneidemühle und die beiden Walkmühlen der Tuchmacher je 1½ M., die Lohmühle der Schuster und die Stampmühle der Beutler je 15 Gr. und die 4 Schleismühlen der Schmiede 4 M. Diese Mühlen sind auch im bischöflichen Zinsbuch d. J. 1533 bereits aufgeführt.

Die Regierungszeit des Bischofs Hofius wirkt sich nicht nur im kirchlichen, sondern auch im gewerblichen Leben aufs nachhaltigste aus. Schon oben (S. 85 ff.) wurde ausgeführt, wie der Bischof den Schuhmachern, Schmieden und Bäckern, sowie der Pfeilschützenbruderschaft neue Rollen ausstellte, und wie die Zünfte der Hutmacher und Tuchscherer in Wormditt besonders floriert haben müssen. Das treffliche Bild des Kardinals in dem schönen Schöppengestühl v. J. 1570 ist wohl als ein Zeichen dankbarer Gesinnung gegen den Landesfürsten zu werten. Die Errichtung des Kruges an der Mühle geht auf die Zeit des Bischofs Kromer zurück (S. 39), der den Kürschnern und Rad- und Schirmmachern ihre neue Verfassung gab (S. 87 f.), durch die Errichtung der polnischen Kapelle aber auch seine Polonisationsbestrebungen bekundete (S. 56). Kardinal Bathory erteilte seinem Ökonomen und Kanzler Domherrn Heinrich Hindenberg im Februar 1579 das Privileg, in der Wormditter Vorstadt an der Straße nach Heilsberg einen weiteren Krug zu errichten, der i. J. 1614 seinen Besitzer wechselte (S. 43).

Bischof Simon Rudnicki, der zuvor als Leiter der königlich polnischen Kanzlei den Wert einer sorgfältigen

Geschäftsführung besonders schätzen gelernt hatte, traf die Anordnung, daß sich seine ermländischen Städte, darunter auch Wormditt, eigene Privilegienbücher anlegten (S. 138), wie er dem Wormditter Rat i. J. 1612 auch eine peinliche Kassenführung zur ersten Pflicht machte (S. 16 f.). Ebenso dürfte die Abfassung der ersten Wormditter Willkür v. J. 1607 auf seine Anregung zurückgehen (S. 67). Die Heilsberger Synode von 1610 erließ für das kirchliche und bürgerliche Leben noch eingehendere Bestimmungen wie die seiner Amtsvorgänger Kromer und Hosius. Der bürgerliche Wohlstand jener Zeit trat in der pelzverbrämten, mit silbernem Geschmeide und Edelsteinen geschmückten Tracht der Patrizierfamilien, in üppigen Festen und Schmausereien in Erscheinung. Daß der Bischof den Karnevalstrubel auf die letzten Tage vor Aschermittwoch beschränkte, wurde ebenfalls schon erwähnt (S. 82). 1617 überfielen polnische Truppen, die im Moskowitereich gegen die neue Dynastie Romanow gekämpft hatten, auch das Ermland und suchten sich durch Plünderung und Erpressung für den rückständigen Sold schadlos zu halten. Rudnicki erlöste durch Verkauf und Verpfändung bischöflicher Kostbarkeiten und Güter das Land von dieser Plage.

Als die konfessionellen Spannungen im deutschen Reich i. J. 1618 zu der furchtbaren Entladung des 30 jährigen Krieges führten, sah es aus, als ob das Preußenland von dieser Geißel verschont bleiben würde. Genug, daß in den Jahren 1620, 1624—25 der Todeszug der Pest viele Opfer im Bistum forderte, kam anno 1626 der Schwede ins Land. Streitigkeiten um den schwedischen Königsthron, auf den auch der Polenkönig Sigismund III. Anspruch erhob, hatten den Krieg der beiden Mächte verursacht, durch den der ebenso tapfere wie ehrgeizige Schwedenkönig Gustav Adolf Waffenruhm und Landgewinn ernten wollte. Wohl hatte der Guttstädter Landtag der ermländischen Stände i. J. 1625 in dumpfer Ahnung kommenden Unheils die Anwerbung von dreihundert fremden Söldnern beschlossen, wohl waren auch die Stadtmauern und Türme hier und da ausgebessert, die verrosteten Musketen und Donnerbüchsen der Bürger instand gebracht worden. Was bedeutete das aber gegen das kriegserprobte, modern ausgerüstete Heer eines Gustav Adolf, der am 5. Juli 1627 mit zweihundert Segelschiffen in Pillau Anker warf und alsbald gegen das Ermland vorrückte, dessen Bischofstuhl damals der junge Königsjohn Johann Albert (1621—33) inne hatte. Nachdem die Feinde fast widerstandslos das nördliche Ermland erobert hatten, kommt Wormditt an die Reihe. Am 17. Juli steht der Oberst Christoph von Jagow mit

seiner Abteilung vor der Stadt. Voller Sorge und Furcht besprechen Rat und Gemeinde die Lage. Wenn das starke Braunsberg gefallen ist, kann da die schwächere Drewenzstadt trocken? Um aussichtslosen Widerstand zu vermeiden, gehen klopfenden Herzens die angesehenen Bürger Johann und Peter Jung zum Oberst, bieten ihm die Kapitulation an und führen ihn mit seinen Truppen in den Ort. Hier müssen ihm die Schlüssel Wormditts ausgehändigt werden, er besetzt mit seinen Truppen die Stadt und bleibt zunächst ihr Kommandant.

Von Wormditt aus richtet Jagow am 19. Juli im Namen seines Königs Briefe an alle ermländischen Städte mit der Aufforderung, sie sollten sich durch einen „Brand= schuß“ vom Sengen und Plündern der schwedischen Truppen loskaufen. Wormditt selbst muß hierbei 8000 Floren aufbringen. Am 14. August nähern sich von Allenstein her zwei polnische Abteilungen unter Führung der Hauptleute Jan Woritko und Janowski Wormditt, können aber gegen den festen Platz nichts ausrichten und pochen nun die Umgebung nach Kräften aus, um ihre Beute an Vieh, Pferden und anderer Habe nach Polen zu verschleppen. Zusammen mit den ermländischen Streitkräften unter Sigismund von Stössel wollen sie bei Bassen in der Nacht zum 21. August dem Feldmarschall Hermann Wrangel, der dem Kommandanten von Wormditt zu Hilfe eilt, den Weg verlegen; aber als sie den Lärm der Waffen und Soldaten hören, nehmen sie alle Reißaus und langen am nächsten Morgen atemlos in Guttstadt an, das trotz kurzer Verteidigung sich ebenfalls den Schweden ergeben muß.

Am 26. schickt der Edelmann Peter Worainski, wohl auf Dittrichsdorf, einen Hasen an den Wormditter Kommandanten von Jagow, um sich ihm gefällig zu erweisen. Feldmarschall Wrangel kommt gerade im Schloß darüber her, wittert Bestechung oder Beleidigung und schickt dem Gutsherrn Reiter auf den Hals, die ihn mitsamt seiner Meute und seinen Pferden festnehmen. Wrangel führt ihn dann mit dem im Kampfe gefangenen ermländischen Hauptmann Stössel in einem Karren nach Elbing ab.

Als sich Gustav Adolf am 5. November in Liegenhof zur Heimreise einschiffte, lagen in Wormditt zwei Kompagnien schottischer Infantristen unter dem Obersten David Drommond; als Statthalter befehligte Oberstleutnant Leopold von Hoeburg den festen Platz. Nach der Abfahrt des gefürchteten Schwedenkönigs begannen die Polen eine größere Aktivität zu entfalten. Von Dirschau her machten sie sich „in ziemlicher Anzahl — wohl fast 3000 Mann — für Wormutt auf, belagerten am 17. November die Stadt mit Gewalt und bedräuten Bürger und Soldaten

lehr, also daß nicht allein den Bürgern, sondern auch dem schwedischen Statthalter selbst samt seinen Soldaten nicht allerdings wohl dabei zu Mute war.“ Deshalb begaben sich etliche Bürger mit Zustimmung des Statthalters zum Tore hinaus, erklärten dem polnischen Führer Martin Kazanowski, dem kampferprobten Kastellanen von Halicz, sie wollten ihren Kommandanten zur Übergabe der Stadt bewegen, und baten um Schonung. Kazanowski hörte diese Worte gern und stellte sogar, um dem Statthalter die Kapitulation zu erleichtern, eine ansehnliche Summe Geldes dafür in Aussicht. Johann Mesarat — so soll in diesem Zeitpunkt der Kommandant von Wormditt geheißt haben —, lehnte zwar das Schmiergeld ab, getraute sich aber nicht, den Platz länger zu behaupten, und überlieferte ihn daher am folgenden Tage, den 18. November, gegen Zusicherung freien Abzuges. So rückte er denn mit seinem Kapitän und 140 Soldaten ab, nach Wunsch und Begehren der mißtrauischen Polen mit ausgelöschten Lunten und gewendeten Musketen. Das feste Wormditt wurde nun von den Eroberern mit einer starken Besatzung belegt und als wichtiger Stützpunkt für Überfälle und Plünderungszüge bis nach Elbing hin benützt.

Ähnlich wie vor hundert Jahren den Polen Radwanowski traf aber nun den Schweden Mesarat wegen verräterischer Übergabe Wormditts ein hartes Strafgericht. Er wurde mit seinem Hauptmann von dem schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna als Generalgouverneur und Kriegskommissar von Preußen nach Marienburg zitiert. Dort wurden beide wegen ihrer „begangenen gröblichen Faute und Meuteration“ am 2. Dezember vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und enthauptet, der Fähnrich und die Unteroffiziere, weil sie einverstanden gewesen waren, eine Zeitlang ins Gefängnis geworfen.

Im Mai 1627 erschien wieder Gustav Adolf auf dem preußischen Kriegsschauplatz, und damit setzte sogleich beiderseits eine kräftige Offensive ein. Die Polen suchten unter ihrem Feldherrn Potocki den Schweden Braunsberg durch Überraschung zu entreißen; daraufhin eilte Gustav Adolf von Dirschau her zum Entsatz heran, vertrieb die Polen und verfolgte sie am 25. Juni mit gegen 6000 Mann bis gegen Wormditt. Hier lag eine Besatzung von 600 Schotten, die sich damals bei den verschiedensten Parteien verdangen, dazu deutsche Söldner und mehr als zweihundert Heiden (Ungarn). In der nächsten Umgebung der Stadt standen noch etwa 3500 polnische Kavalleristen. Die Gegner rüsteten zur Schlacht. Die Polen formierten sich zum Kampf, der Schwedenkönig ließ Schanzen und Batteriestellungen aufwerfen, pflanzte die Geschütze auf, schlug etliche Brücken

über die Gräben und schickte seine Reiterei vor. Indessen machten die Deutschen einen Ausfall, fochten mit den schwedischen „Blauröckeln“ und wehrten sich tapfer, wurden aber mit Verlust ihres Kapitäns bald wieder in die Stadt getrieben. Über diesen Unternehmungen war es Abend geworden, dicke Nebelschwaden brauten, so daß es der König für geraten hielt, seine Kavallerie zurückzuziehen, willens, am nächsten Morgen den Kampf umfassender wieder aufzunehmen. Aber die Nebelnacht benutzte die polnische Reiterei dazu, sich auf und davon zu machen. Gustav Adolf verfolgte sie nicht, nahm aber noch von einer Belagerung Wormditts Abstand, vielleicht weil er das erforderliche Artilleriematerial nicht zur Verfügung hatte, und rückte am 26 Juni nach Braunsberg und drei Tage später nach dem westpreußischen Kriegsschauplatz ab.

Erst am 9. Oktober wendete er sich wieder gegen das Bistum, um Wormditt, dessen Besatzung die schwedischen Truppen dauernd beunruhigte, zu erobern. Inzwischen war Oberst W u r m b r a n d t von seinem Rigaer Regiment in Elbing eingetroffen und hatte vierzehn der von ihm erfundenen ledernen Geschütze mitgebracht, von denen man damals viel redete, ohne recht daran zu glauben. Als er hörte, daß Gustav Adolf gen Wormditt zog, fuhr er mit sechs derselben über Wasser nach Braunsberg, stellte sie auf Lafetten und folgte dem König. Dieser begann am 12. hauptsächlich von Norden her die Belagerung und Beschießung der Drewenzfeste, deren Besatzung von etwa 1500 Mann unter dem Kommando des Obersten Sliatkowski und der Hauptleute B u t l e r, Hans Albrecht v o n L e s g e w a n g und Balzer R a d a u stand. Der Verlauf dieses ruhmvollen Kampfes um die Stadt wurde bereits oben (S. 33 ff.) geschildert. Als der polnische Feldherr Stanislaus K o n i e c p o l s k i erfuhr, daß Gustav Adolf der Stadt hart zusetzte, brach er vom jenseitigen Weichselufer in Pommerellen mit seiner ganzen Truppenmacht auf, um den Wormdittern zu Hilfe zu kommen. Jedoch der schwedische Feldmarschall Wrangel war auf der Hut und setzte diesem Entsatzversuch schon an der Weichsel solchen Widerstand entgegen, daß die Polen davon Abstand nehmen mußten.

Inzwischen hatte sich das Schicksal der acht Tage belagerten Stadt am Dienstag, den 19. Oktober, vollendet. Die Sprengung eines Turmes am alten Hospital, die das hiesige Taufbuch kurz vermeldet und die örtliche Überlieferung noch festhält, schuf den vorstürmenden Schweden freie Bahn; nach der hierin wohl weniger zuverlässigen Chronik des Elbinger Burggrafen Israel H o p p e soll ein Tor der Stadt mit etlichen Bürgern und Soldaten darauf in die Luft gesprengt worden sein. Gustav Adolf ließ den

waderen Obersten Sliatkowsti und seine Truppen frei abziehen. Zu den wenigen, die er seine strafende Hand fühlen ließ, gehörte Balzer Radau, den er wegen seiner Plünderungszüge gegen Elbing zum Strang verurteilte, auf inständiges Bitten von dessen Gattin aber am 21. Oktober in Elbing mit dem Schwerte hinrichten ließ. Oberst Ehrenreiter, der sich mit seinem deutschen Regiment bei der Eroberung Wormditts besonders ausgezeichnet hatte, erhielt das Kommando in der Stadt, deren Einkünfte er auch ein Jahr lang genießen durfte.

Vom Tage der Einnahme Wormditts (9. Oktober alten Stils) hat sich noch eine schwedische Urkunde erhalten, die Gustav Adolf in seinem Feldlager von Wormditt für das Kirchspiel Thienzdorf im kleinen Marienburger Werder ausgestellt und eigenhändig unterzeichnet hat. Wir sehen, wie den König auch bei wichtigen Kriegshandlungen seine Regierungsgeschäfte in Anspruch nahmen.

Nicht darf in diesem Zusammenhang die Mitteilung vergessen werden, daß ein schwedischer Reiterhelm, der ums Jahr 1850 an dem gesprengten Turm zufällig gefunden wurde, dem jungen Rittergutsbesitzer Theodor Blell auf Tüngen die Anregung zu seiner bekannten Waffensammlung gab, die später zum größten Teil an die Marienburg verkauft wurde. Diesen gut erhaltenen Schwedenhelm, den ein schwerer Reiter beim Sturmangriff eingebüßt haben mag, erwarb Blell und hob ihn später in seinem Tügener Museum durch den Schmuck des Lorbeers als erstes Stück aus den vielen Sehenswürdigkeiten heraus. Schwedentugeln, kleine Eisen- und größere Steintugeln, haben sich seit dem mehrtägigen Bombardement noch lange und an vielen Stellen in der Stadt gefunden. Fünf kleine Kugeln sind heute noch eingemauert über der Tür des der Familie Czinscholl gehörenden Gebäudes in der Mauerstraße zu sehen.

Gegen Abend des 21. Oktober traf der siegreiche König mit sechs bis sieben Pferden in Elbing ein, etwas später 30 Fähnlein Kavallerie mit den sechs Lederkanonen; am 26. langten weiter dort die Infanterie-Regimenter des Grafen von Thurn und Obersten von Nessa samt sieben Geschützen von Wormditt an, am nächsten Tage weitere 29 Reiterfähnlein. Ein starkes Heer zu Fuß und Pferde und eine beachtliche Artillerie muß demnach bei dem Kampf um Wormditt beteiligt gewesen sein.

Wormditt aber erfuhr von den Eroberern eine schwere Plünderung. Ein Brandschoß von 3000 (nicht 2000, wie ein Druckfehler, S. 34, angibt) Floren muß schnell von der Gemeinde aufgebracht werden, um Schlimmerem zu entgehen. Die Johanniskirche und Pfarrei werden von den

andersgläubigen Feinden besonders arg heimgesucht (S. 49 f.). Nicht genug mit all dem Entsetzlichen, was die gequälte Einwohnerschaft in diesen beiden Jahren durchkostet hatte, kamen noch im Gefolge des Krieges Hungersnot und Seuchen, denen Hunderte von Einwohnern, auch die Bürgermeister Ernst und Roman und Pfarrer Laubich, erlagen.

Oberst Ehrenreiter blieb mit seinem Regiment (800 Mann) deutscher „Rotrückel“ bis zum Waffenstillstand von Altmärk (26. September 1629) in Wormditt. Er hat sicherlich die beschädigten Befestigungswerke der Stadt wiederhergestellt und verstärkt. Der Stockholmer Stadtplan von Wormditt (Titelbild) stammt zweifellos aus jener Zeit und deutet wohl durch die punktierten Linien an der Nordfront die Spreng- und Einbruchsstellen der Schweden an. Von hier aus wird Ehrenreiter mit vier Fahnen, der Hälfte seines Regiments, wiederholt zu militärischen Unternehmungen in Pommerellen befohlen. Im Juni 1628 vertritt ihn in Wormditt sein oberster Leutnant Bastian von Hohendorff, den Gustav Adolf nur ungern auf zwei bis dreimonatlichen Urlaub in seine niederländische Heimat entläßt; an dessen Stelle wird Kapitän Lindau mit dem Kommando in Wormditt betraut. Im Oktober sind in Emden 150 Mann Ersatz für Ehrenreiter angeworben, im November bringt der Rheingraf Otto Ludwig deutschen Reiternachschub nach Wormditt. Hier stirbt letzterem im März 1629 „fast elendiglich“ sein jüngster, 20 jähriger Bruder als Cornett (Führer), dessen Leiche zunächst zu ihm nach Bartenstein gebracht wird und dann zu Schiff nach den Niederlanden transportiert und dort beigesetzt wird.

Wie furchtbar das Ermland unter diesem Kriege gelitten haben muß, läßt eine Eintragung des Wolfsdorfer Pfarrers Them schließen. Er berichtet, daß schwedische Soldaten, nachdem sie gemäß dem Waffenstillstand die Städte Wormditt und Guttsstadt verlassen, sechs Wochen lang im Kammeramt Wormditt gelegen und das platte Land so ausgeplündert haben, daß die Leute nicht eine Kuh, nicht ein Schwein, nicht ein Pferd behielten; die Leute wurden vom Feind mit Peinigen und Anebeln so unchristlich traktiert, daß es nicht menschlich zu sagen ist. Der Schwed hat also diese Örter rein gemacht, daß die Leute nichts mehr behalten, nur den franken, zerrissenen Leib und Seele. Gott laß nimmer uns solche Zeiten erleben!

Indessen Mißwachs, Mäusefraß, Teuerung und Pest kennzeichneten schon das nächste Jahr, und neue Truppenlasten brachte d. J. 1635, in dem polnisches „aus der Moskau“ kommendes Volk auch in Wormditt einquartiert wurde.

In diesem Jahre wurde, nachdem Gustav Adolf i. J. 1632 bei Lützen gefallen war, Frieden zwischen Polen und Schweden geschlossen, in dem das Ermland wieder an seinen rechtmäßigen Herrn zurückkam.

Neue Leiden brachte der zweite Schwedenkrieg. Die Abdankung der zum Katholizismus übertretenden Schwedenkönigin Christine, der Tochter Gustav Adolfs, führte wieder zu Thronstreitigkeiten mit der polnischen Krone, die auch den Großen Kurfürsten als Herzog von Preußen zur aktiven Teilnahme veranlaßte. Dieser erstrebte dadurch Ostpreußens Befreiung von der polnischen Lehnshoheit und zur Abrundung seines Besitzes die Erwerbung Ermlands. Im Dezember 1655 besetzte er außer anderen Bistumsstädten auch Wormditt scheinbar, um den bedrohten Bischof Wenzeslaus Leszczyński gegen die Schweden zu schützen. Als diese sich dem Ermland näherten, hielt der Kavalleriegeneral von Waldeck auf Befehl des Kurfürsten mit seinen Geheimen Räten und Offizieren einen Kriegsrat, der den Beschluß faßte, die Reiterei zwischen Wormditt und Braunsberg zusammenzuziehen und den Schweden an der Passarge ein Treffen anzubieten. Es kam aber nur zu kleinen, unbedeutenden Scharmücheln, nach denen sich das brandenburgisch-preußische Heer auf die Festung Königsberg zurückzog. Friedrich Wilhelm wich einem ernstern Kampfe aus, weil er gleichzeitig diplomatische Verhandlungen mit dem Schwedenkönig Karl X Gustav betrieb, die am 17. Januar 1656 zu Königsberg ihren Abschluß fanden. Es wurde hier ein Vertrag getätigt, in dem der Schwedenkönig dem Kurfürsten das Herzogtum Preußen und das Bistum Ermland gegen Waffenhilfe als schwedische Lehen übertrug. Die schwedischen Bevollmächtigten versprachen, die inzwischen von den Armeen des Grafen Magnus und von Steinbock in Preußen und Ermland besetzten Festungen und Städte zu übergeben und die Truppen zurückzuziehen, auch von weiteren Kontributionen Abstand zu nehmen.

Als die kurfürstlichen Kommissare Graf Fabian zu Dohna und die Räte Derschau und Aderberg im Februar 1657 das Bistum bereisten, stellten sie fest, daß das „schöne Ländlein durch die Winterquartiere also zu Grunde gerichtet wird, daß Ew. Churfürstl. Durchlaucht, wenn es länger währen sollte, sich dessen in vielen Jahren wenig würden zu erfreuen haben.“ Und als die ermländischen Städte auf einer Versammlung zu Heilsberg am 14. Februar den Kommissaren sich durch Handschlag und Revers unterwarfen, klagten sie ebenfalls über „die große und unerträgliche Überlast und Bedrängnis durch die Soldateska, welche die armen Untertanen also gedrückt hat, daß ihnen

das Wasser bis an die Seele geht und sie es nicht länger ausstehen können, sondern Haus und Hof verlassen müßten, falls ihnen nicht geholfen werde.“

Am 11. Februar war die Kommission in Wormditt gewesen und hatte hauptsächlich zu Steuerzwecken eine vorläufige statistische Aufnahme von Stadt und Kammeramt gemacht (S. 11, 37 f.). Bald wurde eine brandenburgische Garnison hierher gelegt, die dem Obristleutnant Mathias von Jastrow unterstand. Wie dieser im Sommer die Befestigungswerke von Wormditt verstärkte, wurde bereits oben (S. 32) erzählt. Amt und Stadt mußten aber nicht nur die Garnison speisen, sondern noch monatlich 1700 Taler kontribuieren, was selbst dem kurfürstlichen Statthalter durchaus unmöglich erschien. Zudem waren den armen Leuten viele Pferde von den durchmarschierenden Truppen einbehalten worden, wodurch der Feldbau geschädigt wurde. Marsch, Speisung, Service, Raub und Plünderung ungerchnet, hatte das Ermland im Winter 350 000 Tl. bare Kontribution aufbringen müssen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte als Lohn für seine wertvolle Kriegshilfe von Schweden im Vertrag von Labiau (10. November 1656) die volle Souveränität über Altpreußen und Ermland erreicht. Aber als sich im Frühjahr 1657 das Glück auf Polens Seite neigte, näherte er sich durch Vermittlung des ermländischen Bischofs wieder dem polnischen König Johann Kasimir und schloß mit ihm zu Wehlau (19. September 1657) einen Sonderfrieden, in dem er zwar Altpreußen als unabhängiges Herzogtum erhielt, Ermland aber seinem angestammten Landesherrn zurückgeben mußte. So bildete also die kurze Zugehörigkeit Ermlands zum Staate des Großen Kurfürsten nur eine Episode.

Der Polenkönig beauftragte im November den Wormditter Burggrafen Wolfgang von Kreuz, die brandenburgischen Truppen aus der Stadt und der Umgebung fortzuleiten; die zogen um so lieber ab, als in der Stadt die Pest ausgebrochen war, die erst im nächsten Jahre erlosch. Die fünf ungarischen Regimenter mit fast 5000 Mann und 7000 Pferden, die im Januar 1658 als polnische Hilfsvölker ins Bistum rückten, werden daher wohl Wormditt gemieden haben. Im Juni schickte der kurfürstliche Statthalter Radziwill zum Schutze gegen die Schweden 150 Mann vom Klingsborischen Regiment nach Wormditt, die um die Jahreswende von einer polnischen Besatzung aus dem Korps Koniecpolski abgelöst wurden. Erst der Frieden von Oliva, der am 3. Mai 1660 den schwedisch-polnischen Krieg beendete und die Bestimmungen des Wehlauer Vertrages bestätigte, befreite das Ermland von

der schier unerträglichen Last dieser jahrelangen Einquartierungen und Kontributionen.

Trotzdem sollte das Bistum noch nicht zur Ruhe kommen. Zügellose Söldner eines Swiderski suchten rückständige Lohnforderungen in den nächsten drei Jahren auch im Ermland auf eigene Faust heizutreiben, bis der polnische König sie i. J. 1663 zufrieden stellte. Und von 1664 — 66 führten die Unruhen der Lubomirskischen Konföderation polnische Abteilungen in den Bistumsstädten ins Winterquartier. Eine außerordentliche Kopfsteuer für den Türkenkrieg bewilligten die Heilsberger Landtage von 1673 und 1674.

Im Juli 1676 entstand in Wormditt durch Blitz ein Schandfeuer, das 34 Höfe an der Heilsberger Straße einäscherte (S. 94). Am 6. August 1677 genehmigte Bischof Bydzya die neue Stadtwillkür (S. 67 ff.). Des Blitzschlages, der i. J. 1683 den Kantor Werski in der Kirche tödlich traf, wurde ebenfalls schon oben gedacht (S. 62). Vielleicht für den Kaschauner Grenzstreit (S. 7) beglaubigte der Danziger Notar Daniel Tesmer im Oktober 1681 eine Karte der Stadt Wormditt und ihrer Umgegend, die nach einem älteren Plan (von 1595?) von dem königl.-polnischen Mechanikus und prinzlichen Exercitienmeister Marcus Maxim. von Köslor=Danzig angefertigt war. Vorher im Königsberger Staatsarchiv vorhanden, ist dieser Stadtplan leider verloren gegangen.

Der Anfang des 18. Jahrhunderts stand im Zeichen des 3. schwedischen oder nordischen Krieges (1700 — 21). Nachdem schon während des polnischen Thronstreites vom Dezember 1697 bis zum Sommer 1699 sächsische Dragoner und Infantristen das Ermland so sehr ausgelogen hatten, daß eine Anzahl von Besitzern es vorzog, aus dem Bistum nach Altpreußen auszuwandern, brachten die langjährigen Kämpfe zwischen König August II. von Polen und Karl XII. von Schweden neue fast unauflösbare Quartierlasten. Der junge Schwedenkönig, der sich als ein ungewöhnlicher Kriegsheld entpuppte, verjagte die sächsisch-polnischen Truppen aus Livland, von wo sie im August 1701 im Ermland anlangten, um sich hier sechs Wochen auf Kosten der armen Bevölkerung gütlich zu tun. Im nächsten August bezogen vier sächsische Regimenter im Bistum Winterquartier und hinterließen im Juni 1703 ein völlig erschöpftes Land. Schon im Juli ließ der schwedische General Steinbock von Thorn her einen harten Kontributionsbefehl ins Ermland ergehen, und einige Monate später erschienen die Schweden, um bis in den nächsten Sommer hinein das Bistum aufs grausamste auszupochen. Am 31. Dezember 1703 passierte der 21 jährige

König Wormditt auf der Reise von Braunsberg nach Heilsberg, wo er bis zum Juni seine Residenz aufschlug. Sein General Andreas Lagerkrona war in der Steuer-  
erpressung ein Teufel in Menschengestalt. Über hundert Dörfer, die nicht mehr zählen konnten, ließ er in Flammen aufgehen, nachdem er das letzte Stück Vieh geraubt hatte. Seinen Namen änderten daher die verzweifelten Ermländer in „O Kafar Landsenger“ um, und das Gedächtnis an jene unfählich schweren Zeiten lebte noch lange in dem Schreckensruf „Betet Kinder, die Schweden kommen“ fort. Auch nach dem Abzug der Schweden dauerten die Kontributionen fort. Erpressungen und Einquartierungen, Überfälle und Plünderungen von Schweden und Polen verheerten das bedauernswerte Ländchen aufs ärgste. Erst nach dem vernichtenden Siege Peters des Großen über Karl XII. bei P u l t a w a (8. Juli 1709) rückten die letzten in unserer Heimat zurückgebliebenen Schweden ab.

Das Jahr 1708 hatte eine Missernte, der folgende Winter eine so ungewöhnliche Kälte gebracht, daß Saaten und Bäume, aber auch zahlreiche Vögel und Tiere dem furchtbaren Frost zum Opfer fielen. Darauf stellten sich Teuerung und Hungersnot, Viehseuchen und schließlich die Pest ein, der i. J. 1710 etwa 12 000 Menschen im Ermland erlagen. Wormditt blieb wohl infolge strenger Sperrmaßregeln von dem erbarmungslosen Gaste verschont, obwohl die umliegenden Ortschaften Korbsdorf, Lützen und Crossen verödeten.

Gelegentliche sächsisch-polnische und russische Einquartierungen ließen die ermländische Bevölkerung noch bis z. J. 1717 die Fortdauer des nordischen Krieges empfindlich verspüren.

Am 6. Juli 1718 sprengte nachmittags eine Kavalkade von ungefähr hundert Mann von Heilsberg her zum Tore der Stadt hinein: Vorreiter, die den preußischen Soldatenkönig F r i e d r i c h W i l h e l m I. ankündeten, der wenige Stunden später Wormditt in seiner Kutsche passierte. Erwähnt sei bei der Gelegenheit, daß preußische Werber in jener Zeit oft gutgewachsene Ermländer zum Militärdienst entführten, in den Jahren 1721 — 25 nicht weniger als 33.

Böse Symptome der Zerrüttung Polens traten wieder nach dem Tode August II. († 1733) in Erscheinung. Die Doppelwahl August III. von Sachsen und des Stanislaus Leszczyński führte zu einem Kriege, der auch das Ermland in Mitleidenschaft zog. Vom März bis Mai 1735 hausten polnische, litauische, schwedische und deutsche Völker im Bistum, die unter Führung des Woiwoden von Wolhynien, P o t o c k i, für Stanislaus fochten. Im Mai wurden sie von den Russen und Kosaken des Generals B i r o n verjagt,

die für August III. kämpften. Eine moskowitzische Besatzung blieb in den wichtigsten Bistumsstädten, bis im Juli 1736 der Warschauer Reichstag mit der allgemeinen Anerkennung August III. dem Bürgerkrieg ein Ende machte.

Am 28. Mai 1740 empfingen die hochwürdige Geistlichkeit, der ehrenfeste Magistrat mit brennenden Fackeln und die Bürgerschaft im Gewehr die Leiche des am 16. März in seiner Heilsberger Residenz verstorbenen bischöflichen Landesherrn Christoph Andreas Szembek und geleiteten sie in die Pfarrkirche, wo die Vigilien gesungen und erst um 10 Uhr abends die Zeremonien beendet wurden. Am nächsten Tage, einem Sonntag, wurde nach dem Nachmittagsgottesdienst an der Bahre eine Trauerpredigt gehalten und danach die Leiche, deren Herz man in einer silbernen Kapsel am Heilsberger Rosenkranz-Altar beigesezt hatte, in derselben Anordnung wie tags zuvor zur Stadt hinausbegleitet. Die feierliche Bestattung erfolgte am 2. Juni in der Kapelle des Frauenburger Doms, die der Verstorbene selbst zu Ehren des Erlösers und des hl. Theodor hatte erbauen lassen. Eine ähnliche Trauerveranstaltung erfolgte wohl jedesmal in Wormditt, wenn ein Heilsberger Bischof nach seiner Kathedrale zur letzten Ruhe überführt wurde.

Ein großes Schadenfeuer in der Elbinger Vorstadt im Juni 1743 gab den Anlaß zur Festsetzung der ausführlichen Feuerordnung vom 13. März 1744, die oben (S. 95 ff.) eingehend behandelt ist. Ein arges Unwetter am 7. Mai 1751 blieb glücklicherweise ohne schwere Folgen. Ein Blitz traf dabei den Dachreiter auf dem Ostgiebel der Kirche, zerschmetterte im Dach mehrere Sparren und Querbalken und fuhr durch das Gewölbe über den Hochaltar in die Erde. Zugleich ging ein anderer kalter Schlag in den Rathhausturm, ließ seine Spuren am Perpendikel der Stadtuhr zurück, zersplitterte einige Balken und sprang in die Brotbänke herunter.

Nach zwei ruhigeren Jahrzehnten riß der Siebenjährige Krieg auch das Ermland in seine Strudel. Nach der Schlacht bei Gr. Jägerndorf (30. August 1757) setzten sich die Russen in Ostpreußen fest. Seit 1758 benutzten sie das ermländische Hochstift als Auf- und Durchmarschgebiet; drei Kavallerie-Regimenter schlugen vom November 1760 bis Juni 1761 in mehreren Bistumsstädten, darunter auch Wormditt, ihre Quartiere auf. Erst als Zar Paul III. i. J. 1762 mit Friedrich dem Großen Frieden geschlossen hatte, verließen die Russen den preußischen Kriegsschauplatz. Die dauernden Requisitionen trafen am meisten den Bauern, der Pferde gestellen und Vieh, Brotgetreide, Hafer und Heu liefern mußte, so daß die eigene

Ackerbestellung darunter aufs schwerste litt. Aber auch der städtische Mittelstand wurde hart getroffen, das Geschäftsleben stockte, es fehlte an Geld und Aufträgen.

Um die ermländische Wirtschaft neu zu beleben, mancherlei Mißstände zu beseitigen und Reformen durchzuführen, berief Fürstbischof *Grabowski* zum 14. April 1766 eine Versammlung bewährter Männer nach Wormditt ein. Das Ergebnis der hier getätigten Verhandlungen war die ermländische *Landesordnung*, die vom Bischof und Domkapitel am folgenden 4. Juli verkündet wurde. Eingehende Bestimmungen suchten darin den starken Flachsbau einzudämmen, wirtschaftliche Spannungen zwischen Stadt und Land zu mildern, durch Begründung einer allgemeinen Feuerkasse und ländlicher Depositenbanken in den Schlössern moderne Einrichtungen zu treffen. Auch eine *Briefpost* wurde ins Leben gerufen, die Montags und Donnerstags um 1 Uhr von Braunsberg abging und um 6 Uhr in Mehlsack eintraf. Von hier erreichte der Postillon in drei Stunden Wormditt. Hier gabelte sich der Postverkehr; eine Linie ging nach Heilsberg, Seeburg, Bischofsstein und Köfel, das am nächsten Abend 6 Uhr erreicht wurde, die andere Linie über Guttstadt nach Allenstein.

Die neue Landesordnung bedeutete noch ein letztes Aufklackern der bischöflichen Regierungsgewalt, die im Einvernehmen mit berufenen Vertretern des Bistums den Erfordernissen der Zeit Rechnung tragen wollte. Aber schon waren die Tage der territorialen Selbständigkeit gezählt, mit dem Schicksal des polnischen Schutzstaates erfüllte sich auch das des Fürstbistums Ermland.

## Zweiter Abschnitt.

### Wormditt unter den Schwingen des preussischen Adlers. 1772 bis jetzt.

#### 1.

#### In der Hohenzollern-Monarchie. 1772 — 1918.

Schon seit 1769 deuteten verschiedene Maßnahmen der preussischen Regierung zu Königsberg darauf hin, daß sie das Ermland als ein Gebiet ansah, das sich ihren Befehlen zu fügen habe, dessen förmliche Angliederung an das Königreich Preußen in Kürze zu erwarten sei. Und als sich Rußland, Österreich und Preußen am 5. August 1772 über die erste Teilung Polens geeinigt hatten, ließ Friedrich der Große am 13. September durch seine Kommissare und

Soldaten von dem Fürstbistum Besitz ergreifen. Ein ruhmloser Akt der Säkularisation machte dem geistlichen Kleinstaat nach 500 jährigem Bestehen ein rasches Ende. Zugleich schied das Ermland aus einem stammesfremden, innerlich zerrütteten Staatsverbände aus, um mit einer emporstrebenden deutschen Großmacht vereinigt zu werden.

Um genaue Unterlagen für eine neue Steuerordnung zu gewinnen, ließ die preußische Regierung im Ermland sogleich eine Landesaufnahme durchführen. Der Geheime Finanzrat Roden stand an der Spitze der Klassifikations-Kommission. Im Kammeramt Wormditt leistete der Landrat des Kreises Zauche in der Kurmark Kommissarius von Schierstädt die Arbeiten. Am 5. November traf Roden von Heilsberg her im Wormditter Schloß ein und machte dem Landrat von Schierstädt ernste Vorstellungen, daß er mit seinen Beamten nicht schnell genug gearbeitet habe. Mit diesem Besuch hängt sicherlich der Abschluß des wertvollen Berichtes zusammen, den der Stadtnotar Andreas Thater am 6. November über die kommunalen Verhältnisse von Wormditt erstattete, und dem schon wiederholt Angaben entnommen wurden.

Darin wurde die städtische Bevölkerung auf 1978 Seelen berechnet, und stand, wenn diese Zahlen stimmen, hinter Braunsberg (4244), Heilsberg (3126), Kößel (2838) und Frauenburg (2042) unter den ermländischen Städten damals an fünfter Stelle. Von den Wormditter Einwohnern waren in der Stadt und Vorstadt 409 Männer, 482 Frauen, 62 Gefellen, 54 Söhne über 12 Jahre, 320 unter 12 Jahre, 102 Töchter über 12 Jahre, 296 unter 12 Jahre, 27 Knechte, 163 Mägde und 63 Jungens. Bürger wurden in der Stadt 227, in der Vorstadt 71 gezählt. An Häusern fanden sich 59 ganze, 123 halbe, 9 kleine Buden, 13 Hafenbuden am Rathaus, 95 Häuser in den Vorstädten, 11 in der Billau, insgesamt 310 Feuerstellen. Daß auf Grund der statistischen Erhebungen der preußische Steuerdruck aufs mehrfache erhöht, und daß die Stadtverfassung abgeändert wurde, wurde schon oben (S. 18—26) ausgeführt. Wormditt wurde als immediate Stadt dem Kreis Braunsberg und dieser dem Ostpreußischen Kammer-Departement in Königsberg zugeteilt.

Schon im Jahre 1773 lagen vier preußische Infanterie-Kompagnien des Regiments von Ingersleben in Wormditt im Quartier. Vielleicht hing damit die Begründung der neuen Schützengesellschaft zusammen, die in zeitgemäßer Form der Stärkung des Wehrgedankens dienen wollte (S. 91). 1777 wird am Rathaus — wohl an der Nordseite — eine neue Hauptwache errichtet, die wohl schon für die städtische Garnison bestimmt war. In den

80 er Jahren lagen jedenfalls nach Goldbecks Topographie (1788) in Wormditt zwei Kompagnien Infanterie, von deren Garnisongebäude, Wachtlokalen, Lazarett, Montierungskammern und Schilderhäusern i. J. 1785 in städtischen Rechnungen gesprochen wird. 1793/94 garnisonierte in der Stadt eine Eskadron des Dragoner-Regiments *F r a n - k e n b e r g*, die im November 1794 von einer Schwadron des Güntherschen Bosniaken-Regiments abgelöst wurde. Bald danach scheint Wormditt seine Garnison verloren zu haben.

Am 14. August 1781 brannten durch Blitz 60 Scheunen an der Heilsberger Straße mit Getreide, Futter- und Ackergeräten nieder. Daß im März 1786 die *O b e r t e i c h - s c h l e u s e* fortgerissen und die Walkmühle unterhalb schwer beschädigt wurde, wurde oben (S. 29) bereits erwähnt. Der Stadtkämmerer Berent führte für 794 Tl. und Hergabe von 222 Stück Bauholz den Neubau der Schleuse; aber sie muß nicht fest genug angelegt worden sein, da sie 1795 wieder fortgeschwemmt wurde und nach ihrer Reparatur nochmals 1805 und zuletzt 1814.

Während bei der Landesaufnahme d. J. 1772 in Wormditt das mit 36 Meistern vertretene Tuchmacher-gewerbe besonders hervorgehoben wurde, berichtet Goldbeck in seiner Topographie (1788), daß die Einwohner der Stadt einigen Garn- und Federhandel trieben; auch gibt es einige Wollfabrikanten, die ihre eigene Walkmühle haben. Ohne die Garnison zählte der Ort damals über 2000 Einwohner.

Die allmählich fortschreitende Entwicklung, die die Stadt unter der neuen Regierung nahm, wurde zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts mit jäher Gewalt unterbrochen. Als nach den schmachvollen Oktobertagen des unglücklichen Jahres 1806 die französische Armee Preußen überschwemmte, trug auch Wormditt bis zur völligen Erschöpfung mit an der gemeinsamen Not des Vaterlandes.

Bevor *N a p o l e o n* im nächsten Frühjahr zum entscheidenden Schlage gegen die Preußen und Russen ausholte, wollte er seinen erschöpften Truppen Ruhe gönnen. Von Warschau erließ er zu Neujahr 1807 die entsprechenden Befehle. Marschall *B e r n a d o t t e* sollte mit dem 1. Armee-korps zwischen Elbing und Osterode Winterquartiere beziehen, südlich anschließend der Bernadotte unterstellte Marschall *N e y*. Dieser ließ sich, Napoleons Anordnungen durchkreuzend, von seinem Kampfesifer dazu verleiten, die preußischen Truppen aufzusuchen und Königsberg zu bedrohen. So rückte seine Avantgarde auf beiden Seiten der Allee nordwärts vor. Wormditt lag nicht mehr an diesen Straßen, trotzdem erschienen am 4. Januar sechs

französische reitende Jäger in der Stadt, trieben eine große Kontribution ein und ließen sich eine Menge Leder und Tuche verabsorgen. Die preußische Armee unter General L'Estocq stellte sich jedoch den vordringenden Franzosen bei Schippenbeil entgegen und zwang sie zum Rückzug, als die Verbindung mit den Russen unter Bennigsen erreicht worden war.

Am 22. Januar berührten kleine Abteilungen des zurückgehenden Menschen Korps Wormditt. Kapitän Savary verlangte von der Stadt und dem Domänenamt binnen weniger Stunden eine Kontribution von 2250 Tl. Amtmann Kieter wurde durch ein Kommando zu Savary geholt und mit Gefängnisstrafe bedroht, wenn er für seine Amtsinassen nicht sogleich den anteiligen Betrag aufbringe. Er bat nun, unter militärischer Bedeckung von Dorf zu Dorf reisen zu dürfen, um die Kontribution zusammenzubringen. Da aber die Franzosen den Feind auf den Fersen wußten, lehnte Savary die Bitte ab und machte Anstalten, den Amtmann und den Bürgermeister Weßler, der die städtische Kontribution ebenfalls für unmöglich erklärte, ins Gefängnis zu werfen. Nun blieb Kieter nichts anderes übrig, als die Bürger der Stadt unter Tränen um Vorschuß zu bitten. Ein Kommando von einem Unteroffizier und vier Mann begleiteten ihn und Weßler von Haus zu Haus, bis die Summe beisammen war. So wurden an barem Geld rund 1873 Tl. eingesammelt, dazu fertige Tuche im Werte von 261 Tl. und Lederwaren, hauptsächlich Stiefel und Schuhe, für 115 Tl. Der Tabakfabrikant Grunenberg gab allein 92 Tl. 30 Gr., und auf Vorstellung des Amtmanns Kieter, daß er Amtsinasse des Vorwerkes Kleinhof sei, zahlte er 200 Tl. Ignaz Grunenberg aus Voigtsdorf bei Arnsdorf, der i. J. 1788 als „Tabak=Spinner“ durch Zahlung der Gebühr von 3 Tl. Bürger der Stadt wurde, muß durch seinen gutgehenden Geschäftsbetrieb schon zurzeit des unglücklichen Krieges zu den wohlhabendsten Einwohnern von Wormditt gehört haben. Wegen des Vorschusses, den die Stadt dem Amt geleistet hatte, entstand i. J. 1815 ein Rechtsstreit, der um so mehr Schwierigkeiten bot, als Kieter und Weßler inzwischen verstorben waren.

Am Morgen des 23. Januar rückten die Franzosen ab; am selben Abend erschienen preußische und russische Vortruppen, um die Feinde gegen Liebstadt zu verfolgen. Am 25. schlug der russische General v. Bennigsen in Arnsdorf sein Hauptquartier auf; vor seiner unerwarteten Offensive nahm auch Bernadotte sein Korps südwärts zurück, um einer Umklammerung zu entgehen. Napoleon aber sah sich durch die Fortschritte der verbündeten Heere

bedroht, ergriff seine Gegenmaßnahmen und verließ am 30. Warschau, um selbst die Operationen zu leiten. Schon am 2. Februar mußten die Russen Allenstein räumen und zogen sich nach den Gefechten bei Bergfriede (3. Februar) und Jonkendorf (4. Februar) über Arnsdorf, Drewenz gegen Pr. Eylau zurück. Napoleon übernachtete vom 4. zum 5. im Pfarrhause Schlitt, vom 5. zum 6. in der Pfarrei Arnsdorf. Wormditt dürfte er bei seiner Weiterfahrt nordwestlich liegen gelassen haben; jedenfalls findet sich keine gesicherte Nachricht darüber, daß er Wormditt passiert hat.

Ney warf am 5. bei Waltersdorf (nahe Liebstadt) das preußische Korps L'Estocq mit erheblichen Verlusten und zwang es zum Rückzug in Richtung Mehlsack und Wormditt. Zu seiner Verfolgung marschierte der Marschall mit etwa 16 000 Mann am 6. und 7. Februar durch Wormditt. Wie ein Heuschreckenschwarm fielen die Franzosen über die bedauernswerte Stadt her. Nach der Urraschen Chronik sollen sie die Einwohner ihres „sämtlichen lebenden und toten Inventars und aller ihrer Habe“ beraubt haben. Wenn man bedenkt, welche Strapazen der Marsch auf den verschneiten, für Geschütze fast unbrauchbaren Wegen bedeutete, wird man sich vorstellen können, mit welcher Gier die Truppen auf ihrer kurzen Rast sich über Lebensmittel und Fußzeug jeder Art stürzten, wie dicht sie sich in den warmen Stuben drängten. Mancher von ihnen mag noch in der blutigen Schlacht von Pr. Eylau sein fernes Grab gefunden haben, obwohl das Korps Ney erst gegen Ende des Ringens am Abend des 8. Februar auf der Wahlstatt eintraf.

Nach der unentschiedenen Schlacht blieb Napoleon noch acht Tage bei Pr. Eylau, wohl um aller Welt zu bekunden, daß er sich nicht geschlagen fühle. Schon am 12. Februar ließ er die Passarge rekonoszieren, um sie dann als die berühmte Verteidigungsstellung seiner ruhebedürftigen Truppen zu bestimmen. Am 17. reiste er von Pr. Eylau über Landsberg nach Liebstadt, wo er vom 18. bis 21. weilte und wichtige Anordnungen über Verpflegung, Verbindungen, Depots und dergleichen traf. Auch bei dieser Fahrt scheint er Wormditt nicht berührt zu haben. Hier aber langte am 19. das 4. Korps des Marschalls Soult auf seinem Rückmarsch hinter die Passarge an und genoß einige Ruhetage, die für die Stadt eine neue schwere Belastung bedeuteten. Im ganzen haben sich leider nur wenige Einzelheiten über Wormditts Schicksal in diesem Kriegsjahr erhalten.

Am 24. Februar wollte General L'Estocq unsere Stadt erreichen, doch waren die Wege so schlecht, daß man nur bis Migeñnen und Drewenz kam. Vor den nachdrängen-

den Preußen räumte der Feind Wormditt und Umgebung und setzte sich hinter der Passargebrücke bei Sportehnen fest. Als am 25. die vaterländischen Truppen in unserer Stadt erschienen, wurden sie freudig begrüßt, und mancher Bürger fand wohl für sie noch einen Rest von Erfrischungen, die er vor den Franzosen vorsorglich versteckt hatte. Diese hatten sämtliche Brücken und Stege über die Passarge abgebrochen und die Übergangspunkte stark besetzt. Zwei Divisionen bezogen gegenüber den Flußübergängen von Alken und Spanden Quartier; die Division Auer blieb zu ihrer Unterstützung bei Wormditt; hier lagen auch einige Pulk Kosaken. Am 26. kam es bei Sportehnen zu einer kurzen Kanonade und zum Gefecht bei Braunsberg, das dadurch in die Hände der Franzosen fiel. Daß während dieser Kriegshandlungen der Dichter Schenkendorf am 27. in Wormditt seiner Todessehnsucht poetischen Ausdruck verlieh, wurde bereits vorher (S. 117 ff.) erzählt. Am 3. März lösten russische Truppen die preußischen Vorposten zwischen Sportehnen und Spanden ab.

Um das inzwischen an die Russen verlorene Guttstadt als wichtigen Posten zur Deckung seiner Winterquartiere zurückzugewinnen, den Gegner zu schwächen und vor weiteren Angriffen abzuschrecken, befahl Napoleon für den 3. März gleichsam einen Ausfall aus seiner Passargefestung. Demgemäß rückte Marschall Soult von Alken her mit seinem Korps und zwei Kavalleriedivisionen in Richtung Wormditt und südwärts vor, warf die Russen und besetzte wieder unsere Stadt. Am nächsten Tage ging er, nachdem die Stellung bei Guttstadt zurückerobert worden war, befehlsgemäß über die Passarge zurück, ließ aber eine Avantgarde in Wormditt stehen, die erst am 12. nach Sportehnen zurückgenommen wurde. Während dieser französischen Besatzung entstand durch Fahrlässigkeit einzelner Soldaten oder auf geheimen Befehl vor dem Obertor ein großer Brand, bei dem 36 Scheunen, namentlich die an der Guttstädter Straße, ein Raub der Flammen wurden. Um ihren Gegnern möglichst zu schaden, erschlugen die Franzosen vor ihrem Abzug auf dem rechten Passargeufer das übriggebliebene Vieh, vernichteten die Getreidevorräte, plünderten und raubten, wessen sie nur habhaft werden konnten, und mißhandelten die Einwohner. Als die französische Abteilung nach acht Tagen das völlig ausgesogene Wormditt verließ, führte sie überdies eine Menge Menschen aus Stadt und Vorstadt zum Schanzenbau bei Lemitten mit, ebenso Eisen zum Bau einer Brücke.

Kosaken und preußische Kavallerie unter dem Rittmeister Arnim, die die Postensicherung an der Passarge übernahmen, bezogen nun für einige Zeit in Wormditt

Quartiere. Da hier indessen weder Lebensmittel für die Truppen, noch Futter für die Pferde, ja nicht einmal die nötigste Nahrung für die Einwohner vorhanden war, so waren die Verbündeten auf Requisitionen in der Umgegend und auf die Vorräte der Magazine zu Heilsberg und Rosenberg angewiesen. Das rücksichtslose Fouragieren der Russen gab zu vielen Klagen und Beschwerden Anlaß.

Inzwischen kam der Sommer ins Land, und mit ihm reifte die Entscheidung des Krieges. Am 26. Mai kapitulirte Danzig, nicht durch die Waffen, sondern den Hunger und Munitionsmangel bezwungen. Eine alliirte Entlastungsoffensive an der Passargefront, bei der Wormditt am 13. Mai von starken russischen Kräften unter General Dochterow besetzt wurde, war schon am nächsten Tage abgeblasen worden. Das Schicksal Danzigs mahnte nun die verbündete Heeresleitung zu ernsterer Aktivität, bevor die vor Danzig freigewordenen französischen Verstärkungen herankommen konnten. So befahl Bennigsen für den 4. Juni den Angriff auf Guttstadt und die mittlere Passargestellung. Die 1. Kolonne Dochterow, die 7. und 8. russische Division, 24 Bataillone, 4 Batterien rückten aus dem Lager bei Launau am 5. durch Wormditt und südlich der Stadt, um die Verschanzungen bei Lemitten zu nehmen. Aber hier wie bei Spanden, Guttstadt und Deppen wurden die Verbündeten von den an Zahl überlegenen, in guten Stellungen befindlichen Franzosen am 5. und 6. Juni verlustreich zurückgeworfen. Nunmehr ging Napoleon selbst zum Angriff vor. Am 8. griffen die Franzosen längs der Passarge alle Vorposten an und drängten sie zurück. Generalmajor Kaminskoi, der mit zwei Divisionen bei Mehlsack stand, glaubte auf ein Schreiben Bennigsens gegen Guttstadt marschieren zu sollen, wo eine Schlacht bevorzustehen schien. Um 11 Uhr nachts brach er mit 21 russischen äußerst schwachen Bataillonen, 27 preußischen Schwadronen, einem Kosaken = Pulk, eineinhalb Fuß- und einer reitenden Batterie, insgesamt gegen 10 000 Mann, nach Wormditt auf. Am 9. morgens 3 Uhr überraschte dieser neue Waffenlärm die schlaftrunkene Stadt. Nach einstündiger Rast zog der General bis Voigtsdorf, erfuhr hier aber, daß Bennigsen sich nach Heilsberg zurückgezogen habe. Vor den vorrückenden Franzosen ging er deshalb bei glühender Hitze auf Wormditt und Krossen zurück, um nachmittags nach Heilsberg aufzubrechen, wo am 10. mit rühmlicher Tapferkeit und starken Verlusten auf beiden Seiten gekämpft wurde. Eine Depesche, die an diesem Morgen General Berthier von Guttstadt durch den Kapitän Challière an General Victor sandte, wurde bei Wormditt abgefangen. Obwohl der französische Hauptmann sie bei

seiner Gefangennahme in Stücke zerriß, schickte sie der preußische Rittmeister Beyer an General L'Estocq, der sie zusammensetzen ließ und daraus Napoleons Befehl, Mehlsack zu nehmen, erfuhr.

Als der schmachvolle Frieden von Tilsit (9. Juli) dem unglücklichen Krieg ein Ende machte, erlöste er wohl die Provinz von den dauernden Truppenbewegungen, Requisitionen und Kampfhandlungen. Indessen die zwangsmäßige Einrichtung von Lazarettten nach den Schlachten von Heilsberg und Friedland hatte weitere Belastungen gebracht. So mußten auch in Wormditt und Braunsberg auf französischen Befehl für je vierhundert Kranke und Verwundete Platz und Betten beschafft werden. In unserer Stadt wurden dazu wohl in erster Linie das frühere Garnisonlazarett in der Jungfernstraße (jetzt Thielsche Einfahrt) und Privatwohnungen belegt, aber auch das Rathaus hergerichtet, wo ein Teil der Akten aus der Registraturstube von den Kranken verbrannt oder vernichtet wurde. Ob tatsächlich alle angeforderten Plätze belegt wurden und wie lange, läßt sich nicht feststellen. Wie trostlos sah es aber in den Gegenden aus, die wie Wormditt monatelang in der Kampfzone gelegen hatten! Das Vieh nahezu verzehrt, die Winterfelder verheert, an Sommerfaat wegen Getreide- und Geldmangel wenig oder nichts bestellt. Kein Wunder, wenn Hungersnot entstand, der beste Nährboden für epidemische Erkrankungen. Täglich wurden mehrere Menschen, selbst auf der Straße, vom Tode fortgerafft. Nach dem Totenbuch des katholischen Pfarramts starben i. J. 1807 in der Stadt 643 Personen, d. h. mehr als ein Viertel der ganzen Gemeinde (etwa 2400), während aus den Dörfern des Kirchspiels 408 Tote verzeichnet sind. Dazu räumte eine Seuche unter dem vermagerten letzten Vieh auf. 76 Feuerstellen standen leer. Viele Bürger wanderten aus. Hätte sich die Regierung nicht durch Lieferung von Mehl und anderen Lebensmitteln der bedauernswerten Stadt erbarmt, so hätte das große Sterben noch länger angedauert.

Den Gesamtverlust schätzte die verarmte Stadt auf 277 172 Tl. Der Vater des Seminardirektors Dr. Arndt, ein Besitzer von eineinhalb Hufen, hatte allein 1891 Tl. 25 Sg. eingebüßt, und zwar durch gesetzliche Requisitionen 75 Tl. 15 Sg., durch Erpressungen 630 Tl., durch Plünderungen 551 Tl., durch Einquartierungen 199 Tl. 10 Sg., durch Abbrennen einer Scheune 436 Tl. Die Forderungen für Leistungen allein an die russischen Truppen berechnete die Stadt auf 32 285 Tl., von denen die russische Regierung im Dezember 1810 noch 27 296 Tl. zu zahlen hatte. Die Schulden, die Wormditt während des Krieges und

nachher hatte aufnehmen müssen, beliefen sich auf 9653 Tl. Von 1810 — 1814 wurden durch Verrechnung 1710, bar 957 Tl. abgetragen, so daß noch 6985 Tl. blieben. Der Magistrat befriedigte zuerst die auswärtigen Gläubiger, die Zinsen verlangten, dann die einheimischen, die Bargeld geliehen hatten. Nach einem festen Amortisationsplan wollte er die Restschuld in zehn Jahren abstoßen.

Noch 1810 sah Oberpräsident v. A u e r s w a l d „im Ermland an der Passarge und Alle die Stelle ehemaliger Ortschaften, wo noch nicht ein einziges Wohngebäude wieder aufgeführt, die Dorfstelle mit hohem Gras bewachsen, von der ganzen Feldmark auf einer Strecke von einer halben Meile seit drei Jahren nicht das mindeste umgeackert oder besät, und wo von den vorhanden gewesenen Einwohnern mehr als dreiviertel ausgestorben sind oder aus Hunger ihre Heimat und zum Teil den Staat verlassen haben.“

Aus Preußens tiefem Fall ergab sich seine ruhmvolle Wiedergeburt, die Einführung umfassender, segensreicher Reformen, von denen der Städteordnung (November 1808) bereits oben (S. 27 f.) gedacht wurde. In Wormditt wurden zu Beginn des nächsten Jahres von der Bürgerschaft vierzehn Stadtverordnete gewählt, deren Vorsteher Kremki wurde. Nach den furchtbaren Kriegsleiden die Stadt in unverdrossener Arbeit allmählich einer besseren Zukunft zuzuführen, bot den neuen Körperschaften der kommunalen Selbstverwaltung ebenso dankbare wie schwierige Aufgaben.

Bereits im Frühjahr 1812 wurde diese friedliche Entwicklung durch Napoleons Krieg gegen Rußland erneut unterbrochen. Alle unterworfenen und verbündeten Staaten mußten dem mächtigen Korsen Heeresfolge leisten, und so stand ihm eine halbe Million Soldaten zu Gebote, von denen 20 000 zum preußischen Hilfskorps gehörten. Ostpreußen sollte auf drei Straßen durchzogen werden, von denen die mittlere über Liebstadt, Wormditt, Heilsberg führte. Zur Verproviantierung der Truppen wurden in bestimmten Abständen Magazine eingerichtet, für die die umliegenden Ortschaften hufenweise Lieferungen beisteuern mußten. Wormditt sollte aus dem Heilsberger Magazin versorgt werden, dessen Verpflegungsdirektor Landschaftsrat Ferdinand v o n S c h a u auf Korbisdorf wurde. Da i. J. 1811 in Ostpreußen Mißwachs eingetreten war, fehlte es der Bevölkerung ebenso an Brotgetreide und Saat wie an Viehfutter. Trotzdem mußten für das Militär gewaltige Proviantmengen beigebracht werden. So blieb vielfach den Einwohnern nichts anderes übrig, als das Brot durch Kräuter und Baumrinden zu strecken und für das Vieh die Strohdächer abzudecken und als Häcksel zu verfüttern.

Nach neu anzufertigenden französischen Maßen sollte die Proviantausgabe der Magazine erfolgen. Demnach betrug die Tagesration für den Unteroffizier oder Gemeinen 900 Gramm Brot, 300 Gramm Rindfleisch, 60 Gramm Reis oder 120 Gramm Hülsenfrüchte,  $\frac{1}{60}$  Kilogramm Salz, 1 Lit. Bier,  $\frac{1}{10}$  Lit. Branntwein und  $\frac{1}{20}$  Lit. Weinessig für Kranke. Die höheren Offiziere erhielten nach Rang das Mehrfache der einfachen Ration, Divisionsgeneräle z. B. acht Rationen. Für die Pferde wurden zwei Rationen ausgegeben, eine größere ( $2\frac{3}{4}$  Mehen Hafer, 13 Pfund Heu, 8 Pfund Stroh) für die schwere Reiterei, wie Kürassiere, Dragoner, Carabiniers, Artillerie, die kleinere (4 Pfund Heu weniger) für die leichte Kavallerie, wie Husaren, Jäger, Bagage u. a.

Bei Truppendurchzügen mußte der Magistrat auf dem Rathhaus zur Ausstellung der Quartierbillets und für Auskünfte dauernd zur Verfügung stehen. Für Empfang der Verpflegung wurden von den Truppenführern Bons ausgestellt.

Am 11. Mai tauchte die französische Avantgarde, ein Regiment reitender Schützen vom Corps Davout, in Wormditt auf. Es stellte sich aber gleich heraus, daß das Heilsberger Magazin für eine flotte Abwicklung der Verpflegung zu weit entfernt lag; deshalb wurde am 13. in Wormditt ein Filial-Magazin eingerichtet, dessen Verwaltung dem Bürgermeister Schorn übertragen wurde. Zugleich wurden die städtischen Bäcker angewiesen, nach Anweisung von französischen Feldbäckern Brote zu  $3\frac{3}{4}$  Pfund zu backen und einstweilen alle zwei Tage 700 solcher Brote abzuliefern. Da sie sich aber bald sträubten, unter den sehr ungünstigen Bedingungen weiter zu arbeiten, wurde im sog. Brauhaus am Kloster eine besondere Feldbäckerei eingerichtet, zu der Teile der Stadtmauer als Baumaterial niedergelegt wurden. Um der Bürgerschaft die dadurch verursachten Lasten zu mildern, steuerte v. Schau aus eigenem Besiz Ziegel und Holz bei. Das benötigte Rindfleisch mußte fortan direkt an das Wormditter Filial-Magazin abgeliefert werden, so zum Beispiel nach einer Tabelle vom 16. Mai von Korbsdorf 272, Talbach 306, Elditten 119 Pfund. Brotgetreide, Erbsen, Hafer, Heu und Getränke wurden dagegen im allgemeinen durch Bauerngespanne vom Heilsberger Hauptmagazin abgeholt.

Für den 28. Mai wurde der Stadt eine Einquartierung von 4337 Mann, darunter 91 Offiziere und 169 Pferde, angesagt. Im ganzen wurden im Mai etwa 7800 Mann verpflegt. Die stärkste Belegung erfolgte vom 9. bis 16. Juni, als das Corps des Marschalls Dudinot, des Herzogs von Reggio, durchmarschierte. Verpflegungsdirektor v. Schau reiste dem Herzog bis Mohrunen entgegen und

empfang hier am 8. den Befehl, bis zum nächsten Abend je 150 Ochsen von Guttstadt und Heilsberg heranschaffen zu lassen; auch mußten die Wiesen zur Grasung der Pferde freigegeben werden. In diesen Tagen zogen etwa 29 500 Mann und 14 200 Pferde durch, ein buntes Völker-, Sprachen- und Uniformengemisch, Franzosen und Italiener, Schweizer und Süddeutsche, wohl alle widerwillig dem allmächtigen Willen des Franzosenkaisers in das ferne russische Abenteuer folgend. Über die zugewiesenen Proviandrationen hinaus ließen sie manchen Ochsen ohne Bon mitgehen, verlangten Gespanndienste und behielten danach oft Pferde und Wagen zurück, benahmen sich auch sonst teilweise übermütig oder feindselig, obwohl sie als Verbündete durchmarschierten. Das Roggenbrot, das ihnen nicht zusagte, warfen manche verächtlich fort. Daß der Vater des späteren Seminardirektors Arendt ohne rechten Grund ermordet wurde, wurde schon oben (S. 125) erwähnt, ebenso der gewaltige Brand in der Meile, der am 22. Juni durch die Leichtfertigkeit durchziehender Soldaten entstand (S. 8).

Noch wurden Tag und Nacht die  $3\frac{1}{4}$  - Pfund - Brote gebacken, als plötzlich nach dem Durchzug des Korps Dudinot die Flut unerwartet abebbte. So kam es, daß am 21. Juni in Heilsberg über 6000, in Wormditt über 4000 Brote überzählig wurden und zu verschimmeln anfangen. In einer Auktion wurden diese Wormditter Brote für 132 Tl. 54 Gr. versteigert. Bürgermeister Schorn, dem die ebenso schwere wie undankbare Leitung des Filial-Magazins übertragen worden war, bat am 25. Juni wegen seiner total geschwächten Augen und zerrütteten Gesundheit um Enthebung von seinem Amte. Zuletzt hatte ihm v. Schau noch deswegen Vorwürfe gemacht, daß er den Wolfsdorfern nicht die angeforderten Brote für die Truppen verabfolgt hatte; infolgedessen hatte das Militär den dortigen Bauern plündernd das Letzte genommen. Schorn entschuldigte sich allerdings damit, daß die Wolfsdorfer keine Bons des Fouriers mitgeschickt hätten, daß er aber nach seiner Dienstweisung ohne Bons nichts ausliefern dürfe.

Während im Juni etwa 12 900 Rationen Vivres in Wormditt ausgegeben wurden — in den deutschen Meldungen jener Wochen hören wir wiederholt dieses französische Wort für Lebensmittel —, sank diese Zahl im Juli auf 316, August 303, September 13, Oktober 15. Wir sehen, wie nur noch wenige Nachzügler das Wormditter Magazin in Anspruch nahmen. Dafür konnte dem Elend der Zivilbevölkerung aus den Beständen an Lebens- und Futtermitteln ein wenig abgeholfen werden.

Nach der furchtbaren Katastrophe der grande armée in Moskaus Flammenmeer und Rußlands Schneewüste fanden

sich Ende November die ersten der flüchtigen Franzosen in unserer Stadt ein; Mitte Dezember erreichte ihre Zahl den Höhepunkt, um im Januar 1813 mit den letzten Nachzügeln stark abzusinken. Das Filial-Magazin gab im November 63, im Dezember 4137 und im Januar 272 Verpflegungsportionen aus. Da kamen am selben Weihnachtstage Infantristen und Artilleristen der verschiedensten Regimenter, Dragoner und reitende Schützen, Kürassiere und Chevauxlegers, Ulanen und Husaren, Lanciers und Garde, Train und Gensdarme; nach ihrer Nationalität Westfalen und Italiener, Franzosen und Kroaten, Spanier, Portugiesen und Schweizer, Württemberger, Hessen und Bayern. In völliger Auflösung durcheinander, je ein bis zehn Mann von den verschiedensten Regimentern. Zwei Schlitten beherbergten oft den traurigen Rest eines ganzen Regimentes. Zwei Pferde und sieben Mann waren alles, was von einem Kavallerie-Regiment noch übrig geblieben war, wobei ein Kürassier, die Füße in Stroh gewickelt, auf dem einen skelettähnlichen Pferde saß, während das andere das Gepäck trug und von den übrigen weitergeschleppt werden mußte. Voller Frostbeulen wankten die Flüchtlinge einher; oft waren ihnen ganze Gliedmaßen abgefroren und in Fäulnis geraten. Lumpen, Frauenröcke, Schafsfelle, Strohmatten und dergleichen bildeten oft ihre verlauste Kleidung. Fast keiner hatte eine militärische Kopfbedeckung, sondern das Haupt mit einem alten Tuch oder Hemd verbunden; die angefrorenen Füße waren statt mit Schuhen und Strümpfen mit Stroh, Pelz oder Lumpen umwunden. Fürwahr, „ein herzangreifender Anblick, die großprahlenden Franzosen in diesem so jammervollen und ängstlichen Zustande zu sehen“, bemerkt Urra in seiner Chronik. Denn überdies ließ ihnen die Furcht vor den verfolgenden Kosaken keine Ruhe.

Im Januar rückten die ersten Russen in Wormditt ein, von den Bewohnern als Befreier freudig und gastlich aufgenommen. Eine Abteilung Baskiren zeichnete sich durch ihr edles Verhalten besonders aus und hinterließ durch einen Pfeilschuß in den Uhrturm des Rathauses ein originelles Andenken (S. 45).

Nach Bazels im einzelnen öfter fehlerhaften Nachweisungen hat Wormditt i. J. 1812 für die kaiserlich-französische Armee folgende Leistungen aufgebracht: 26 zustellende Pferde, dazu requiriert 107 Pferde und 29 Wagen; 47 zweispännige Fuhren auf drei Meilen und 470 vierspännige Fuhren auf vier Meilen; 39 Scheffel Weizen, 8260 Stück Roggenbrot, 36 Sch. 15 ½ Meß Erbsen; 10 Rinder und 5134 Pfd. Rindfleisch; 3 Ohm (= 137,4 Lit.) 2 Quart Branntwein, 2690 Ohm 48 Quart Bier; 58 Sch. 9 Meß

Futterroggen, 471 Sch. 9 M. Hafer, 299 Zentner 64 Pfd. Heu 20 Schock 59 Bund Stroh; dazu Sachschäden im Werte von 6476 Tl. Außerdem mußten für das Königsberger Provinzial-Lazarett noch 1650 Ellen feine und 322 Ellen grobe Leinwand und andere Lieferungen im Werte von 141 Tl. zur Verfügung gestellt werden. Der Gesamtbetrag dieser Leistungen wurde auf 38 578 Tl. berechnet.

Bevor König Friedrich Wilhelm III. im März seinen Aufruf zum Freiheitskriege ergehen ließ, hatte schon der Königsberger Landtag am 5. Februar die Bewaffnung von 30 000 Mann Landwehr zur Verteidigung der Provinz beschlossen. Zur Organisierung der Landwehr wurde die Provinz in fünf Spezial-Kommissionen eingeteilt, die vierte mit 149 000 Seelen und dem Sitz in Heilsberg war dem bewährten Landschaftsrat v. Schau unterstellt; zu ihr gehörte auch Wormditt, das 34 Mann zur Infanterie und zwei Kavalleristen vollständig ausrüsten sollte. Die Kosten für diese Ausrüstung beliefen sich auf 1103 Tl., die klassenweise von der Bevölkerung repartiert wurden.

Die marschbereiten Mannschaften sammelten sich abteilungsweise, ehe sie nach Danzig weitergeführt wurden. Auch Wormditt muß ein solcher Sammelplatz gewesen sein, und zwar für Kavallerie. Rittmeister v. Heßberg bemängelte bei einer Reihe von Landwehrleuten und Pferden die Ausrüstung und ließ mit Genehmigung der Heilsberger Spezial-Kommission durch Wormditter Handwerker das Fehlende ergänzen, z. B. Schuhzeug, Hufeisen, Striegel, Decken u. a. Der Magistrat übernahm vorschußweise die Bezahlung der Arbeiten, und Stadtkämmerer Milpacher hatte viele Schreibereien, um die verauslagten 257 Tl. von den einzelnen Amts- und Stadtbezirken zurückzuerhalten. Die tägliche Löhnung von drei Groschen für den Landwehrmann mußte durch die Kommunen aufgebracht zu werden, die im Juli noch die Bekleidung vervollständigen sollten. So gab Wormditt auf Befehl der Heilsberger Kommission für seine Landwehrleute 36 graue Mäntel mit roten Kragen und Achselklappen, 36 tuchene Matrosen-Hosen, 34 Paar Schuhe und zwei Paar Stiefel in Auftrag. Da der Magistrat wegen der Mäntel und Hosen nur mit den Alterleuten des Tuchmachergewerks, nicht aber mit denen der Schneider verhandelt hatte, weigerten sich diese, die Arbeit zu übernehmen, und mußten erst durch Androhung von Polizeistrafen dazu gezwungen werden..

Am 6. August wurde der Stadt vom Königsberger Gouvenement „für ihren gewöhnlichen ausgezeichnet edeln patriotischen Eifer“ in Ausführung der militärischen Anforderungen die Anerkennung und der „Beifall für ihr

vortreffliches, patriotisches Benehmen“ zum Ausdruck gebracht.

Für Abgänge der vor dem Feinde stehenden Landwehrmänner mußte im Oktober Ersatz gestellt werden, von denen Wormditt vier Infantristen und mit Guttstadt zusammen einen Kavalleristen auszurüsten hatte; d. h. eine der Städte lieferte das Pferd, die andere den Reiter. Übrigens waren Patriotismus und Mut nicht die Eigenschaften aller Landwehrleute; ein Wormditter Schlossergeselle, der sich freiwillig gemeldet hatte, desertierte schon hinter Marienwerder, da er „vor Hunger nicht mehr aushalten konnte“; ein anderer Deserteur aus dem Stadtdorf Bürgerwalde wurde dort festgenommen, rückte aber nochmals aus, ehe er nach Danzig abgeliefert werden konnte.

Durch Verordnung vom 17. März 1813 war auch der Landsturm organisiert worden, dessen Oberkommandant im Kreise Braunsberg wieder F. v. Schau wurde. Auch in Wormditt wurde eine solche Formation gegründet und in Märschen und Waffenübungen ausgebildet, um gelegentlich in Aktion zu treten, z. B. bei der Durchreise der Zarin Elisabeth in Braunsberg (16. Januar 1814).

Die vaterländische Begeisterung jener Jahre äußerte sich natürlich auch in der freiwilligen Hergabe von Geld und Gaben aller Art, deren Wert in Wormditt 341 Tl. betragen haben soll. Auch einige freiwillige Jäger, die sich aus eigenen Mitteln equipierten, eilten von hier zu den Waffen.

In die Zeit, als die Kunde von den siegreichen Kämpfen der Verbündeten in Frankreich die Herzen der Bevölkerung hoffnungsfreudig schlagen ließ, fiel der verhängnisvolle Ausbruch des Obertheils vom 3. April 1814, der der Stadt neues Unheil und schwere Sorgen schuf (S. 29). Wirtschaftliche Schwierigkeiten, die durch Missernten noch gesteigert wurden, lähmten auch sonst trotz der siegreich beendeten Freiheitskämpfe Handel und Wandel in Stadt und Land; es fehlte an Geld, Aufträgen, lohnendem Verdienst und dauerte noch fast zwei Jahrzehnte, ehe eine fühlbare Besserung eintrat. Auch die wohlwollende Förderung, die der erste Landrat des jetzigen Braunsberger Kreises F. v. Schau (seit 1817) der Stadt angeeignet ließ, konnte über diese Folgeerscheinungen der langen Kriegszeit nicht hinweghelfen. Flachsbau und Flachshandel gehörten damals zu den einträglicheren Beschäftigungen.

Waren also Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit durch die Zeitverhältnisse geboten, so gab es doch Ausnahmen von der Regel, Festtage, an deren würdiger Ausgestaltung die Bürgerschaft in freudigem Wettstreit mitwirkte. So geschah es, als Fürstbischof Josef von Hohenzollern am

19. August 1820 in Wormditt feierlich seinen Einzug hielt. Reichgeschmückt die Straßen und Häuser der Stadt, die wohl nach einem Menschenalter zum ersten Male wieder ihren Oberhirten in ihren Mauern sah. Ein Begrüßungsgedicht war auf Veranlassung des Korbisdorfer Gutsheeren und Landrats verfaßt und in Königsberg auf Seide gedruckt und kostbar gebunden worden, um nun namens der Stadt dem Bischof überreicht zu werden. Dieser hatte für seine Predigt Gedanken über das zweite bessere, ewige Leben gewählt, die er durch einen Totenschädel auf der Kanzel eindringlich unterstützt haben soll. Am Abend sahen ihn die Einwohner am Arme ihres verehrten Landrats durch die mit Kerzen und Lämpchen illuminierten Straßen wandeln, um die treuen Zeichen der Liebe und Verehrung der Bürgerschaft in Augenschein zu nehmen.

Ein schönes Fest war auch das 50 jährige Jubiläum der ermländischen Zugehörigkeit zu Preußen im September 1822. Morgens Musik vom Rathhausturm und Schüsse aus alten Doppelhaken. Um 9½ Uhr Festzug der Behörden und Honoratioren vom Rathaus zur Pfarrkirche, wo feierlicher Gottesdienst mit Gedenkrede stattfand. Eine Kollekte für die Stadtarmen durch Magistratsmitglieder erbrachte 9 Tl. 10 Sg. Nachmittags 2 Uhr Auszug der Behörden und Bevölkerung vom Markt zum Festplatz zwischen Kuckuck- und St. Geistesheide. Eine kleine Kavallerie- und Infanterie-Abteilung der Bürger mit der Stadtfahne voran. Dort angekommen, brachte Bürgermeister Urra das Königshoch aus, worauf ein 78 Fuß hoher Mast mit der preußischen Flagge aufgerichtet wurde. Landrat v. Schau eröffnete nun mit der ältesten Bürgerfrau auf einer grünen Wiese den Tanz. Frohe Stimmung hielt die Bevölkerung zusammen, bis gegen Abend der geschlossene Zug zum Markt zurückkehrte, wo zwischen Pyramiden mehrere durch ungezählte Lämpchen beleuchtete Transparente Huldigungen und Wünsche für das Königshaus aussprachen. Hier stimmten Pfarrschüler die Hymne „Heil dir im Siegerkranz“ an, worauf Landrat v. Schau erneut ein dreimaliges Lebehoch auf den Monarchen ausbrachte, das von fünfzig Salven aus den Hakenbüchsen begleitet wurde. Dann schloß ein Bürgerball das harmonische Volksfest ab (S. 41).

Am 7. Mai 1829 wurde dem verdienstvollen Landrat von seinen Freunden und Verehrern in einer Festveranstaltung zu Wormditt sein in Lebensgröße gemaltes Bild überreicht, wobei dankbare Reden und Gedichte den Gesinnungen Ausdruck gaben. Noch größere Huldigungen erlebte v. Schau am 10. März 1836 in Braunsberg, wo sein 50 jähriges Dienstjubiläum unter Teilnahme der hervorragendsten Persönlichkeiten der ganzen Provinz aufs wür-

digste begangen wurde. Nachdem er am 2. Mai 1840 72-jährig auf einer Dienstreise in Mohrungen gestorben war, wurde er am 9. von einem überaus zahlreichen und illustren Trauergesolge in der Wormditter Pfarrkirche neben seinen beiden ersten Gemahlinnen beigesetzt. Die dritte, die ihm erst 1864 im Tode folgte, war durch ihre hochherzige Stiftung die Begründerin des hiesigen Krankenhauses (S. 53).

Der Errichtung des evangelischen Pfarr- und Schulgebäudes und der Kirche in den Jahren 1828—30 wurde bereits in anderem Zusammenhange (S. 58) Erwähnung getan.

In Auswirkung der Pariser Julirevolution d. Js. 1830, die unsere Heimat kaum berührte, erhoben sich in Rußland die Polen in einem bewaffneten Aufstand. Nach dem Fall Warschaus (September 1831) flüchteten polnische Offiziere und Mannschaften über die preußische Grenze und suchten hier Obdach. Gleich anderen Städten erhielt auch Wormditt eine Gruppe dieser Insurgenten zur Unterbringung und Verpflegung zugewiesen, einen Major, zwei Kapitäne, fünfzehn Leutnants und vierzehn Gemeine, die unter Aufsicht standen und bis zum nächsten Jahre verblieben.

1832 wurde der baufällige Rathhausturm, der dem Einsturz nahe war, gründlich erneuert (S. 45). Der Magistrat bestand damals aus sechs Mitgliedern, Bürgermeister Urra, Stadtkämmerer Schnigenberg, der gleichzeitig die kgl. Postexpedition unter sich hatte, und vier Ratmännern: Kasimir Lehmann, Franz Perwo, Valentin Splanemann und Karl Ignaz Grunenberg. Vorsteher der achtzehn Stadtverordneten war Ernst Perwo, sein Stellvertreter Wundarzt Valentin Wein. 1837 wurde von den Stadtverordneten beschlossen, neben dem Kämmereiamt eine Rendantenstelle zu schaffen.

Im Jahre 1838, das durch den großen Brand vor dem Heilsberger Tore vielen Bürgern empfindliche Verluste brachte (S. 100), wurde die Scharwerkspflicht der städtischen Arbeiter und Tagelöhner, die bisher jährlich acht Tage Handdienste bei Kämmereiarbeiten zu leisten hatten, dahin abgelöst, daß sie sich mit vier Groschen für den Tag loskaufen konnten. 121 Pflichtige machten von dieser Vergünstigung Gebrauch. In dem Notjahr 1844 kam die Frage der Separation in Fluß (S. 75 f.). 1845 begann der Neubau der Kunststraße Wormditt — Guttstadt, zugleich um Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Nun wurden am Ende der Klosterstraße Stadtmauer und Turm niedergelegt und der hohe Chauffeedamm aufgeschüttet, der jenseits des südlichen Stadtgrabens in der Neustadt neues Baugelände er-

schloß. Die Jahre 1846, 1848 und 1850 waren wieder durch große Schadenfeuer gekennzeichnet (S. 101).

Der mittelalterliche Bürgerwachtdienst namentlich für den Nachtschutz erhielt sich noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der beamtete Stadtwachtmeister bestellte dazu der Reihe nach die Bürger, die alle fünf bis sieben Wochen einmal herankamen. Seit einer Regierungsverordnung vom November 1868 wurde dieser veraltete Dienst abgeschafft, und es wurden vier besoldete Nachtwächter angestellt. Die städtische Polizei setzte sich i. J. 1869 aus einem Wachtmeister, Sergeanten, Exekutor und Hilfsboten zusammen.

Der Ausbruch der Pariser Februarrevolution des Jahres 1848 riß auch Deutschland in den Strudel der Freiheitsbewegung hinein, und selbst in unserm stillen Städtchen schlugen die neuen Ideen ihre Kreise. In den leidenschaftlichen Berliner Märztagen hatte Friedrich Wilhelm IV. u. a. Volksbewaffnung und parlamentarische Wahlen zugestanden. Auf Verfügung der Regierung wurde am 10. April auch in Wormditt eine bewaffnete Bürgergarde ins Leben gerufen, um gegebenenfalls Unruhen zu steuern. Jeder Bürger bis zum 60. Lebensjahr wurde zum Dienst verpflichtet, ältere Bürger, Schutzverwandte der Stadt, die nicht durch „gemeine Handarbeit“ sich ernähren mußten, und Jünglinge über 17 Jahre konnten als Freiwillige aufgenommen werden. Schutz der Freiheit und des Eigentums war die Hauptaufgabe der Bürgerwehr, die nach sechs Stadtbezirken in sechs Unter- und zwei Hauptabteilungen gegliedert wurde. Als Kommandeur sollte ein Major, als Unterführer zwei Hauptleute und sechs Leutnants durch Stimmzettel so gewählt werden, daß auf je zehn Urwähler ein Wahlmann entfiel, bei den 350 Dienstpflichtigen der Stadt also 35 Wahlmänner zu führen waren, die dann die Offiziere wählten. Durch diese indirekte Wahl wurde Stadtkämmerer Ernst Perwo Major. Die Mitglieder der Wehr hatten im Dienst eine mit der Abteilungsnummer versehene weiße Binde zu tragen und sich mit einem Schießgewehr, einem Seitengewehr oder einer Lanze zu bewaffnen. Täglich sollte Wacht- und Patrouillendienst ausgeübt, bei außergewöhnlichen Vorfällen durch Trommel- oder Hornsignale Alarm geschlagen werden, worauf die Dienstpflichtigen unverzüglich bewaffnet auf ihre bestimmten Sammelplätze zu eilen hatten. Auch ein Standgericht aus drei Mitgliedern sollte zur Aburteilung von Ungehörigkeiten und Erzessen in indirekter Wahl bestimmt werden, um die Angeschuldigten mit Rügen oder Ausschluß aus der Bürgergarde zu bestrafen. Als oberste Behörde der Wehr sollten Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung gelten.

Nun sollten am 1. Mai die Urwahlen stattfinden, bei denen zunächst die Wahlmänner für die preußische Nationalversammlung in Berlin und danach die für die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. erkoren werden sollten. Das aktive Wahlrecht war an die Vollendung des 24. Lebensjahres gebunden; auf 500 Seelen entfiel ein Wahlmann. Der allgemeine Freiheitsrausch umgaukelte auch die politisch interessierten Männer des Ermlandes. Die schwarz = rot = goldene Fahne galt als Symbol der neuen Freiheit, der ersehnten deutschen Einigung. Die armen, besitzlosen Schichten erhofften den Anbruch einer besseren Zeit mit allgemeiner Besitzverteilung und voller Gleichberechtigung.

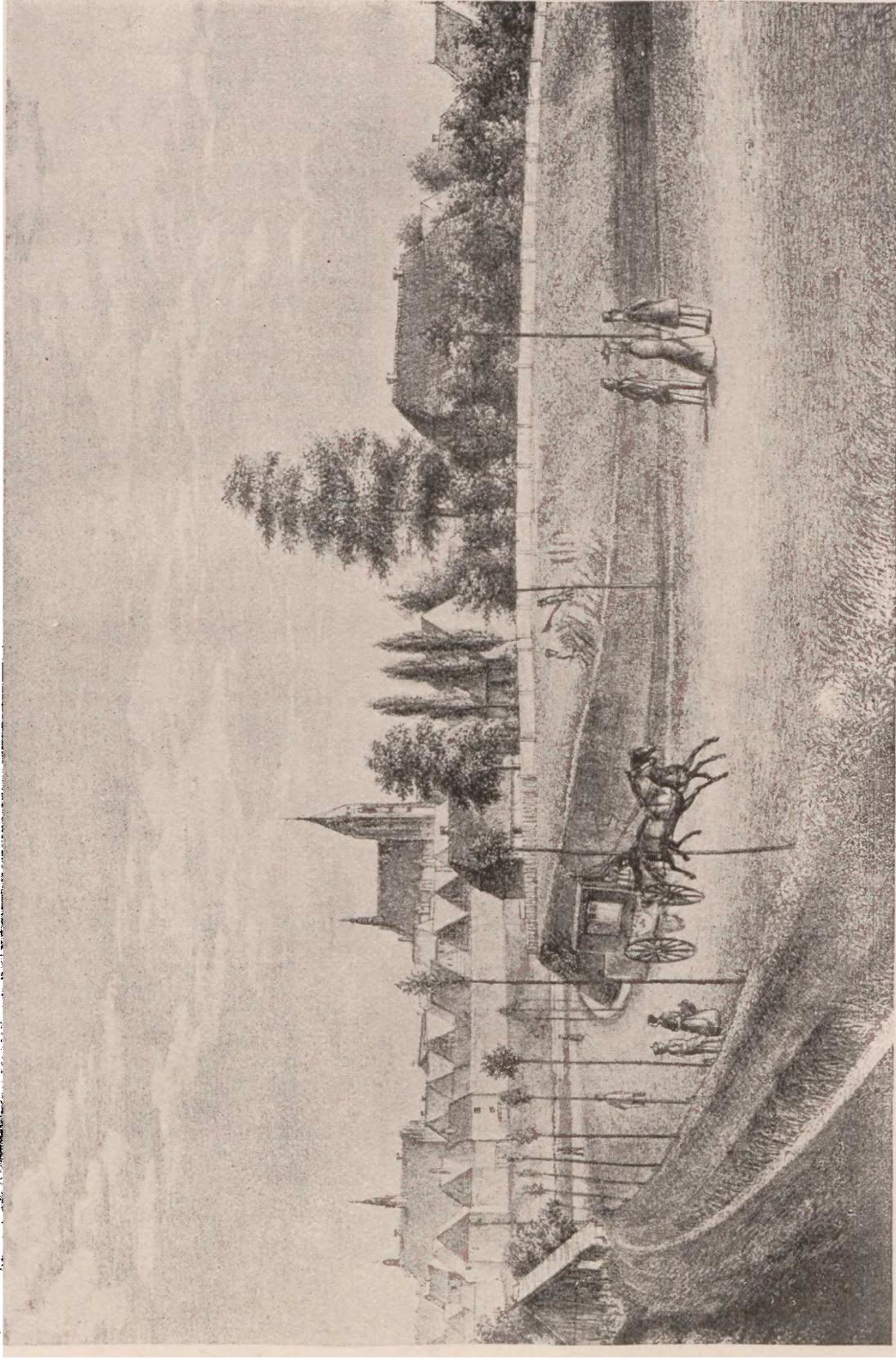
Am Tage vor den Urwahlen (30. April) fand im Thammischen Garten eine politische Versammlung statt, wohl die erste dieser Art in Wormditt. Dazu hatte sich auch eine größere Anzahl Arbeiter eingefunden, die ihre Unzufriedenheit stürmisch zum Ausdruck brachten. Sie beklagten sich insbesondere darüber, daß auswärtigen Arbeitern von Gütern und Dörfern der Zuzug in die Stadt gestattet würde, wodurch ihnen selbst Arbeit und Verdienst benommen und die Miete verteuert werde. Trotz beruhigender Erklärungen und Mahnungen rotteten sich viele von ihnen unter den Lauben zusammen und stießen Drohungen, namentlich gegen den Stadtverordneten = Vorsteher Orgelbauer R o h n und den Färbereibesitzer K r u s c h e aus. Rohn wurde davon Mitteilung gemacht und zugleich übertreibend gemeldet, daß das Haus des Krusche schon gestürmt werde. Rohn bewaffnete sich nun mit seinem Degen und zwei Pistolen und ging unter die Arbeiter, um sie zur Ruhe zu mahnen. Diese fühlten sich durch die Waffen bedroht; ein Knecht entriß Rohn eine Pistole und feuerte sie gegen ein Fenster im ersten Stock des Gastwirt Fröhschen Hauses ab. Rohn flüchtete nun zum Gastwirt Fröhlich (Markt Nr. 6), wohin ihn die Arbeiter verfolgten, um ihm die anderen Waffen zu entwenden.

Inzwischen hatte der Kommandeur der Bürgergarde Berwo von seiner Wohnung aus den Auflauf beobachtet und Meldung an den Bürgermeister Urra erstattet. Dieser beauftragte ihn persönlich, Generalmarsch schlagen zu lassen. Sogleich wurde der dazu kommende Trommler mit dem Alarm beauftragt, und in wenigen Minuten stand die Bürgerwehr, mit Piken bewaffnet, auf dem Markte. Major Berwo ließ sie vor dem Hause Plastwich (Markt Nr. 5 oder 7) aufmarschieren, und forderte die Menge wiederholt auf auseinanderzugehen, widrigenfalls er sie mit Gewalt fortreiben müßte. Die Tumultanten leisteten den Befehlen aber keine Folge, einige gaben durch Worte und Gebärden

sogar anzuverstehen, daß sie sich vor der Garde nicht fürchteten. Nun ordnete Berwo an, daß zwei Unterführer mit je zwanzig Mann von zwei Seiten auf die Menge vordringen und sie vertreiben sollte. Bei der kleineren Menschenansammlung gelang es gut; bei der größeren fand der Führer, Rendant Krüger, mit seinem Zug heftigen Widerstand. Mit Steinwürfen empfangen, stürzten Krüger und Gardist Schuhmacher Gehrigt zu Boden und mußten blutend fortgetragen werden. Nun entstand ein sehr lebhaftes Handgemenge, bei dem auch ein Tagelöhner erhebliche Verletzungen erlitt. Die Tumultanten wurden jedoch durch die Lanzen in die nächsten Häuser und Gassen gesprengt und zogen sich nach ihren Wohnungen auf der Vorstadt zurück. Während der Nacht sperrte eine Abteilung unter Hauptmann Bonberg die Mühlenbrücke ab, hinter der noch viele aufgeregte Leute, darunter Frauen mit Steinen in den Schürzen, standen. Eine andere Wache hielt den Markt besetzt, während Patrouillen umherstreiften.

Um folgenden Tage wurden die Urwahlen vollzogen. Unterdessen rottete sich wieder eine allmählich wachsende Arbeitermenge auf dem Markt zusammen; ihr Unwillen richtete sich gegen einzelne Bürger, die ihnen am Abend vorher zu nahe gekommen waren. So verfolgten mehrere zunächst den Händler Radau in das Schanklokal des Stadtkämmerers Berwo, wurden aber von den hier anwesenden Bürgern überwältigt und hinausgeworfen. Dann wollten andere dem Orgelbauer Rohn zu Leibe rücken. Als sie hörten, er halte sich im Kloster verborgen, drangen sie dort ein und wollten es durchsuchen, wurden aber durch Vorstellungen einiger angesehenen Personen davon zurückgehalten. Nun zogen sie vor Rohns Haus, entfernten sich aber, als ihnen gesagt wurde, er sei in Migeñnen. Später erschienen sie nochmals vor diesem Haus, warfen die Spiegel der verschlossenen Haustüre mit Ziegelstücken ein und zerstreuten sich erst, als einige von ihnen unter Führung des Gendarmen Friedrich die Wohnräume erfolglos nach Rohn durchsucht hatten. Viele der Tumultanten waren in Bürgerhäuser gegangen und hatten Lebensmittel oder Geld gefordert.

Auf Meldung des Magistrats wurden der Bürgergarde 80 Perkussionsgewehre vom Füsilier-Bataillon des 3. Inf.-Regiments zur Verfügung gestellt. In Marsch- und Schießübungen wurde die Wehr militärisch geschult. Doch brauchte sie nicht wieder einzugreifen und sandte im Januar 1850 die Gewehre dem Königsberger Artillerie-Depot zurück. Die Rädelsführer und aktiven Teilnehmer an dem Tumult aber waren ermittelt, verhaftet und dem kgl. Landvogtei-Gericht in Heilsberg zur strengen Bestrafung überliefert worden.



Wormditt von der Braunschweiger Landstraße aus gesehen um 1850.  
Nach einem Stich von Holzke = Wormditt.



Am 10. Mai 1848 traten die Wahlmänner der Kreise Braunsberg und Heilsberg in Wormditt zur Wahl der Frankfurter Abgeordneten zusammen. Es wurde dabei der Braunsberger Dozent Karl Cornelius, als sein Stellvertreter Bürgermeister Kroszjewski = Guttstadt gewählt. Nächst Cornelius hatte der frühere Königsberger Polizeipräsident Dr. Abegg die meisten Stimmen. Seit dieser Wahlhandlung ist Wormditt dank seiner günstigen Lage für die indirekten Wahlen des späteren preußischen Landtages, dessen oktroyierte Verfassung vom 31. Januar 1850 datiert, der Wahlort für die Nachbarkreise Braunsberg — Heilsberg geblieben bis zum Weltkriege.

Im November 1850 rief die Mobilmachung Preußens gegen Osterreich, die der schweren Spannung zwischen den beiden Mächten wegen der deutschen Frage ein gewaltsame Lösung schaffen sollte, auch in Wormditt ebenso nationale Begeisterung wie Aufregung und Sorge hervor. Die nachgiebige Haltung Preußens in Olmütz vertagte die kaum zu vermeidende Entscheidung bis zum Jahre 1866.

In jene Jahre reichen zwei Bilder dieses Buches zurück. Das erste, die Johanniskirche von Südwesten zeigend (S. 48), ist die Reproduktion einer farbigen Zeichnung, die der Generalkonservator Preußens Ferdinand v. Quast gefertigt und in seinen dem König gewidmeten Denkmälern der Baukunst im Ermland (Berlin 1852) veröffentlicht hat. Wir erblicken darauf das altherrwürdige Gotteshaus in seinem damaligen baulichen Zustande, mit einem Dachreiter am Ostgiebel, umrahmt von der Propstei mit Wirtschaftsgebäuden und Garten, der Knabenschule, Kaplanei mit Garten und dem sogenannten Arendtschen Turm; im Vordergrund liegt der Baderteich. Das andere nebenseitige Bild des Wormditters F. Holzke führt uns an den Anfang der Braunsberger Straße. Wir sehen in dem in Einzelheiten stark verzeichneten Stich den Postillion von der Vorstadt kommen, von der das Amt ganz und die evangelische Kirche teilweise dargestellt ist. Im Hintergrunde bietet sich dem Beschauer ein Panorama der Stadt, die Ringmauer überragt von den spitzgiebligen Häusern, aus denen die Monumentalbauten des Rathauses und der Kirche herauswachsen.

1853 wurde mit dem Bau der Kunststraße nach Braunsberg begonnen. Dabei wurde die nördliche Stadtmauer durchbrochen und über das Drewenztal zur Pillau der hohe Damm geführt, der den lästigen Umweg über die Mühlenbrücke fortan ersparte.

Am 21. Juni 1854 durfte Wormditt zum ersten Male seinen königlichen Herrn in seinen Mauern begrüßen. Friedrich Wilhelm IV., der gern seine Lande bereifte

und eben Königsberg einen Besuch abgestattet hatte, traf um 8 Uhr abends von Heilsberg her in der auf festlichste geschmückten Statdt ein. Zwischen seinem in prunkvollen Uniformen strohenden Gefolge „höchst einfach“ gekleidet, ließ sich der König in der ihm eigenen freundlichen und gewinnenden Art „die anwesenden Vorstände der Behörden, Korporationen usw.“ vorstellen und nahm danach „die durch ihren Baustil hervorragende Pfarrkirche von außen und innen“ in Augenschein. Wahrscheinlich hatte das gewichtige Urteil und die Publikation von Quasts den König auf den sehenswerten Bau aufmerksam gemacht. Er äußerte sich sehr befriedigt über die Besichtigung; nur im Hinblick auf die beiden nordöstlichen Seitenkapellen, deren Einbauten und Gewölbe seinen Schönheits Sinn verlezt zu haben scheinen, soll er die mir von meinem seligen Vater berichteten Worte gesprochen haben: „Welcher Dämon hat dieses Kunstwerk gestört?“ Als bald setzte der König seine Reise über Korbisdorf nach Podangen fort, um dort beim Grafen Kanitz zu nächtigen und dann über Liebstadt und Mohrun gen Marienwerder weiterzureisen.

Aus einer Aufstellung im Braunsberger Kreisblatt ersehen wir, daß die Stadt Wormditt für 1854 an Kreis-kommunalbeiträgen 126 Tl. 18 Gr. aufzubringen hatte.

Oft genug hatte sich die wilde Kriegsfurie durch Wormditts Weichbild gewälzt; ein Kriegsspiel im Frieden bot im Jahre 1856 der Bevölkerung ein um so willkommeneres Schauspiel. Auf dem historischen Gelände der Heilsberger Schlacht sollte Anfang September ein großes Königsmanöver stattfinden, an dem etwa 21 000 Mann des 1. Armeekorps unter Führung des Generalleutnants von Kropff-Danzig teilnehmen sollten. Am 24. August begann in der Wormditter Gegend die Einquartierung, am 25., einem Ruhetag, traf der Korpskommandeur selbst in der Stadt ein. Am nächsten Tage inspizierte er auf dem Neuhöfer Feld das 4. und 5. Landwehr-Regiment, und am 27. nahm mit einer Kanonade und Gewehrfeuer das Manöver seinen Anfang, das viele Schaulustige anlockte. Am 1. September folgte das imposante Schauspiel einer Divisionsparade von acht Regimentern und fünfzehn Batterien vor dem Höchstkommmandierenden. Den Tausenden bewundernder Zivilisten ließ der zweimalige Vorbeimarsch der Division, der Vortrag der Nationalhymne beim Präsentieren des Gewehrs, während der Generalstab Revue passierte, einen großartigen Eindruck zurück.

Eine Blazmusik auf dem Markte schloß abends den Paradedag in der Stadt ab, während draußen bei Heinfau Musik, Tanz und Gesang bei den zahlreichen Wacht- und Wärmefeuern Soldaten und Zivilisten harmonisch

vereinigten. Die Gastwirte aber sahen ihre Lokale mit zweierlei Tuch gefüllt und überfüllt, besonders Krusche seine moderne Ressource, die seit 1852 einen ansprechenden Garten nebst eleganter Regelbahn erhalten hatte, wo sich die Offiziere zum gemütlichen Kaffee zusammenfanden. Die Schule wurde in diesen Tagen für Militärzwecke, die beiden Hospitäler als Lazarett benützt.

Als am 3. die Truppen zum Hauptmanöver nach Heilsberg abrückten, regten sich viele fleißige Hände, um den Besuch des Königspaares würdig vorzubereiten. Am Braunsberger und Guttstädter Stadteingang wurden grüne Ehrenpforten aufgepflanzt, mit Fahnen in den preußischen und bayerischen Farben (die Königin Elisabeth war eine bayerische Prinzessin) und sinnigen Inschriften geschmückt. Laub- und Blumengewinde, Kronen und Bäumchen schmückten Häuser und Straßen. Indessen kamen die köstlichsten Berliner Gespanne von der Eisenbahn her durch. Die Posthaltereien, selbst aus weiterer Entfernung, hatten Pferde hierher zu stellen, und aus der Stadt und den Nachbardörfern standen am 4. und 5. zahlreiche numerierte vier- und zweispännige Vorspanne zur Verfügung. Extrapost an Extrapost eilte nach Heilsberg durch, dann und wann den Namen einer Hoheit oder Exzellenz hinterlassend. Eine von ihnen konnte nicht die maliziöse und sicher stark übertriebene Bemerkung unterdrücken, das Öl müsse in dieser Gegend sehr teuer sein, weil eine Stadt von dieser Lage keine Straßenbeleuchtung habe.

Die Freude, diesmal auch die Königin begrüßen zu können, wurde freilich zunichte, da Krankheit sie zurückgehalten hatte. Dessen ungeachtet sah man dem Eintreffen des Herrschers mit großer Spannung entgegen. Nachdem er Freitag, den 5. September, nachmittags um  $\frac{1}{4}$  Uhr, in W u s e n von den Dorfbewohnern in ihren Festkleidern und ihrer ermländischen Tracht, die Frauen und Jungfrauen in ihren blanken Mützen, begrüßt worden war, traf er um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr in Wormditt ein. Die junge Generation neigte vor ihm ihre Fahnen, und etwa fünfzig weißgekleidete Mädchen mit Myrtenkränzen streuten ihm Blumen auf den Weg. Unmittelbar dahinter präsentierten die städtischen Schützen das Gewehr, worauf der königliche Wagen hielt und Sr. Majestät von Bischof Josef Ambrosius G e r i k unter Assistenz des Weihbischofs Dr. Frenzel und eines Domherrn im Namen der Diözese, ferner vom Landrat, Bürgermeister und anderen Behördenvertretern empfangen wurde. Der König befand sich anscheinend sehr wohl und sprach mit mehreren „sehr herablassend“ vom Wagen aus. Als das Umspannen erfolgt war, eilte der Zug, in dem sich auch Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I.,

befand, eine längere Wagenreihe bildend, weiter. Schon im nächsten Jahre erkrankte der leutfelige „Romantiker auf dem Königsthron“ an einem Gehirnleiden, dem er am 2. Januar 1861 erlag.

Die Kriege der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 weckten auch in Wormditt patriotischen Widerhall. Während die Frauen daheim fleißig Scharpie für die Verwundeten zupften und an Liebesgaben arbeiteten, standen eine größere Anzahl Wormditter Vaterlandsverteidiger an der Front und in der Etappe. Aus den beiden letzten Kriegen verzeichnet die Ehrentafel in der katholischen Pfarrkirche 26 Gefallene des Kirchspiels, davon 18 aus der Stadt. Die Cholera des Sommers 1866 forderte daheim an Toten und Erkrankten zahlreichere Opfer, wie gleiche Epidemien der Jahre 1831, 1852 und 1873.

Die Errichtung der Selektta zu Neujahr 1867 ließ einen schon lange erwogenen Plan zur Tatsache werden. Ihre höchste Besuchsziffer erreichte diese Schule während der Kulturkampfswirren (S. 64), deren Entwicklungsphasen von der kath. Bevölkerung mit steigendem Mißbehagen verfolgt wurden (S. 63). Unter diesem Konflikt litt auch die ermländische Säkularfeier am 13. September 1872. In Wormditt wickelte sich dieses Erinnerungsfest der preußischen Okkupation des Ermlandes in folgendem Rahmen ab: Um 9 Uhr Umzug der Innungen durch die Stadt und Vorstadt; nachmittags Musik und Tanz in der Oberheide, die sich seit den 40er Jahren mehr und mehr zur geeignetsten Örtlichkeit für die Veranstaltung von Schützen- und Volksfesten herausgebildet hatte; abends 7½ Uhr Feuerwerk an der Guttstädter Chaussee, danach Musik und Tanz auf dem Rathausflur. Eine schlichte Jubiläumsfeier beging die katholische Kirchengemeinde i. J. 1879 zum Gedächtnis der 500 jährigen Weihe der Pfarrkirche (S. 48). Um die Erinnerung daran auch für die Folge festzuhalten, wurden damals die beiden östlichen Kirchenfenster mit den Glasgemälden der Kirchenpatrone von Propst Brieße, der zugleich Landtagsabgeordneter war, beschafft.

Für das kirchliche Kunsthandwerk besaß Wormditt um die Mitte des Jahrhunderts einen guten Ruf. Hier befand sich nämlich die einzige Orgelbauerei des Ermlandes, die sich schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts nachweisen läßt und damals der Familie Wulff, dem Vater Johann († 1726) und Sohn Georg († 1751), gehörte. Später scheint sie in den Besitz der Familie Rohn übergegangen zu sein, von denen Johann, der auch Stadtverordneten-Vorsteher war, im Revolutionsjahr 1848 unangenehme Erfahrungen machte (S. 189 f.). Sein Sohn führte das Ge-

schäft bis zu seinem Tode weiter, bis es gegen Ende des Jahrhunderts in andere Hände übergang und nach Königsberg verlegt wurde. Die Rohrs haben über die Grenzen des Ermlandes hinaus eine große Zahl von Orgeln neu erbaut oder renoviert. Ebenso lieferte der Wormditter Bildhauer Karl Jeroschewitz († 1878) für viele Kirchen der engeren und weiteren Heimat Altäre, Kanzeln, Figuren, meist im Stile des Neu-Rokoko. Und schließlich gehört der Kirchenmaler Adolf Günther in diese Reihe, dem zahlreiche ermländische Pfarrgemeinden die Innenausmalung der Gotteshäuser und die Erneuerung und Anfertigung von Altar- und Heiligenbildern anvertrauten.

Mit Wormditts Anschluß an das Telegraphennetz verspüren wir den Flügelschlag des modernen Zeitalters des Verkehrs und der Technik. Lehrer Adolf Gläß, der später durch seine homöopathischen Heilmittel bekannt wurde, übernahm i. J. 1868 in seiner Wohnung in der Kirchenstraße die Telegraphenstation, bis diese 1875 mit dem Postamt (damals in der Schloßstraße) vereinigt wurde. 1885 bezog die Post unter ihrem ersten Postmeister Neuenborn das von dem Maurermeister Lindemann im Irngarten aufgeführte Gebäude. Die Telephonie hielt zu Beginn dieses Jahrhunderts in Wormditt ihren Einzug, und erst die Nachkriegszeit brachte die Wunder des Rundfunks in Stadt und Land.

Seitdem Mitte der 50er Jahre die Ostbahn als erste ostpreußische Bahn dem Verkehr übergeben worden war, war auch Wormditt dem Schienenstrang näher gerückt, und wen es aus der Bevölkerung nach einer Reise ins Reich gelüftete, der ließ sich zur nächsten Station Schlobitten kutschieren, um sich dem dampfenden Eisenroß anzuvertrauen. Wormditt selbst wurde i. J. 1884 an das Bahnnetz angeschlossen, als von dem bescheidenen Empfangsgebäude aus Holz (etwas südlich des jetzigen Neubaus) der erste Zug vor einer dichten, neugierig staunenden Menschenmenge feierlich nach Allenstein abgelassen wurde. 1885 wurde die Strecke nach Mehlsack eröffnet. 1894 folgte die Bahnlinie Wormditt—Mohrungen, 1905 die Heilsberger Strecke und als letzte die schon lange geplante, aus strategischen Gründen im Weltkriege begonnene, erst 1926 fertiggestellte Bahn nach Schlobitten. So ist Wormditt ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt geworden, dessen schmuckes, 1912 vollendetes Empfangsgebäude dem Bedürfnis kaum entspricht. Die Eröffnung des Autoverkehrs nach Frauendorf, Regerteln und Pachthausen erleichterte in der Nachkriegszeit den wachsenden Verkehr.

Seit 1901 erstrahlt die Stadt im elektrischen Licht, und 1911 wurde das große Werk der Wasserleitung und

Kanalisation in Betrieb genommen. Die Pumpstation neben dem schmutzen Wasserturm trägt die schöne Inschrift: „Am Waldesrand in Gottes Hand.“

Die meisten dieser technischen Errungenschaften fallen in den Ausgang des 19. und Anbruch des 20. Jahrhunderts, eine Zeit, die uns älteren nachträglich trotz manchem Wenn und Aber als eine traumhaft glückliche Zeit erscheint. In Wormditt deckt sich diese Periode mit der Amtsführung des Bürgermeisters *Friedrich Frans* (1884 — 1919), dessen reger, aufgeschlossener Geist an der modernen Entwicklung der Stadt wesentlichen Anteil gehabt hat. Die Neubauten der katholischen Volksschulen, des Schlachthofes und der Kaplanei, des Amtsgerichts und der Oberförsterei (1907) sowie vieler Privathäuser gestalteten das Stadtbild allmählich immer stärker um. Zahlreiche Brände (i. J. 1897 gar 7!) räumten am Markt und in den Straßen mit den alten Häusern auf und machten neuen Platz. Man denke nur daran, wie sich die Scheunenstraße vor dem Obertor in wenigen Jahrzehnten zur heutigen, gefällig wirkenden Bahnhofstraße entwickelt hat. Bürgermeister Frans ließ sich auch die Anlage von Pflasterungen und Gehbahnen, die Verbesserung der Stadtbeleuchtung und Reinlichkeit angelegen sein und gab dem blühenden Wormditter Vereinswesen manche frischen Impulse. Hatte er auch die Auflösung der Selektta nicht verhindern können (S. 64), für deren Erhaltung er so energisch gekämpft hatte, daß er in ein Untersuchungsverfahren wegen Ministerbeleidigung verwickelt wurde, so hatte er doch die Freude, in der Wormditter Haushaltungsschule eine bedeutame Bildungsstätte der ermländischen und westpreußischen weiblichen Jugend heranblühen und eine höhere Knabenschule wieder, eine höhere Mädchenschule neu erstehen zu sehen (S. 64 ff.).

Hier sei rühmend erwähnt, daß in den 80 er Jahren eine Anzahl treuer Söhne der Stadt in Berlin einen eigenen Verein der Wormditter begründete, der bis in die 90 er Jahren bestand und in dem hastenden Treiben der Weltstadt eine Oase gemütvoller Heimatpflege und inniger Geselligkeit bot.

Seit 1880 besitzt die Stadtverwaltung in der „Wormditter Zeitung“ ein amtliches Publikationsorgan. Buchdrucker *Otto Scheumann* ließ sie zuerst zweimalig wöchentlich erscheinen; die beiden Innenseiten wurden bedruckt aus Stuttgart bezogen. 1888 erwarb *Oskar Striese* aus Friedrichshagen die Druckerei und den Zeitungsverlag, dessen Witwe von 1891 — 1898 das Geschäft weiterführte. Ich darf hier vielleicht als interessantes Zeitbild folgende persönliche Erinnerung einschalten: Als kleiner Gymnasiast

ging ich während eines Ferienaufenthaltes — wohl i. J. 1897 — in den Laden von Frau Striese (in dem heutigen Hofer'schen Uhrengeschäft) und trat an sie mit der Anregung heran, sie möchte doch Ansichtskarten von Wormditt anfertigen lassen, wie sie schon in vielen Städten in Mode gekommen waren. Frau Striese lehnte aber ab; sie glaubte in der kleinen Stadt das geschäftliche Risiko nicht übernehmen zu können. Es dauerte aber doch nur noch wenige Jahre, bis die Ansichtskarte auch in Wormditt siegreich ihren Einzug hielt.

1898 kaufte Buchbinder Arnold D a r g e l Zeitung und Druckerei, die nun in das jetzige Geschäftshaus übersiedelten. Seither vertrat die zuvor parteilose Zeitung, die schon unter Striese zum dreimaligen Erscheinen in der Woche übergegangen war, die Ziele der Zentrumsparthei. 1908 übernahm der jetzige Besitzer Franz M a j e w s k i die Zeitung, die seit 1. Oktober 1926 täglich erscheint. Für die Lokalgeschichte bergen die fünfzig Jahrgänge der Zeitung eine Fülle interessanter Einzelheiten.

Bekanntlich bildet Wormditt in neuester Zeit eine wichtige Zentrale des ermländischen Wirtschaftslebens. Seine günstige Lage in der Mitte des Heimatgaaues war die Ursache, daß der auf dem Allensteiner Bauerntag vom 21. Oktober 1889 begründete Verband wirtschaftlicher Genossenschaften des Ermlandes seinen Sitz in Wormditt wählte. Hier wurde zunächst eine Geldausgleichsstelle und i. J. 1892 die ländliche Zentralkasse geschaffen, die durch die Regulierung des Geldverkehrs für mehr als 70 angeschlossene Kassen und 13 000 Mitglieder von größter Bedeutung wurde. Auch der Sitz des Ermländischen Bauernvereins wurde durch Beschluß des Guttstädter Bauerntages vom 1. Dezember 1903 von Heilsberg nach Wormditt verlegt. So gehen auch von dieser Wormditter Zentrale viele wertvolle Anregungen und Ratschläge zur materiellen und geistigen Förderung der heimatischen Landwirtschaft aus.

Wie ein lehtes Aufleuchten einer glücklicheren Friedenszeit erscheint uns heute die Feier von Wormditts Stadtjubiläum am 3. Juli 1912. Läßt sich auch das Datum der ersten Handfeste nicht mehr feststellen, da sie später eingezogen und durch eine neue ersetzt wurde (S. 5), so einigte man sich doch leicht über den Termin, da der Plan einer Jubiläumsveranstaltung freudigen Widerhall fand. Lokalhistorische Aufsätze in der „Wormditter Zeitung“ suchten für das Fest einzustimmen, bildeten die Anfänge dieser Schrift, die zum Jubeltage fertig vorlag. Daß auch die ostpreußische, insbesondere die ermländische und Königsberger Presse von Wormditts Ehrentag in Festartikeln und Be-

richten gebührend Kenntniss nahm, soll nicht unerwähnt bleiben. Dank den sorgfältigen, mit liebevoller Hingabe getroffenen Vorbereitungen der Stadtvertretung und der gesamten Bürgerschaft gestaltete sich der seltene Feiertag zu einem glänzenden, harmonischen Freudenfeste. Im freundlichen Schmuck von Triumphbögen und Girlanden, Lannebäumchen und wehenden Fahnen grüßte die Stadt die ungezählten Gäste, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigeströmt waren. Nachdem am Abend des 2. Juli ein Zapfenstreich die Feier eingeleitet hatte, wurde der Jubeltag selbst am Morgen mit großem Wecken und Choralblasen eröffnet. Um 9 Uhr fand in den Kirchen Gottesdienst statt. In der katholischen Johanniskirche zelebrierte Bischof Dr. Augustinus Bludau ein Pontifikalamt, bei dem Erzpriester Hinzmann die Festpredigt hielt. Gleichzeitig vollzog Superintendent Graemer-Braunsberg die religiöse Feier für die evangelische Pfarrgemeinde. Um 12 Uhr tagte im Rathaus eine gemeinsame Festszung der städtischen Körperschaften, an der eine Reihe von Ehrengästen teilnahm. Nach einem Gesangvortrag der Liederfreunde erteilte Bürgermeister Frans dem Schreiber dieser Chronik das Wort zu seiner Festrede über die reichbewegte Geschichte der Stadt. Darauf überreichte Regierungspräsident Dr. Graf v. Kerserlingk den verdienten Bürgern Josef Hohmann und Leo Klawki den Kronenorden und dem Polizeisergeanten Behrendt und Vorarbeiter Haffi das Allgemeine Ehrenabzeichen.

Um 1 Uhr begann dann auf dem großen Flur des Rathauses, der durch Lannengewinde, Blumenschmuck und Fähnchen in einen stimmungsvollen Festsaal verwandelt war, das Festessen, an dem 220 Herren teilnahmen und bei dem die Stadtkapelle von Brandt musizierte. Der Regierungspräsident brachte das Kaiserhoch aus, der Bürgermeister toastete auf die Gäste. Der Jubelstadt brachten freundliche Wünsche dar Bischof Dr. Bludau, Landgerichtspräsident Sachs-Braunsberg, Regierungsassessor Freiherr v. Seckendorff-Braunsberg, Dompropst Dr. Dittrich-Frauenburg, Bürgermeister Sydath-Braunsberg, ein Sohn der Stadt, Gymnasialdirektor Dr. Preuß-Braunsberg, Erzpriester Hinzmann, Superintendent Graemer, Rabbiner Dr. Bogelstein-Königsberg. Von den telegraphischen Glückwünschen wurde das des damals einzigen Ehrenbürgers der Stadt, des Präsidenten der egl. Ansiedlungskommission Dr. Gramsch-Posen, besonders lebhaft begrüßt.

Mittlerweile hatte sich draußen der Festzug arrangiert, der den äußeren Höhepunkt der Feier bildete und bei zwar bewölktem, aber ruhigem Himmel den programmmäßigen Verlauf nahm. Das sehenswerte Schauspiel setzte sich von der Post in Bewegung, passierte die Kaiserstraße

und südliche Marktseite, wo für die Ehrengäste eine Tribüne errichtet war, zog dann die Braunsberger Chaussee entlang über die Elbinger Straße, den Steindamm, die Schloßstraße, nördliche Marktseite, Weißgerberstraße nach dem Goldenen Stern. Unter den schmucken Festwagen lenkte der Lindwurm des Stadtwappens und der Rathaus = Storch mit einem zappelnden Bärchen im Schnabel, als letzter die alte Spritze von 1760 die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Dazwischen Schulen, Innungen, Vereine, nicht zu vergessen Magistrat und Stadtverordnete. Im Wagen, hoch zu Ross oder zu Fuß, zum Teil in malerischen Trachten, von schmetternden Musikkorps begleitet, bewegte sich der farbenfrohe Zug vor den dichten Zuschauerreihen vorbei. Ein Gartenfest im Goldenen Stern mit Reigen, Spiel und Tanz, bildete den Abschluß des wohl gelungenen Volksfestes. Ein Album mit Aufnahmen von M. Riby = Königsberg hält die Erinnerung an diesen Tag noch fest.

Wer hätte bei jener friedlichen Jubiläumsfeier nur daran zu denken gewagt, daß nach zwei Jahren die Russen als Feinde die Stadt beschießen würden? Und doch drohte das furchtbare Ungewitter des Weltkrieges schon Ende August 1914 sich auch vor Wormditts Mauern zu entladen. Schon waren auf die ersten mit fieberhafter Erregung und nationaler Begeisterung aufgenommenen Sturmnachrichten, auf den Mobilmachungsbefehl und das Läuten aller Glocken, den Ausbruch der Wehrpflichtigen und Freiwilligen und die auch in unserer Stadt wuchernde Spionenriechei noch Mitte August als nächste Opfer des Krieges die unabsehbaren Flüchtlingscharen in Wormditts Weichbild aufgetaucht: immer neue Wagenreihen, hoch bepackt, mit bedauernswerten Menschen überladen, dazwischen ungezähltes Vieh, brüllend, ermattet vorwärts getrieben, verendend. Alles strebt dem Westen, der rettenden Weichsel zu, um den vordringenden Russen zu entkommen. Edle Menschenfreunde, besonders auch die Katharinenwestern, halfen den Armen mit unentgeltlicher Beköstigung und Nachtherberge. Elf von den Strapazen geschwächte Flüchtlinge starben nach dem Bericht des Erzpriesters Hinzmann, darunter eine Greisin von 86 Jahren. Gleichzeitig passierten den Bahnhof täglich starke Truppentransporte, und die Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins und des Roten Kreuzes bewirteten täglich 2 — 3000 Mann, bis gegen Ende August die ersten Verwundeten = Transporte ebenfalls diese hilfreichen Dienste in Anspruch nahmen.

An der Passarge westlich Wormditt und Mehlsack hatte Major Klein, Kommandeur des Ersatz = Bataillons Inf. = Reg. 148, die Sicherung mit diesem Bataillon, dem 2. Batl. des Landwehr = Reg. 21, Ersatz = Eskadron der 1. Husaren,

einer Ersatz = Batterie des Feldartillerie = Reg. 36 und der 2. Komp. der Landwehr = Pioniere des 17. Armeekorps übernommen. Der Wormditter Etappen = Kommandant machte noch am 25. August in der Lokalzeitung bekannt: „Vorläufig keine Gefahr im Verzuge“, um die durch unkontrollierbare Gerüchte erregte Bevölkerung zu beruhigen. Gleichwohl suchten sich viele in Sicherheit zu bringen, obwohl die Kunde von dem glänzenden Siege bei Tannenberg neue Hoffnungen zu erwecken schien. In der Nacht zu Sonntag, 30. August, spannte die Feldbäckerei hastig an und machte sich davon; auch die Soldaten des Etappen = Kommandos rückten nachts ab; Signale für den Aufbruch neuer Flüchtlingscharen. Trotzdem erhält der Erzpriester von amtlicher Seite beruhigende Auskünfte, die er der Gemeinde vor dem Hochamt weitergibt mit der Bitte, wer gleichwohl fliehen wolle, möge es ohne Überstürzung tun.

Inzwischen hatte sich die russische Kavallerie der Njemen = Armee unter Führung des Generalleutnants Chan Hussain Nachitschewanski von Nordosten her dem mittleren Ermland genähert, am Morgen des 30. Heilsberg erreicht, die Fernleitungen zerschnitten, bei Launau die Schienen aufgerissen und dort den Frühzug nach Wormditt unter Feuer genommen. Auf die Meldung östlich anrückender Kavallerieabteilungen ließ Major Klein, dessen besondere Aufgabe die Besetzung der Passargeübergänge zwischen Alken und Rawusen war, mit Genehmigung seiner vorgesetzten Dienststelle am 30. in Mehlsack und Wormditt je eine Kompanie Infanterie zurück.

Am Montag, 31. August, früh, erhielt Chan Nachitschewanski bei Guttstadt den Befehl, mit zwei Kavallerie = Divisionen den Wormditter Bahnhof zu zerstören. Die 2. und 3. Dragoner und die 2. und 3. Manen sollten von Osten, vier Eskadrons des 3. Husaren = Reg. mit Maschinengewehren umfassend von Norden vorgehen; als Reserve blieben angeblich nur eine halbe Eskadron Husaren und zwei Geschütze. Gegen drei Uhr nachmittags meldete Gutsbesitzer Bruno Hoening telefonisch von Karlshof aus feindliche Massen, die aus den östlichen Wäldern ausbrachen. Die bei der Ziegelei Buchholz liegende Feldwache, ein Zug der vierten Komp. Ers. = Reg. 148, ging an dem Opener Weg vor, schwärmte aus und begann das Feuer auf die heranziehenden Russen. Von diesen entwickelten sich in kurzer Zeit etwa zwei Schwadronen zum Schützengefecht zwischen Krossen und der Chaussee. Die vierte Komp. war inzwischen herangeeilt und hatte ihre Stellung zu beiden Seiten der Heilsberger Chaussee besetzt. Die Feldartillerie = Batterie in Schlodien war von Major Klein telefonisch zu Hilfe beordert worden. Das Feuer des Gegners verstärkte sich mehr

und mehr. Während nach der Darstellung des russischen Generalmajors A. Martynow in seinem Werk „Die Kavallerie der 1. russischen Armee in Ostpreußen am Anfang des Krieges 1914“ nur zwei Geschütze in Reserve am Gefecht teilnahmen, stellten nach dem Bericht des Majors Klein und der Aussage anderer Zeugen die Deutschen zwei bis drei Gruppen Artillerie zu zwei bis drei Geschützen südöstlich von Kroßen und bei Karlshof fest. Zum Glück war die russische Munition, besonders die Granaten, schlecht. So richtete die Artillerie bei ihrer Beschießung der Ziegelei, des Bahnhofs und der Stadt unverhältnismäßig geringen Schaden an. Ein Geschöß, das in der starken Fundamentmauer des der Mühle Henke gehörigen Hauses, Obertorstraße 159 (Laden Pflanzner), stecken blieb, erinnert noch heute an jenen kritischen Tag. Der in der Stadt verbliebenen Bevölkerung hatte sich natürlich eine panikartige Furcht bemächtigt, die meisten flohen gegen Wagten, und nur wenige wahrten in den Krankenanstalten in frommem Gebet ihre unerschütterliche Gelassenheit. Die Stadt wurde menschenleer. Von Kroßen her aber loderten mächtige Flammen schauerlich gegen den östlichen Himmel. Russische Brandkommandos hatten sämtliche Gebäude des Stifts angezündet, und nun flackerten die reichen Ernteschätze wie Zunder empor. Die schöne Wohlfahrtskirche, schon vom Feuer erfaßt, erlitt an Dach und Türmen schwere Schäden, blieb aber im Innern wie durch ein Wunder unverfehrt.

Inzwischen hatte Major Klein die 5. Komp. des Landwehr-Reg. 21 links der 4/148 eingesetzt. Außerdem hatte er das eine ihm aus Braunsberg zur Verfügung gestellte Festungs-Maschinengewehr in die Ziegelei geschafft, um vom erhöhten Standpunkt aus erst die Handpferde, später die Schützen unter Feuer zu nehmen. Auch beim Feinde traten zwei Maschinengewehre mit ihrem monotonen Tack-Tack in Tätigkeit. Die beiden tapferen Kompagnien kämpften unter heftigem Feuer, zum Teil aus der Flanke, stundenlang allein gegen die russische Übermacht. Major z. D. Fiedler gab unter anfeuernden Worten, in der Schützenlinie stehend, einige Schüsse ab, um seinen Landwehrmännern, die sich notdürftig eingegraben hatten, ein Beispiel von Ruhe und Kaltblütigkeit zu geben, aber er wurde durch den Hals und an der Wirbelsäule schwer verwundet und starb in Marienburg den Heldentod. Major Klein gab angesichts der bedrohlichen Lage den Befehl, die Infanterie sollte sich hinter den Bahndamm zurückziehen. Ein Teil der Landwehr kam zurück. Aber heldenmütig erklärte der Führer der Kompagnie 4/148, Oberleutnant Simon, er werde die Stadt bis zum letzten Mann halten. Infolge seines standhaften Ausharrens konnte der Gegner dort nicht

vorkommen. Zuletzt lag er nur noch mit zwölf Schützen einem weit überlegenen Gegner gegenüber, hatte aber an dem ruhmreichen Ausgange des Gefechts den Löwenanteil.

Inzwischen waren drei weitere Kompagnien und eine halbe Husarenschwadron des Detachements zur Verstärkung herangeeilt. Auch eine Radfahrer-Abteilung des Braunschweiger Landsturmbataillons unter Hauptmann v. Z., die kriegslustig auf Kosakenjagd losgefahren war, griff bereitwillig ein. Der Kommandeur dieses Landsturmbataillons, Major a. D. Bronsart v. Schellendorff, der aus ähnlichen Absichten im Auto herübergekommen war, konnte bei der weiteren Entwicklung der Gefechtshandlung, ebenso wie Hauptmann v. Z., mit seinem Räte hilfreich mitwirken.

Unterdessen waren russische Dragoner und Ulanen über Krossen in die Hospitalsheide eingedrungen. Major Klein befahl deshalb, daß zwei Landwehrkompagnien mit dem rechten Flügel am Bahndamm eine Stellung gegenüber dem Südwestrand der Hospitalsheide und den Ausgang nach Neuhof besetzten, während die halbe Schwadron Husaren den Ausgang nach Krickhausen besetzen sollte. Eine weitere Kompagnie und die Landsturmlente gingen auf dem Höhenrücken zwischen den Chausseen nach Neuhof und Krickhausen in Stellung, um von dort den Gegner an der Hospitalsheide zu beschießen.

Nach dem russischen Bericht soll Chan Nachitschewanski, der sich mit dem Führer der dritten Kavallerie-Division, Generalleutnant Belgard, am Nordrande von Krossen befand, bei dem Schützenfeuer vom Waldrande her geglaubt haben, daß geflüchtete Einwohner schossen. Er galoppierte daher mit einer kleinen Husaren-Patrouille in den Wald, um sie von dort zu vertreiben. In der Nähe der Försterei gerieten sie aber in starkes Gewehrfeuer, bei dem beide verwundet wurden, General Belgard tödlich. Die Husaren und Ordonnanzen waren, heißt es weiter, abgesehnen und ergriffen die Karabiner; beide Geschütze waren herangezogen und eröffneten das Feuer. Dabei wurde übrigens besonders die epileptische Anstalt mit Schrapnells belegt. Während unwesentliche Beschädigungen Dach, Fenster und das Innere trafen, weilten die meisten Hausinsassen betend in den Kellerräumen. Nur die Verblödeten blieben während der Beschießung völlig teilnahmslos, andere Kranke schrien und weinten heftig. Der russische Bericht fährt fort: Der überraschte deutsche Gegner stellte auf kurze Zeit das Feuern ein; aber bald ertönte von Wormditt der erste deutsche Kanonenschuß. Das bedeutete den Russen die Ankunft von Verstärkungen aus Braunschweig, und sogleich wurde das deutsche Schützenfeuer heftiger. Der Chan befahl, das Gefecht abubrechen. Mit Hilfe der abgesehnenen Hu-

saren gelang es, die beiden Geschütze aufzuproben und wegzuführen. Auf eine Probe legte man den General Belgard, der aber schon so viel Blut verloren hatte, daß er bald darauf starb . . . Aus der verlassenen Munition schlossen unsere Truppen, daß der Rückzug recht beschleunigt erfolgt sein muß.

Inzwischen war um 5 ½ Uhr die heißersehnte Feldartillerie = Batterie im Trab und Galopp aus Schlodien eingetroffen, mit Jubel und Dankestränen empfangen und als Retter unserer Stadt begrüßt. Westlich der Straße nach Krickhausen, nahe dem jüdischen Friedhof, nahm sie Stellung, und um 5,50 Uhr fiel der erste Schuß. Neuer Mut beseelte unsere wackeren Infanteristen. Die Artilleristen entwickelten ein lebhaftes Feuer und erzielten augenscheinlich gute Treffer. Nach einer halben Stunde schwieg die feindliche Artillerie. Bald ging Major Klein zum Angriff vom linken Flügel vor. Die Husaren saßen auf und deckten die Batterie. Die Russen ließen die Schützen teilweise unbeschossen, um sie beim Vorgehen plötzlich mit Maschinengewehrfeuer zu überschütten. Vor den vordringenden Deutschen räumte der Feind die Stellung. Bei der Verfolgung wurde der Anschluß an den rechten Flügel erreicht, und dann ging die ganze Linie vor. Das Gefecht hatte den Deutschen 11 Tote, 20 Verwundete und 8 Vermißte, den Russen ungleich größere Verluste gekostet.

Der Feind, dessen Vorstoß gegen die Bahnstrecke Wormditt — Sportehnen ebenfalls an der tapferen Haltung unserer Truppen gescheitert war, zog sich in zwei Kolonnen zurück, die eine über Migehten, die andere über Kaschaunen. Der Rückweg war durch weggeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke, durch ein zurückgelassenes, stark zerschossenes Auto und Wagen gekennzeichnet. Zahlreiche Verwundete und Tote sollen die Russen mitgeführt haben, andere Tote blieben liegen und wurden in Gräbern kurz vor Karlshof und nahe dem Buchholzischen Hof bestattet. Die deutschen Verwundeten fanden im Elisabeth-Krankenhaus und in der Haushaltungsschule liebevolle Pflege, die Toten wurden bis auf einen in die Leichenhalle des Krankenhauses gebracht und am folgenden Tage in gemeinsamem Grabe beerdigt. Ehrenvoll soll noch des Mühlenbesizers T e m p l i n aus Biesterfelde (Westpr.) gedacht werden, der seine Kopfwunde im Krankenhause verbinden ließ und dann in begeistertem Pflichtgefühl von neuem auf das Kampffeld eilte, um dort für unsere Stadt sein Leben zu opfern.

Wie das für die Russen so unrihmliche Treffen bei Wormditt dem russischen Volke als Sieg frisiert wurde, ist aus folgender phantastischen amtlichen Bekanntmachung

der *Wojennaja lietapis* (Kriegschronik) 1915, Nr. 59, ersichtlich:

„Der Herrscher und Kaiser hat geruhen wollen, als Auszeichnung bei den Unternehmungen gegen den Feind zu verleihen: den Orden 4. Klasse des hl. Großmartyrers und Siegers Georg dem Generalleutnant Vladimir Belgard (der doch bei Wormditt tödlich verwundet war!) dafür, daß er am 18. (alten Stil) August 1914 an der Spitze der im Verbande der Kavallerie ihm anvertrauten Truppenteile auf die Stadt Wormditt vorgehend mit bedeutenden Kräften (!) des Gegners, der zu Beginn des Kampfes verstärkt durch Infanterie und Artillerie, die mit zwei Zügen (!) herbeigeschafft wurden, in Kampf geriet und dem starken Feuer des Feindes ausgesetzt, durch seine Tapferkeit, ruhige Überlegenheit und geschickten Operationen so sehr zum allgemeinen Erfolge (!) der Abteilung beitrug, daß der Feind geschlagen (!! ) und die ungeheuren in der Stadt Wormditt vorhandenen Benzin- und Petroleumlager vernichtet wurden (!! ), wodurch die feindliche Armee einen großen Schaden erlitt und Belgard selbst schwer verwundet wurde.“

Zu dem Rückzugsbefehl der russischen Kavallerie dürfte sicherlich auch die inzwischen bekannt gewordene Nachricht von der Tannenberger Katastrophe der Narew-Armee beigetragen haben. Der Rennenkampfschen Njemen-Armee drohte wohl ein ähnliches Schicksal, wenn sie nicht schleunigst zurückgenommen wurde. Nach dem tapferen Widerstand, den unsere Truppen bei Wormditt leisteten, und der den Russen erhebliche Verluste beibrachte, hätte man befürchten müssen, daß die Feinde dafür unsere Stadt schwer hätten büßen lassen, wenn sie sie erobert hätten. Gott sei es gedankt, daß Wormditt fast wunderbar vor diesem Schicksal errettet worden ist.

Dankerfüllten Herzens sammelten sich daher am nächstjährigen 31. August die Pfarrgemeinden zu feierlichen Gottesdiensten, und am Nachmittag wurde bei strömendem Regen ein sinniges, schlichtes Denkmal von Bürgermeister Frans enthüllt, an der Stelle des Waldsaumes der Hospitalsheide, von wo russische Geschütze die Stadt beschossen. Zahlreiche Bäume in diesem Walde, die damals Spuren von deutschen Geschosseeinschlägen aufwiesen, wurden übrigens bald nach dem Gefecht durch rote Ringe bezeichnet und sind noch heute erkennbar, wie andererseits auch Spuren russischer Einschüsse noch an einzelnen Stellen zu finden sind.

Indessen ging das gewaltige Ringen der Mittelmächte weiter. Glänzende Siege erfüllten das Volk mit immer neuer Zuversicht, aber der Winter kam, ohne daß die er-

wartete Friedenstaube sichtbar wurde. Die masurische Winter Schlacht führte neue Truppen- und Verwundeten-transporte durch den Wormdittter Bahnhof, dann brachte der Sommer 1915 den überraschenden Fall der russischen Festungen, aber noch immer keine Entscheidung. Was allgemein, bei Freund und Feind, für unmöglich gehalten worden war, eine mehrjährige Kriegsdauer wurde Tatsache. Um bei der drückenden Blockade mit den notwendigen Lebensmitteln und Rohstoffen durchzuhalten, sah sich die deutsche Regierung i. J. 1915 zum System der Rationierungen gezwungen. Wenn auch Wormditt selbst in seiner ländlichen Umgebung vom Nahrungsmangel zunächst weniger betroffen war, so wurde doch auch hier die Zwangswirtschaft durchgeführt, die allmählich immer neue Karten brachte: für Brot, Fleisch, Fett, Zucker, Seife, Kaffee, Eier, Kartoffeln, Milch, Brennspiritus, dazu Bezugsscheine für Schuhe und Kleiderstoffe. Außer dem Lebensmittelbezug auf Karten erfolgten von Zeit zu Zeit an die Bevölkerung von der Stadtverwaltung besondere Ausgaben an Nudeln, Graupen, Grütze, Gries, Syrup, Marmelade, Kunsthonig, Heringe, Sprossen. Die zur Verteilung gelangenden geringen Mengen kamen hauptsächlich der ärmeren Bevölkerung zugute. Durch Sonderzuschläge geregelte Höchstpreise sollten jeder Übertreibung vorbeugen, hohe Geld- und Gefängnisstrafen drohten den Übertretern.

Ertrug die Bevölkerung diese durch den Zwang bitterster Not verursachten harten Kriegsmaßnahmen im allgemeinen mit opferwilliger Ergebung, so neigte sich an den ungeheuren Fronten nach Amerikas Eintritt in den Krieg die Waage des Schicksals mehr und mehr zu unseren Ungunsten. So nahte im Herbst 1918, zunächst bei unseren erschöpften Verbündeten, die Katastrophe, der bald Deutschlands Zusammenbruch folgte. Die immer stärker in die Erscheinung tretende Übermacht des Feindbundes triumphtierte über die bewundernswerte Kraft unseres Volkes, die Beispiellose geleistet und geduldet hatte. Auch Wormditts Heimatfront hat in der Hergabe von Gold, in der Zeichnung der Reichsanleihen, in der Durchführung von mancherlei Schüler-Sammlungen, wie von Ähren, Laubheu, Brennnesseln, Kirsch- und Pflaumensteinen, Altpapier, Eicheln, Kastanien, Frauenhaaren und dergleichen, an edler Begeisterung und stillem Leiden seine vaterländische Gesinnung bewiesen; Wormditts feldgraue Söhne aber haben draußen auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen ihre Pflicht getan, und 200 von ihnen sind, wie es die Ehrentafeln am Rathauseingang künden, für Volk und Vaterland den Helden-  
tod gestorben.

## 2. Im preussischen Freistaat. Seit 1918.

Sonnabend, den 9. November 1918, ereilte die Kunde von der Abdankung des Kaisers die Stadt. Deutschland = Preußen Republik! „Was wird nun werden?“ fragten sorgenvoll die einen. „Jetzt haben wir Freiheit, Frieden und Brot!“ jubelten die anderen. Zunächst blieb noch alles ruhig. Nur hier und da sah man vor den Schaufenstern Unzufriedene stehen, die begehrliche Blicke nach den Auslagen warfen und drohend die Faust erhoben. Auf eine Anfrage des Braunsberger Soldatenrates konnte Montag abends gemeldet werden, daß Unruhen bisher nicht vorgekommen seien. Einige Stunden später zog ein Haufen angetrunkenen Burschen unter Führung des später tödlich verunglückten Händlers Kirchtowski auf den Markt und durch die Straßen, lärmend und die Besitzenden bedrohend. „Messer raus, Lichter aus, und zwei Mann zum Blutauffangen!“ brüllte es aus der tollen Schar. Am nächsten Tage wiederholte sich der Aufzug; dabei wurden auf Kommando fünf Schaufenster und eine Menge anderer Scheiben zertrümmert und aus mehreren Läden Lebens- und Genussmittel erpreßt. Ein angefordertes auswärtiges Wachkommando von sieben bis zehn Mann sorgte fortan für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt und verblieb hier mehrere Monate, obwohl die Bürgerschaft es wegen der Quartierlasten bald los sein wollte.

Am Dienstag, 12. November, wurde nach dem Muster der anderen Städte ein Soldatenrat gebildet, der aus folgenden Personen bestand: Malermeister Schneider Vorsitzender, Arbeiter Geng, Kaufmann Mariensfeld, Fleischermeister Eppinger, Arbeiter A. Schröter Beigeordnete. Von dem Soldatenrat wurde am selben Tage folgender Aufruf erlassen:

Kameraden und Bürger der Stadt Wormditt und Umgegend! Wie in vielen anderen Städten unseres Vaterlandes ist auch hier mit Einverständnis der neuen Regierung ein Soldatenrat gebildet worden, der die öffentliche Gewalt an sich genommen hat. Die hiesigen Beamten bleiben im Amte und werden mit unserem Einverständnis ihre Anordnungen erlassen, die nach wie vor zu befolgen sind. Vor allem gilt es, die Ordnung aufrecht zu erhalten und sicher zu stellen, sowie unlautere Elemente, mit denen wir nichts zu tun haben wollen, und welche Leben und Eigentum der Bürger gefährden, unschädlich zu machen. Vergehen und Verbrechen unterliegen den bestehenden Strafgesetzen. Sämtliche städtische Gebäude stehen unter dem Schutz des Soldatenrats. Helfet alle mit, Ruhe und Ordnung zu bewahren. Die hiesigen Polizeiorgane werden durch von uns bestellte Ordner und von Militärpersonen, die mit einer weißen

Armbinde versehen sind, unterstützt werden. Der Soldatenrat wird mit rücksichtsloser Strenge jeden standrechtlich aburteilen lassen, der sich an privatem und gemeinschaftlichem Eigentum vergreift. Jeder Alkoholauschant außer Bier hat von sofort an bei unverzüglicher Schließung des Lokals zu unterbleiben. Die Polizeistunde wird auf 11 Uhr für alle öffentlichen Restaurants festgesetzt. Sämtliche Waffen und Munition von Militär- und Zivilpersonen sind sofort im Polizeibüro auf dem Rathaus an den Soldatenrat abzuliefern. Vermeidet Ansammlungen! Haltet euch abends und des Nachts nicht auf der Straße auf! Kinder und Schüler müssen um 5 Uhr und Jugendliche unter 18 Jahren um 8 Uhr abends zu Hause sein und dürfen sich nach der festgesetzten Zeit nicht mehr auf der Straße aufhalten. Den Anordnungen der hier befindlichen Wachmannschaften ist unbedingt Folge zu leisten. Zuwiderhandlungen werden streng bestraft.

Man wird zugeben müssen, daß diese vernünftigen, strengen Anordnungen des Soldatenrats, der sich allenthalben in der Psychose jener Tage die Polizeigewalt glaubte aneignen zu müssen, wohlthätig wirken mußten. Auch die Freigabe einiger vom Landratsamt geschlossenen Betriebe und das Verbot, an den Aufwiegler Kirschowski Alkohol zu verkaufen, waren zweckdienliche Bestimmungen seiner kurzen Tätigkeit.

Da nach einer Verordnung der provisorischen Regierung Soldatenräte nur in Garnisonstädten zu bilden waren, in den anderen Städten Arbeiterräte, wurden zu Sonntag, 17. November mittags 1 Uhr die Einwohner der Stadt zur Bildung eines Arbeiterrats auf das Rathaus geladen. Zuvor wurden die Aufgaben des Arbeiter- und Soldatenrats in einem Artikel der „Vormittler Zeitung“ erörtert. Nicht wie in Rußland solle das Wort „Arbeiter- und Soldatenrat“ gleichbedeutend sein mit dem Begriff von Gewalt und Terror. Der deutsche Arbeiter- und Soldatenrat solle ein Ausschuß der großen Zahl der Mitbürger sein, die im Felde ihr Leben aufs Spiel gesetzt hätten und nunmehr ihre Meinung zur Geltung bringen wollten, damit sie nicht dem wirtschaftlichen Ruin anheimfielen. Die alte Ordnung soll weiter bestehen bleiben, nur mit neuem Geiste erfüllt werden, damit jeder Deutsche, ganz gleich welchen Standes, Bekenntnisses oder Parteizugehörigkeit, gleichberechtigt neben dem anderen leben und schaffen kann. Im übrigen soll der Arbeiter- und Soldatenrat nur ein Provisorium von kurzer Dauer sein.

Durch die Beauftragten des Braunsberger A.- und S.-Rates Kalisch und Heidenreich wurde die Bildung des Arbeiterrats vorgenommen, der die vollziehende Gewalt

übernahm, für Ruhe und Ordnung sorgen und Mißstände beseitigen wollte. Es wurden zwanzig Delegierte nach Berufsständen gewählt: aus der Gruppe 1 — freie Arbeiter — 10, aus Gruppe 2 — Bahn- und Postarbeiter — 1, aus Gruppe 3 — selbständige Kaufleute und Handwerker — 3, aus Gruppe 4 — Beamte aller Art — 3, aus Gruppe 5 — Landwirte und Grundbesitzer — 2, aus Gruppe 6 — freiarbeitende Handwerker — 1. Von diesen zwanzig Arbeiterbeiräten wurde der engere Ausschuß des Arbeiterrats gewählt, der sich aus folgenden 5 Mitgliedern zusammensetzte: Aug. Geng und Jos. Schröter für Gr. 1, Jos. Schneider für Gr. 2 und 3, Dr. Rehaag und Gust. Siegmund für Gr. 4—6. Die einzelnen Arbeiterräte hatten die Kontrolle über die städtische Verwaltung (Geng), Polizeiwesen und Gericht (Schneider), Finanzen (Siegmund), Kirchen- und Schulwesen (Dr. Rehaag), Ernährung (Schröter).

Der Arbeiterrat begann seine Tätigkeit damit, daß er an die Landwirte und Geschäftsleute Warnungen erließ, sie sollten nicht Lebensmittel und Waren zurückhalten oder die Höchstpreise überschreiten, widrigenfalls mit aller Strenge eingeschritten werden würde. Anzeigen von Hamsterei, Kettenhandel, Wucher u. a. wurden oft erstattet, waren aber in der Regel unbegründet. Selbst vor dem alten Bürgermeister *F r a n s* machte gehässige Denunziation nicht halt; er sollte größere Lebensmittelvorräte verborgen halten. Eine Hausdurchsuchung endete natürlich mit seiner vollen Rechtfertigung. Trotz seiner langen Erfahrung und Bewährung wurde er durch das revolutionäre System ebenso wie die bisherigen städtischen Körperschaften faktisch nahezu ausgeschaltet, wenn er auch noch in den Arbeiterrat gewählt wurde. Von den neuen Verhältnissen „satt bis zum Erbrechen“, zog er es vor, Anfang Februar in Urlaub zu gehen und zum 1. April nach 35 jähriger Amtsführung die Pensionierung zu beantragen, die ihm mit vollem Gehalt bewilligt wurde. Die Wünsche, die ihm bei einer öffentlichen Abschiedsfeier im „Reichsadler“ zum Ausdruck gebracht wurden, sollten sich nicht erfüllen. Schon am 21. Mai erlag der 70 jährige auf einem Spaziergang im Hospitalswald einem Schlaganfall, ein Mann von rheinischem Temperament und preußischer Pflichtauffassung.

Die Ernährung der Bevölkerung bildete damals die größte Sorge der Stadtverwaltung. Durch die Demobilmachung, die Rückkehr von Gefangenen, den Anzug von Flüchtlingen aus den abzutretenden Gebieten vergrößerte sich die Zahl der Einwohner fast täglich. Mitte Februar 1919 betrug der Zuwachs 874 Personen, von denen nur acht Selbstversorger waren. Den heimgekehrten Kriegern (über 600) mit ihren Angehörigen gab die Bürgerschaft aus pri-

vaten Sammlungen am 26. Januar in drei Sälen ein Fest; ein Überschuß der Spenden konnte noch Kriegerwitwen zugewendet werden.

Zu Anfang 1919 schien der Provinz von den Bolschewisten schwere Gefahr zu drohen. Es wurde deshalb ein Grenzschutz gebildet, zu dem auch in Wormditt, namentlich unter den Kriegsteilnehmern, geworben wurde. Zugleich wurde auf Anordnung des Korps-Kommandos eine Einwohnerwehr gegründet zur Verteidigung gegen Polen und Bolschewisten, aber auch zur Aufrechterhaltung der Ruhe. Stadtkämmerer Czinscholl berief Ende Februar eine allgemeine Versammlung auf das Rathaus und legte die Bedeutung der Wehr dar. 247 Männer leisteten seiner Aufforderung Folge und formierten sich zu einer Kompagnie und drei Zügen zu je acht Gruppen. Uhrmacher Radig wurde zum Führer gewählt. Am 17. März erhielt die Wehr leihweise 247 Gewehre G. 88 mit dem nötigen Reinigungsmaterial und reichlicher Munition (7410 scharfe, 2470 Platz- und 1235 Exerzierpatronen). Bei einer Neuorganisation im Juni wurde Oberförster Conrad Kompagnieführer, im November Fabrikbesitzer Heppner. Die Wehr zählte jetzt in sechs Zügen 314 Mann.

Im Januar waren unter sehr starker Erregung und Beteiligung die Wahlen zur deutschen (19. 1.) und preußischen (26. 1.) Nationalversammlung getätigt worden, an denen zum erstenmal auch die Frauen teilnahmen. Die neue Wahlverfassung brachte es mit sich, daß seither die Kandidaten-Aufstellung der ostpreußischen Zentrumspartei im „Goldenen Stern“ zu Wormditt stattfindet. Am 2. März erfolgten nach den gleichen Wahlbestimmungen die Kommunalwahlen, zu denen 24 Stadtverordnete gewählt wurden, und zwar auf die Liste der Landwirte 5, der Handwerker 4, der Handel- und Gewerbetreibenden 4, der Beamten 3, der katholischen Arbeiter 3, der Rentiers 1 und der Sozialdemokraten 4. Der Magistrat setzte sich außer dem Bürgermeister und dem Stadtkämmerer aus dem Beigeordneten und vier weiteren Mitgliedern zusammen. Seit dem Gemeindewahlgesetz vom April 1923 hatte die Stadt nur noch 17 Stadtverordnete zu wählen. Die Aufstellung der Wählerlisten erfordert seit der Revolution erheblich mehr Arbeit, da etwa sechsmal soviel Stimmberechtigte sind wie vor dem Kriege. 1924 betrug deren Zahl 3568.

Nach den demokratischen Kommunalwahlen vom März 1919 hätte sich der Arbeiterrat ohne weiteres auflösen müssen. Trotzdem wollten sich manche Mitglieder nicht ihres Einflusses entäußern, bis allmählich auch deren Stellung unhaltbar wurde

Zum Nachfolger des Bürgermeisters Frans wurde der junge Königsberger Regierungssekretär Hans K u t s c h k o w gewählt, der am 1. Mai die Geschäftsführung übernahm. Er kam in sehr schwierige Verhältnisse hinein, die bald durch einen Lohnstreik noch komplizierter wurden. Schon im August zog er sich von dem dornenvollen Amt zurück, um im Oktober in den Staatsdienst zurückzukehren. Erneut trat Stadtkämmerer Czinscholl in die Bresche, bis am 1. Oktober dem Amtsvorsteher und Ziegeleibesitzer Otto F e d t k e , (geb. 1881 zu Buchholz, Kr. Schlochau), der von 1908 — 1912 Stadtssekretär von Wormditt gewesen und daher mit den kommunalen Verhältnissen vertraut war, die kommissarische Verwaltung der Bürgermeisterstelle übertragen wurde. Seine endgiltige Wahl erfolgte am 8. März 1920.

Gegen Ende 1919 schienen sich die Wogen der Revolution geglättet zu haben, als im Januar 1920 unerwartet ernstere Störungen der Ordnung erfolgten. Die beim Bahnbau der Schlobitter Strecke beschäftigten Arbeiter aus Wormditt wollten, daß ihre augenblickliche Arbeitsstelle bei Basten näher nach der Stadt verlegt, die Anmarschzeit in den tarifmäßigen Lohn eingerechnet und der Verdienstausfall an Regentagen ersetzt würde. Mit diesen Forderungen rückte eine größere Zahl der Bahnarbeiter am regnerischen 19. Januar auf das Rathaus und verlangte von den kommunalen Körperschaften binnen 24 Stunden Bescheid, ob die Stadt gewillt sei, den Lohnausfall an Regentagen zu entgelten. Diese Forderung wurde abgelehnt, zugleich aber eine Befürwortung der Wünsche an der zuständigen Stelle versprochen. Damit nicht zufrieden, traten die Bahnarbeiter am nächsten Tage in den Streik, der drei Tage dauerte und auf drei kleinere Betriebe in der Stadt übergriff. Am 21. nachmittags kam es zu groben Ausschreitungen. Radikale Elemente fielen über eine Reihe von Geschäften her, um sie zu plündern. Nun wurde der Zug Junge Schützen der Bürgerwehr aufgeboten. Dieser gab bei der Plünderung des Grawschen Ladens am Markt Schrecksalben ab mit dem Erfolg, daß die Übergriffe auf dem Markt alsbald aufhörten. Als sich der Zug nach getroffener Vereinbarung auf das Rathaus zurückzog, drängten die Demonstranten nach, und auf dem Rathausflur kam es zu einem wüsten Tumult und Handgemenge, bei dem der Wehr ein Teil der Waffen entrissen wurde. Hierbei fielen einzelne Schüsse, die zum Glück nur einen Hut durchlöcherten. Die Mitglieder der Wehr flüchteten sich in die umliegenden Räume, namentlich in das Zimmer des Stadtkämmerers. Diesem gelang es, die Tumultanten zum allmählichen Verlassen des Rathauses zu bewegen. Von den Lauben aus beobachteten sie das Rathaus noch längere Zeit

und feuerten Schüsse auf dasselbe, so daß die Mitglieder der Wehr erst spät das Rathaus verlassen konnten. Die ganze Nacht hindurch wurde die Einwohnerschaft durch Schüsse beunruhigt; diese galten namentlich den elektrischen Lampen, die man am Morgen fast alle zertrümmert vorfand.

Indessen hatte die Stadtverwaltung militärischen Schutz erbeten. Schon in der Frühe des 22. traf ein Kommando des Inf.-Reg. v. Hindenburg aus Allenstein unter dem Oberleutnant P ä k e l ein. Sogleich wurde von diesem und Bürgermeister Fedtke der verstärkte Belagerungszustand über den Stadtbezirk verhängt. Alle Demonstrationen, Umzüge und Versammlungen, jede Vergewaltigung der Einwohnerwehr und der arbeitswilligen Arbeiter wurde verboten, und neun Hauptträdelsführer verhaftet und der Staatsanwaltschaft zugeführt. Zwei von ihnen wurden später freigesprochen, die sieben anderen mit Zuchthaus und Gefängnis bestraft. Die Patrouillen der Stahlhelmlente mit ihren geladenen Gewehren und Handgranaten, die Ansammlungen der Streikenden zerstreuten und Widerspenstigen gegenüber drohten, ernst zu machen, taten ein übriges, um alle Gelüste nach weiteren Ausschreitungen zu ersticken. Ein Maschinengewehr wurde auf dem Balkon des „Reichsadlers“, wo das Kommando einquartiert war, in Stellung gebracht, brauchte aber nur Probeschüsse abzugeben.

Am folgenden Tage wurde auf Grund des Belagerungszustandes allen Zivilpersonen verboten, sich ohne Ausweis des Kommandanten abends nach 10 Uhr auf der Straße aufzuhalten. Alle Gewehre der Einwohnerwehr, die widerrechtlich in den Besitz anderer Zivilpersonen geraten waren, waren binnen 24 Stunden auf dem Rathaus abzuliefern.

Am 27. Januar übernahm auf Anordnung des Militärkommandos die Einwohnerwehr, deren Führer wieder Oberförster Conrad wurde, den Sicherheitsdienst. Die Reichswehr rückte am 3. Februar ab und hinterließ durch das überlegene Auftreten ihres Oberleutnants und die treffliche Haltung der Mannschaften bei den ruheliebenden Einwohnern der Stadt aufrichtige Gefühle des Dankes und der Anerkennung.

Am 13. März 1920 meldete der Telegraph die Übernahme der Staatsgewalt durch den Königsberger General-Landschaftsdirektor K a p p. Der ostpreußische Oberbefehlshaber v. Estorff und Oberpräsident Winnig stellten sich hinter die neue Regierung. Auch in Wormditt wurde diese durch Aufhängen zahlreicher schwarz-weiß-roter Fahnen begrüßt. Die Einwohnerwehr wurde gegen Unruhen alarmbereit gehalten und zwei Führer der Linksparteien in Schutzhaft genommen. Schon nach wenigen Tagen brach bekanntlich der Kapp-Putsch zusammen.

Daß in dieser Zeit trotz eines mehrtägigen Streiks im Mai, der auch das Elektrizitätswerk traf, die öffentliche Ordnung nicht weiter gestört wurde, war wohl auch darauf zurückzuführen, daß eine kleine Inf.-Abteilung der Allensteiner Garnison mehrere Monate vor der Volksabstimmung (11. Juli) im Krüppelheim von St. Andreasberg einquartiert wurde.

Als eine Auswirkung des Versailler Friedensdiktats sahen die Wormditter im Herbst 1920, wie abgelieferte Waffen und Waffenteile am Kreuzbündnishaus auf einem Amboß zer schlagen wurden!

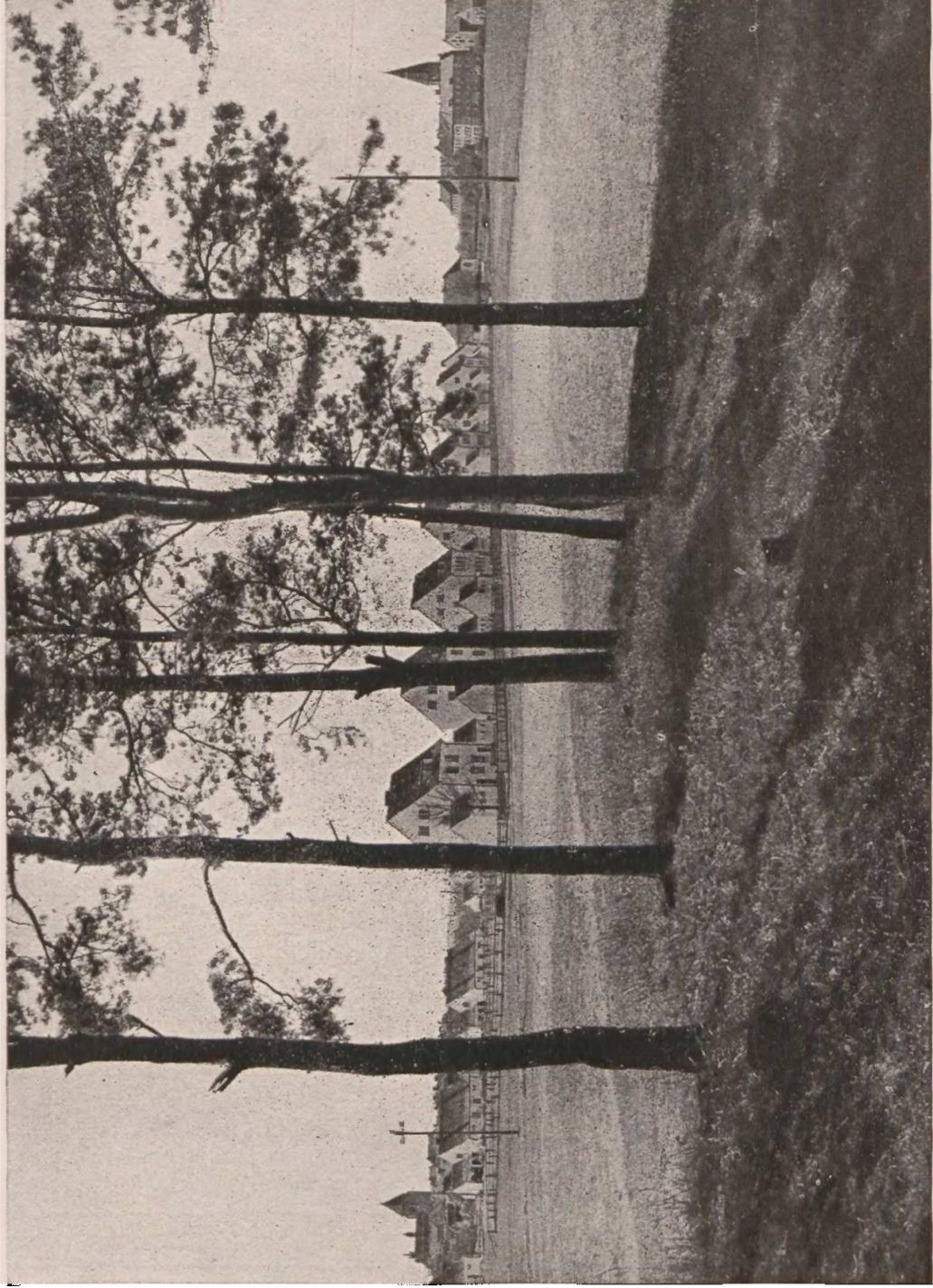
Bis 1920 waren die Baupolizeisachen vom Kreisbaurat Pudor bearbeitet worden. In diesem Jahre setzte eine rege Bautätigkeit ein, und es wurde deshalb am 1. Juli das Stadtbauamt eingerichtet. Von 1920 — 1927 wurden von der Stadtverwaltung 40, von Behörden (Bahn, Reichsbank, Überlandzentrale, katholisches Pfarramt) 27 und von Privaten 92 = 159 Wohnungen geschaffen. Dazu gehörte die neue aus sieben Vierfamilienhäusern bestehende Siedlung an der Bahnhofstraße. 1928 wurden durch Neu- und Umbauten 42 Wohnungen erstellt, davon 20 von der Ostpreußischen Heimstätte in fünf Doppelhäusern. Diese begann mit einer großen Siedlung in der Heidestraße jenseits der Drewenz. Bisher sind 18 Wohnhäuser mit 60 Wohnungen fertiggestellt; im ganzen sind 132 Wohnungen geplant. Von den neuen öffentlichen Bauten bilden das 1925 eingeweihte Progymnasium und die 1928 fertiggestellte Reichsbanknebenstelle Zierden der Bahnhofstraße. Das 1928 errichtete Arbeitsamt für die Kreise Braunsberg und Heilsberg, die Überlandjägermeisterei und das Bezirkskommissariat der Ostpreußischen Feuersozietät sind die zuletzt in die Stadt gelegten Dienststellen.

Der rasende Währungsverfall der Jahre 1922/23 warf alle Berechnungen und Preisbestimmungen völlig über den Haufen. Damit hängt auch die hohe Zahl der polizeilichen Strafverfügungen i. J. 1922 (399, gegen 79 i. J. 1919, 175 i. J. 1927) zusammen. Am härtesten wurden wohl die plötzlich verarmten Kapitalrentner getroffen. Es klingt uns heute fast märchenhaft, wenn wir lesen, daß am 27. Oktober 1922 im Kleinhandel ein Markenbrot 96 M., 1-Pf.-Weizenbrötchen 26 M. kosteten,

am 27. 8. 1923 1 Pfd. Roggenmehl 31 000 M., ein Vierpfundbrot 110 000 M.,

am 7. 10. 1923 1 Pfd. Roggenmehl 8 750 000 M., ein Vierpfundbrot 28 000 000 M.

Das Porto für einen Fernbrief unter 20 Gramm betrug am 1. 8. 1923 1000, 18. 8. 20 000, 10. 10. 5 000 000 M. Ein vom Kreisausschuß Heiligenbeil an die Polizeiverwal-



Blick auf die Stadt Wormditt  
mit der Flachbausiedlung der Ostpr. Heimstätte im Vordergrunde.



tung Wormditt am 29. 3. 1923 abgesandter Brief ist mit Markenbogen von über 600 entwerteten 50- und 100-M.-Marken beklebt und erinnert als Kuriosum im Ratsarchiv an eine der katastrophalsten Wirtschaftsperioden unseres Vaterlandes. Gehälter, Löhne und Unterstützungen stellten auch an die Stadtfinanzen unglaubliche Ansprüche, wenn z. B. in der Woche vom 15. — 23. September 1923 den Forstarbeitern ein Stundenlohn von 3 328 000 M. zu zahlen war! Die Stadt mußte daher nach dem Beispiel der anderen Kommunen Notgeld herausgeben, bis schließlich Ende November 1923 dem Schwindel der Milliarden durch die Einführung den Rentenmark (= 1 Billion) ein Ende gemacht wurde.

Die furchtbare Not der Nachkriegszeit bildete natürlich für die Stadtverwaltung dauernd den Gegenstand ernstester Sorge und williger Hilfsbereitschaft. 1913 hatte die Stadt nach dem Verwaltungsbericht von 1927 60 Arme zu betreuen, für deren Unterstützung etwa 3660 M. verausgabt wurden; 1928 mußte jedoch das städtische Fürsorgewesen mit folgenden Zahlen rechnen:

Unterstützungen für 132 Kleinrentner . . .	51 360,67 M.
„ für 130 Sozialrentner . . .	12 570,18 „
„ für 91 Arme . . .	20 764,10 „
„ für 34 Minderjährige . . .	4 214,90 „
„ für Krankenhaus und Arznei	6 000,00 „
„ für Arztkosten . . .	750,00 „
	<hr/>
	= 95 659,25 M.

Hiervon entfielen 30 Prozent auf die Stadt, während der Kreis 70 Prozent zu tragen hatte. Seither haben sich die Wohlfahrtslasten, zumal bei der großen Arbeitslosigkeit, noch erheblich gesteigert.

Die ganze Geschäftsführung der Stadtverwaltung ist durch die neue Gesetzgebung und die wirtschaftliche Depression gegenüber der Vorkriegszeit ungleich umfassender und schwieriger geworden. Ein paar statistische Angaben mögen das noch weiter beleuchten. Das Tagebuch der allgemeinen Verwaltung weist 1913 rund 5500 Eingänge auf, 1927 12 000. Das Meldeamt führte 1923 eine Kartothek ein und hat genaue Listen der Zu- und Abgänge zu führen. Das Standesamt hat seine Register neuerdings doppelt auszufertigen und am Jahresende die Nebenregister dem Regierungspräsidenten zur Aufbewahrung einzureichen. Ebenso bringen die sogenannten Hinweise, d. h. die Mitteilung standesamtlicher Akte an die beteiligten anderen Standesämter, erhebliche Mehrarbeit. 1927 sind z. B. 280 solcher Hinweise beim Wormditter Amt eingegangen. Über jeden Unterstützungsempfänger ist ein besonderes Aktenstück anzulegen und eine Berufs-, Kontrollkarte und ein Zahlbogen zu füh-

ren. Weiter sei erinnert an die Hauszinssteuer und das städtische Mieteinigungsamt, dessen Aufgaben nach Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft (1. Mai 1928) dem Amtsgericht übertragen wurden. Das Elektrizitätswerk ist 1922 aus Privatbesitz auf die Stadt übergegangen und bezieht seine Energien von der Überlandzentrale des Kreises Braunsberg. 1928 wurden für etwa 1150 Stromabnehmer 277 300 Kilowatt benötigt. Insbesondere hat sich das Steuerveranlagungs- und Erhebungssystem gegenüber der Vorkriegszeit von Grund auf verändert. Seitdem die Steuerhoheit für die Gemeinden aufgehoben ist, haben diese nur die umfangreichen Vorarbeiten zu leisten. Die monatliche Einziehung der städtischen Steuern und Gebühren und die monatliche Gehaltszahlung, die Auszahlungen an die Fürsorgeberechtigten, die Berechnung des Lohnsteuerabzuges, die vielen Zwangsbeitreibungen u. a. belasten den Kassendienst erheblich. Der Jahresumsatz der Stadtkasse belief sich in Einnahme und Ausgabe 1913 auf 624 681 M., 1928 auf 2 857 353 M.

Die äußerst gespannte Wirtschaftslage in Stadt und Land nötigt auch die Wormditter Stadtverwaltung zu größter Sparsamkeit und zur Zurückstellung mancher dringlichen Pläne. Trotz härtesten Steuerdruckes das Wirtschaftsleben vor dem völligen Zusammenbruch zu schützen und neuen, besseren Zeiten entgegenzuführen, ist die gemeinsame verantwortungsschwere Aufgabe von Reich, Ländern und Kommunen.

Im Sommer 1924 durfte die Wormditter Bevölkerung in ihren Mauern den allverehrten Sieger von Tannenberg, Generalfeldmarschall v. H i n d e n b u r g, bei seiner Durchreise im Auto voll Ehrfurcht und Dankbarkeit begrüßen. Am 19. September 1927 passierte er als Reichspräsident bei seiner Rückfahrt von der Einweihung des Tannenberg = Nationaldenkmals im Gilzug nach Königsberg die Stadt. Bei seinem Aufenthalt von 11 Minuten begrüßte Bürgermeister F e d t k e den Reichspräsidenten im Namen der Stadt und sprach ihm zum bevorstehenden 80. Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche aus. Voll freundlichen Interesses erkundigte sich der Reichspräsident nach den Verhältnissen und dem Ergehen der Stadt, gedachte des Wormditter Gefechtes von 1914, über das er sich genau unterrichtet zeigte, und beauftragte den Bürgermeister, der städtischen Bevölkerung die besten Grüße zu übermitteln. Von dieser hatte sich eine zahlreiche Schar auf dem Bahnhof eingefunden, um dem getreuen Eckart des deutschen Volkes ihre Huldigung zu erweisen.

Hindenburg hat in seinem langen arbeitsreichen Leben voller Pflichttreue, Hingabe ans Vaterland und ernster

Verantwortung jedem Deutschen ein leuchtendes Vorbild gegeben; auch in der trostlosesten Zeit der Erniedrigung hat er den Glauben an Deutschlands Zukunft nie verloren. In diesem unerschütterlichen Glauben an die gesunden, aufbauenden Kräfte unseres Volkes, an Deutschlands und auch Wormditts wirtschaftlichen Wiederaufstieg schließt der Chronist dieses Kapitel, dessen trüben Nachkriegsblättern recht bald lichte einer glücklicheren Zukunft folgen mögen!

## XI.

### Wormditts geographische Lage, Klima und Bevölkerungsbewegung.

Die geographische Lage der Stadt ist durch folgende Werte bestimmt, die sich auf den trigonometrisch festgelegten Turm der katholischen Kirche beziehen:

20° 7' 56,93" östlicher Länge von Greenwich,

54° 6' 59,22" nördlicher Breite.

Die Mitte des Turmkopfes liegt 105,9 Meter über Normal-Null. Die Meereshöhe von Wormditt beträgt 63 Meter.

An Niederschlägen sind an der Wormditter Regenstation in den Jahren von 1889 — 1908 folgende mittlere Monatswerte festgestellt worden:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August
35	31	35	40	62	61	87	68 mm
September	Oktober	November	Dezember	Im ganzen Jahr			
57	44	44	40	604 mm			

Die übrigen Witterungselemente von Wormditt müssen nach den Beobachtungen an der Station höherer Ordnung in Heilsberg (Seehöhe 70 Meter) beurteilt werden. Dort gelten folgende Mittelwerte:

	Mittlere Temperatur in °C	Mittleres tägliches Maximum der Temperatur in °C	Mittleres tägliches Minimum der Temperatur in °C
Januar . . . . .	— 3,5	— 1,0	— 6,3
Februar . . . . .	— 2,5	0,6	— 5,8
März . . . . .	0,5	4,1	— 3,1
April . . . . .	5,9	11,0	1,2
Mai . . . . .	11,9	18,1	5,8
Juni . . . . .	15,3	21,5	2,3
Juli . . . . .	17,1	22,9	11,4
August . . . . .	16,0	21,7	10,8
September . . . . .	12,4	17,9	7,4
Oktober . . . . .	7,4	11,4	3,7
November . . . . .	1,9	4,4	— 0,8
Dezember . . . . .	— 1,9	0,5	— 4,4
Im ganzen Jahr	6,7	11,1	2,4

Die absoluten Maxima der Temperatur betragen in den Jahren 1885, 1896 und 1905 34 — 36°, die absoluten Minima 1893 und 1929 — 30 bis — 35°. Es werden im Jahre 130 Frosttage (Temperaturminimum unter 0°), 45 Eistage (Temperaturmaximum unter 0°) und 25 — 30 Sommertage (Temperaturmaximum 25,0° oder darüber) gezählt.

Die Bewölkung wird nach einer zehnteiligen Skala geschätzt. 0 bedeutet wolkenloser, 10 völlig bedeckter Himmel. Die mittlere Bewölkung beträgt im Jahresmittel 6, 7, im Dezember 8, 2, im Mai und Juni 5, 6. Es werden etwa 30 heitere und 150 trübe Tage gezählt. Die mittlere tägliche Dauer des Sonnenscheins beträgt im Jahre 4,5 Stunden oder 37 Prozent der astronomisch möglichen Dauer. (0,8 Stunden = 11 Prozent im Dezember, 8,0 — 8,2 Stunden = 48 — 50 Prozent im Mai und Juni.) Die Zahl der Niederschlagstage im Jahre beträgt in Heilsberg 173. An 55 Tagen fällt Schnee. Die Zahl der Tage mit Schneedecke beträgt 77, die Zahl der Gewittertage 20.

Über die Bewegung der Bevölkerung Wormditts gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Jahr	Einw.	Jahr	Einw.	Jahr	Einw.
1772	1978	1840	3264	1895	5219
1802	2251	1852	3800	1905	5593
1810	1793	1858	4320	1910	5559
1816	2016	1864	4791	1916	5351
1819	2194	1867	4618	1919	5964
1825	2571	1871	4812	1922	5865
1831	2864	1875	4673	1925	6063
1837	3087	1885	5169	1929	6342

Nach dem Religionsbekenntnis waren

i. J. 1910 4797 Einwohner katholisch, 680 evangelisch, 82 jüdisch;

i. J. 1925 5188 katholisch, 813 evangelisch, 51 jüdisch, sonstige Christen 10, ohne Angabe des Bekenntnisses 1;

2624 männlich, 3439 weiblich.

Die Ergebnisse der Volkszählung 1930 lagen noch nicht vor.

Das hiesige Standesamt beurfundete für die Stadt Wormditt

Jahr	Geburten	Eheschließungen	Sterbefälle
1913	164	33	140
1914	186	14	176
1915	126	13	202
1916	115	24	203
1917	77	26	232
1918	95	24	254
1919	134	91	205

Jahr	Geburten	Eheschließungen	Sterbefälle
1920	176	73	158
1921	161	44	130
1923	162	43	130
1925	150	21	107
1927	144	43	112
1929	131	32	147

Die hohen Sterblichkeitsziffern in den Kriegsjahren sind auf die Unterernährung, namentlich auch in der Anstalt St. Andreasberg, zurückzuführen.

Nach der Parteizugehörigkeit wurden bei der Reichstagswahl vom 14. September 1930 von 4125 Wahlberechtigten folgende Stimmen abgegeben:

Zentrum	1550	(1928 : 1354,	1921 : 1588)
Kommunisten	460	(	93, 544
			[unabhäng. Sozial.)
Wirtschaftspartei	303	(	219, 103)
Sozialdemokraten	272	(	809, 45)
Nationalsozialisten	148	(	—)
Deutschnationale	121	(	249, 19)
Volkspartei und Konservative	107,	Volksrechtspartei	51,
Evangelische Bewegung	47,	Staatspartei	17,
Landvolk	13,	Christlich-Soziale	8,
Bauernpartei	1,	Polen	1,
Ungültig	20.		





## Anhang.

Zum 1. Kapitel bietet der Codex diplomaticus Warmiensis I—IV in chronologischer Folge die einschlägigen Urkunden bis 1435. Die späteren Urkunden sind meist abschriftlich im Wormditter Privilegienbuch (Staatsarchiv Königsberg Westpreuß. Foliant 1096) enthalten.

Die ausführlichste Geschichte der Begründung und ersten Entwicklung Wormditts gibt Röhrich in seiner Kolonisation des Ermlandes in der Zeitschrift f. d. Gesch. u. Alterstumskunde Ermlands (E. Z.) XIV, 185—235; kurz behandelt derselbe die Gründung der Stadt in seiner Gesch. des Fürstbistums Ermland (Braunsberg 1925), S. 86. Die Hypothese, daß der Markt Pogesaniens Wormditt sei, vertritt Röhrich in seinem Vortrag über die Besiedlung des Ermlands in der E. Z. XXII, 274 f. — Zu den Notizen über Bürgerwalde vgl. A. Kolberg, Summarisches Verzeichnis des Fürstentums Ermland von 1656. E. Z. VII, 218, das Protokollbuch des Wormditter Stadtgerichts 1742—65 (Abg. Staatsarch. Westpr. Fol. 1102), die Kämmererei-Rechnung der Stadt W. 1788/9 im Ratsarchiv. Über den Brand der Meile vgl. Wjsołki's Aufsatz in Unf. erml. Heimat (Monatsbeilage der Erml. Ztg.) 1924, Nr. 11 u. 12. — Über Bendaufen in Erbpacht schrieb Wjsołki a. a. O. 1925, Nr. 9—11. — Die Nachricht über Korbisdorf gründet sich auf einen undatierten Brief des Rates in der Czartoryskischen Bibliothek zu Krakau J. 1598, S. 373 ff. — Die Angaben über Größe und Wert des jetzigen Waldbesitzes sind den letzten Verwaltungsberichten des Bürgermeister Fedtke entnommen. — Für die vorgeschichtlichen Einleitungsbemerkungen ist jetzt heranzuziehen: W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens. Königsberg 1929.

Zum 2. Kapitel Quellen: Privil.=Buch, Ratio oeconomi mensae episc. Warm. von 1533 im Bisch. Archiv Frauenburg, Kolberg a. a. O., derselbe, Zur Verfassung Ermlands beim Übergang unter die preuß. Herrschaft i. J. 1772, E. Z. X 63 f, 676 ff, 723 ff. Tauf-, Trauungs- und Totenbücher des kath. Pfarramts, Liber xenodochialis im Pfarrarchiv. Liber mortuorum confraternitatis exulum sub titulo S. Mariae Magdalenae I, II im Ratsarchiv. Protokollbuch des Schöppengerichts W. 1678—83 (Abg. St.=A. Westpr. J. 1099), Protb. des W. Stadtgerichts 1742—65. vgl. Wjsołki aus einer unvollständigen Kämmererechnung der Stadt W. v. 1747 in Unf. erml. Heimat 1928, Nr. 3, 4. Kämmererechnung v. W. 1788/9. Die Angaben S. 20 verdanke ich der Stadtverwaltung. Die Ernennungsurkunde S. 21 ist dem Ratsarchiv entnommen.

Das Verzeichnis der W. Burggrafen nach P. Anhuth E. Z. XXI, 249 ff. A. nennt nicht Wolf von Kreiken, der aber nach Kolberg, E. Z. VII, 187 bischöflicher Burggraf ist. Danach ist auch meine Bemerkung, er sei vom Kurfürsten bestellt (S. 13), zu berichtigen. — Zu der Bürgermeisterliste vgl. H. Schmauch, die Bürgermeister W.s seit d. J. 1570. Unf. erml. Heimat 1930, Nr. 8. Danach ist zu verbessern: Urra 1820—58, Rheindorff 1858—81, Radike 1882—84. Hans Rutschkow April—Oktober 1919. Fedtke

kommissarisch seit 1919. Von den früheren Bürgermeistern haben sich nachträglich noch zu S. 26 folgende feststellen lassen: Georg Blastewig, Bruder des erml. Dombachanten und Historikers. 1500 (Cod. d. W. I. 228). 1501. (Ord. Briefarchiv St.-U. Abg. 1501. 25. 1.) Hans Nichtstern. 1519 (St.-U. Danzig, Abt. 300, U. 42, Nr. 271). — Die ältesten Bürgermeister sind durch den Cod. d. W. bezeugt, Nit. Subener 1442 durch Urk. Domkap. Urch. Frauenburg Schbl. 2 N. 2., 1443 d. U. St.-U. Abg. Schbl. XXV, Nr. 55. Hans von Tüngen erscheint von 1451—54 wiederholt als Vertreter der Stadt Wormditt auf preußischen Ständetagen; vgl. W. Töppen, Acten der Ständetage Preußens. III, 318, 343, 586 IV, 279. Garlaw (1520) ist durch die Chronisten des Reiterkrieges bezeugt, Jos. Foz (1559) wird als 1. Bürgermeister in der Rolle des Wer Grobschmiedegesellen (in m. Besitz) genannt. Die Pluszeichen auf S. 26 sollen übrigens Sterbekreuze darstellen.

Zu Kapitel 3. Cod. d. W. Privil. = B., Rämm. = Rechnung 1788. Chronik Urta und Frans. Wyszoki, Zur Gesch. des Wer Oberteichdammes. U. e. Heim. 1926, Nr. 3—5. — Zum Angriff d. J. 1520 vgl. J. Kolberg, Ermland im Kriege d. J. 1520, E. J. XV, 374 f. J. Leo, Historia Prussiae, Brunsbergae 1725) p. 357. — Privileg der Lohmühle im B. U. Frbg. E. Nr. 3, S. 16. — Über die Befestigungsanlagen während des 2. Schwedenkrieges U. Kolberg, Erml. als Hurbrennenburg. Fürstentum 1656—7. E. J. XII, 512. — Zur Einnahme W.s i. J. 1460 Köhrich, Erml. im 13jähr. Städtekriege. E. J. XI, 421 f. — W.s Eroberung durch Gustav Adolf bei Israel Hoppe, Gesch. des 1. schwed. = poln. Krieges in Preußen, hrsg. von Töppen (Leipzig 1887), S. 211 ff. — Das „Pestbuch“ d. J. 1770/1 Westpr. J. 1104 im St.-U. Abg. Vgl. Wyszoki, Vorkehrungen gegen die Pest d. J. 1770 in U. e. Heim. 1927, Nr. 3.

Schloßinventar bei U. Kolberg, Erml. 1656, E. J. VII, 225 ff. Erneuerungsarbeiten am Schloß in Heides Archivum Heilsbergense, Sc. rer. W. II, 719, 756. — Zur Würdigung des W. Stadtbildes vgl. P. Landau, Ostpreuß. Wanderungen. 2. Aufl. (Berlin 1917), S. 107 ff. — Das Zitat (S. 44 f.) aus Köhrich, Kolonisation des Erml. E. J. XIV, 203.

Zu Kapitel 4. Über die Johanniskirche Cod. d. W., Sedes archipresb. dioec. Warm. in Scriptorum rerum Warm. I, 437 ff. Visitationsberichte im B. U. Frbg., Liber Humann u. Liber xenodoch. i. Pfarrarchiv W. Tauf-, Trauungs- und Totenregister. — J. v. Quast, Denkmale der Baukunst im Ermland. Berlin. S. 19 ff. J. Dittrich, Die Kirche von W. in E. J. IX, 191 ff. — B. (Iell?), Die Darstellung des Todes des hl. Apostels Paulus mittels des Fallbeils auf einem Bilde in der Pfarrkirche zu W. in Mitteilg. des Erml. Kunstvereins. I (1870), 70 ff. U. Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler d. Prov. Ostpreußen. IV. Das Ermland. (Königsberg 1894) S. 270 ff. J. Kolberg, Ein Trinitätsbild an der Pfarrkirche zu W. in Zeitschr. f. christl. Kunst 1901, 338 ff. (Ratowski) Die Johanniskirche in W. in der Wormd. Ztg. Oktober 1900. H. Schmauch, Zur Gesch. d. St. Johannispfarrkirche zu W. 1929. Das d. Schmauch überholte Verzeichnis der Wer Pfarrer im Erml. Pastoralbl. VII (1875), 116, der Kapläne ebda X (1878) 116 f. — Über die Hospitäler vgl. G. Matern, Hospitäler im Ermland. E. J. XVI, 151 ff. — Die Angaben über Krankenhaus und St. Andreasberg gründen sich teils auf persönliche Auskünfte, teils auf Verwaltungsberichte. — Über das Kloster vgl. das Convents = Hausbuch und (J. Sipler), Regina Protmann u. die erml. Convente, E. Past. XV (1883, 49 ff. — Die Gelöbnisse im Lib. xenod. — Zu den Anfängen der lutherischen Bewegung in W. vgl. Acta Mauritii in Sc. rer. W. II, 495 f. J. Kolberg, Ermland im Kriege d. J. 1520, E. J. XV, 560 f. Ein kurzer Überblick über die Gesch. der ev. Gemeinde W. auf Grund

pfarramtl. Materials bei J. Hassenstein, Die Gesch. d. ev. Kirchen im Ermland seit 1772. (Königsberg 1918) S. 84 ff. — Die Mitteilungen über die Synagogengemeinde nach amtl. Material im Verwaltungsbericht 1927.

Zum Schulwesen: M. Perlbach, Prussia scholastica. (Braunsberg 1895), S. 192. Visitat.-Ber. 1565 im B. U. Frbg. B 3, f 110, 1581 B 2, f 176. Der Stundenplan ist abgedruckt bei E. Waschinski, Das kirchl. Bildungswesen im Ermland, Westpreußen und Posen. (Breslau 1928) I, 463. Die späteren Personalien meist aus den Kirchenbüchern, z. B. über Wersti im Totenbuch. Zu den Mädchenschulen vgl. Waschinski, a. a. O. II, 278 ff. Über die neuere Entwicklung der kath. und ev. Volksschulen vgl. die Schulchroniken von Rektor Friebe und Kantor Moxtus in der Chronik von Frans und die letzten Verwaltungsberichte; vgl. G. Matern, Beiträge zur Gesch. des Schulwesens im Ermland. Sonderdruck d. Erml. Ztg. Braunsberg 1911. Über die Auffakleistungen der Wer kath. Mädchenschule i. J. 1858 habe ich einiges in dem Nachruf auf meine Mutter mitgeteilt: Aus dem Leben einer erml. Mutter. U. e. Heim. 1929, Nr. 7. Von der früheren Selektta und dem jetzigen Ref.-Realprogymnasium liegen gedruckte Jahresberichte vor; vgl. auch über diese, die Haushaltungs- und Berufsschule die städt. Verwaltungsberichte.

Zu Kap. 5. Quellen: Stadtwillkür 1607 in Abschrift im B. U. Frbg. A Nr. 7 418—39. Original Willkür 1677 im St. U. Kbg. Westpr. Fol. 1098. Priv. B. — Zum Hausholzprozeß die Akten im Ratsarchiv. — Die statistischen Angaben über das Jahr 1772 in der erwähnten Arbeit von U. Kolberg, E. J. X, 676 ff. — Zur Separation Akten im Ratsarchiv und Chronik Frans.

Zu Kap. 6. Die Zunftrollen im Cod. d. W., B. U. Frbg. und Westpr. Fol. 1097 des Kbg. St. U. Privilegien und Willkür der Zünfte zu W. 16.—18. Jhd. Über die Schützengesellschaft Westpr. Fol. 1105 St. U. Kbg. Rechnungsbuch und Feldordnung der Schützengesellschaft W. 1781—1840. — Die Rolle der Tuchmachergesellen in Wormditt ist herausgegeben von J. Hipler, E. J. XII, 192 ff. Einen Epilog auf die Wer Tuchmacherzunft gibt U. Hing, Vom ehrbaren Gewerke der Tuchmacher in W. Erml. mein Heimatland (Monatsbeilage der Warmia) 1927, Nr. 6 u. 7. — Zu den Bruderschaften vgl. G. Matern, die kirchl. Bruderschaften in der Diözese Erml. Braunsberg 1920.

Zu Kap. 7. Die Feuer-Ordnung der Fürst-Bischöflichen Stadt W. Publiciret den 13. Martii Anno 1744, gedruckt in Braunsberg, (28 S.) ist noch in mehreren Exemplaren erhalten. — Vom Brande 1502 berichtet das Memoriale dom. Lucae in Scr. r. W. II, 139, die Brandnachrichten bis Ende des 18. Jahrh. melden die Kirchenbücher, gesammelt von Sigmunski im Liber xenod. Die späteren Brände nach der Urraschen Stadtchronik und dem von Frans bearbeiteten Material.

Zu Kap. 8. Die Nachricht von der „Brautkammer“ in der „Chronik“ des Bürgermeister Frans z. J. 1856. — Die übrigen Nachweise im Text; vgl. dazu m. Aufsatz: Alte Bürgerhäuser i. W. U. e. Heim. 1925, Nr. 8 u. Etwas üb. unj. Straßenbenennungen, W. Ztg. 1925 v. 25. 12.

Zu Kap. 9. Der Lindwurm in der Fassung von J. Bender im Erml. Hauskalender 1860, S. 23. Der Knochenthees nach der Benderschen Fassung Erml. Kal. 1861, S. 14 ff. bearbeitet von U. Hing im Erml. m. Heimatland 1924, Nr. 1. — Zu Peter von W. vgl. die gleichnamige Monographie von P. Nieborowski, Breslau 1915 und H. Schmauch, im Erml. Kal. 1928, S. 73 ff. und in Erml. m. Heimatland 1930, Nr. 6 und 7. — Über Schenkendorf und Sigmunski Nachweise im Text; vgl. über letzteren m. Aufsatz: Eine Wer Jahrhundertenerinnerung in der Erml. Ztg. 1920, Nr. 188, Beil. über Urra vgl. Chronik Frans und Volksüberlieferung. — über

Arendt sein Testament in den Ratsarchiven Braunsberg u. Wormditt und die zitierte Schrift von A. B. Fromm, auf die sich natürlich die Seitenangabe S. 128 unten bezieht. vgl. weiter Brachvogel, *Unf. erml. Lehebuch*, U. e. Heimat 1925, Nr. 5, J. Buchholz, P. Wittkowski als Braunsberger Abiturient und Seminardirektor, *E. Z.* XXIII, 482 f. Jubiläumsbericht in der *Erml. Ztg.* Aug. 1880. Über Laws außer den angeführten Aufsätzen von H. Reiter persönliche Erkundigungen. — Noch ein paar Wer Originale teils auf Grund frdl. Mitteilungen von H. Geh. Justizrat Poschmann, teils nach eigener Erinnerung; vom „wilden“ Schröter verdanke ich einige Späßchen Frl. M. Czinscholl-Wormditt; die anderen nach Ruzsdorfs zitiertem Artikel.

Zu Kap. 10. Zum Litauereinfall d. J. 1311 und der erml. Landesgeschichte vgl. J. Buchholz, *Abriß einer Gesch. Erml.* (Braunsberg 1903) und Köhlich, *Gesch. des Fürstbistums Erml.* (—1424). Der Mord 1376 nach C. d. W. III, 22 f. Die Bemerkung über den Fastnachtstrubel im *Cod. dipl. Silesiae* V, 307 f. (Dictamina zum Formelbuch Arnolds von Prokan.) Die Notizen über den Tuchhandel nach C. Sattler, *Handelsrechnungen des Dt. Ordens* (Leipzig 1887) S. 29. Zu den Kriegen d. J. 1410—14 vgl. Fleischer, *Heinrich IV. Heilsberg von Bogeslang*, *E. Z.* XII, 40 ff., 122 ff. Über den Bauernaufbruch schrieb Köhlich in der Beilage zum Jahresbericht d. *Gymnas. Kößel* 1894, über Erml. im 13jährigen Städtekrieg in der *E. Z.* XI. Der Vorwurf gegen die Wer (S. 148) bei Mastwich, *Chronicon de vitis episc. Warm.* Sc. rer. W. I, 120 f. Lindaus Bericht in den *Sc. rer. Prussicarum* IV, 597.

Über die nationalen Fragen im Ermland s. jetzt meinen Vortrag *Ermlands Bevölkerungsfragen* (Allenstein 1928). Über den Pfaffenkrieg s. Eichhorn, *Gesch. der erml. Bischofswahlen*, *E. Z.* I, 149 ff. Thunert, *Acten der Ständetage Preußens* Igl. Anteils (Danzig 1896) S. 599 ff. Über Feuer und Pest (S. 151) s. *Memoriale dom. Lucae*, Sc. rer. W. II, 139, 152. Zum Reiterkrieg s. die eingehende Darstellung von J. Kolberg, *E. Z.* XV. Die widersprechenden Angaben über den Baderteich (S. 153) in der Heilsberger *Chronik*, Sc. rer. W. II, 411 und bei J. Freiberg. (Medelsburg, die Königsberger Chroniken aus d. Zeit d. Herz. Albrecht. Königsberg 1865.) S. 131 f. Leos Notiz über den Heroismus der Wer Frauen (S. 154) in *J. Hist. Pruss.* S. 357. Die Verurteilung des Radwankowski i. d. *Acta Tomiciana* (Posnaniae 1857) VI, 12 ff. Die Äußerung des Bischofs über W. (S. 158) im *B. U. Frbg.* A 1, f. 365 v. Über die Jesuitenmission (S. 159) s. *Literae annuae Soc. Jesu* 1600 u. 1602 Antverpiae 1618. Die Gotteslästerung (S. 160) nach *B. U. Frbg.* A 1, f. 365 v. Die Taxe ebda II 2 f. 59. Die Einladung zur Tagfahrt nach W. im *St. U. Danzig* 300 U 5 B Nr. 314, das Steuerregister 1579 in der Czartoryskischen *Bibl. Krakau* Fol. 1624, 431—42, für den Druck in der *Erml. Z.* 1930 von H. Schmauch vorbereitet. Das Krugprivileg für Hindenberg vom 17. 2. 1597 (nicht 1579, wie der Druckfehler S. 160 angibt) i. *B. U. Frbg.* C Nr. 3 f. 135. Die Beschlüsse der Heilsberger Synode von 1610 bei J. Hipler, *Constitutiones synodales Warm.* (Brunsbergae 1899). S. 75 ff. Der Überfall v. 1617 (S. 161) nach Treters und Heides *Chroniken* Sc. rer. W. II, 533 f. 608. Die Pest, ebda S. 6, 10 f.

Der 1. Schwedenkrieg nach Leo, *Hist. Pruss.* S. 498 ff. Heides *Chronik*, Sc. r. W. II, 611 ff. J. Dittrich, *Einige Dokumente aus der Zeit des Schwedenkrieges*, *E. Z.* X, 626 ff. J. Hoppe, *Gesch. des 1. schwed. = poln. Krieges*. S. Anhuth, *W. im 1. Schwedenkrieg*, U. erml. Heim. 1921, Nr. 12. J. Buchholz, *Ag. Gust. Adolf im Erml.* i. *S.* 1626. U. e. Heim. 1926, Nr. 8—10. Die Seite 165 erwähnte Urkunde datum uthi wart feltlager wid Wormbdit den 9. Octob. ar 1627 hat M. Loeppe*n* i. d. *Zeitschrift d. westpr. Gesch.* Ber. 27 (1889),

103 f. veröffentlicht. Über Blets Waffensammlung f. Danziger Ztg. 1883 Nr. 14248. Thems Aufzeichnungen, Sc. r. W. II, 612 ff. — Zum 2. Schwedenkrieg f. A. Kolberg, Erml. als Kurbrandenburg. Fürstentum. E. Z. XII, 432 ff. und Verzeichnis d. Fürst. Erml. E. Z. VII, 177 ff. Anhuth, Truppen und Söldner im Taufbuch W. während des 2. Schw. u. e. Heim. 1921, Nr. 10. Über Swiderski und Lubomirski (S. 169) f. Treters Chronik Sc. r. W. II, 565 ff. Die Angabe über den verlorenen Plan aus dem Repertorium d. St. A. Abg. Zur Gesch. d. 18. Jahrh. f. Heides Arch. Heilsb. in Sc. r. W. II, 635 ff. Über das Leichenbegängnis des Bfs. Szembek (S. 171) f. den Aufsatz von G. Matern im Erml. Hauschatz (Beil. d. E. Ztg.) 1911 Nr. 277. Zur Landesordnung siehe die einschlägigen Aufsätze von Köhrich in U. e. Heim. 1921—1924 und Brachvogel, die erml. Post vor 150 Jahren ebd 1923, Nr. 7.

Zur erml. Okkupation f. A. Kolberg, Verfassg. Ermlands 1772, E. Ztg. X, 676 ff, A. Poschmann, Die Landesaufnahme des Erml. i. J. 1772. E. Z. XXIII, 382 ff. Zur Garnison, Kriegsschäden 1806 — 1810 und 1812 — 1815 f. die Wormditter Depositen D 8 ff im St. A. Abg. Die Kriegsoperationen nach E. von Höpfner, der Krieg von 1806/7, III, 2. Aufl. Berlin 1855. A. Arendt Einquartierungen und Verluste der Stadt Wormditt 1807 und 12 Erml. Ztg. 1876, Nr. 56 ff. (auch separat), B. Bazel, Notjahre im Ermland. Bochum 1926. A. Bezenberger, Ostpreußen in der Franzosenzeit. Königsberg 1913. Die Errichtung der Landwehr hat nach den Wer Depositen Wjsołki behandelt im Erml. Hauschatz 1913, Nr. 184—186. Über den Besuch des Fürstbischofs und den Landrat F. v. Schau f. Hipler, Erinnerungen an den 1. Landrat v. Braunsberg F. v. Schau (Braunsberg 1882). Für das 19. Jahrhundert sind Ratsakten u. die Chroniken von Urta und Frans herangezogen. Die Königsbesuche 1854 und 1856 nach Berichten des Braunsberger Kreisblattes. Die Orgelbauer Wulf nach Kirchenbüchern. Über Jeroschewitz f. Ulbrich, Gesch. der Bildhauerkunst in Ostpreußen (Königsberg 1926—29) II, 785 ff. Hier seien noch Wer Goldschmiede nach J. Kolberg, Erml. Goldschmiede, E. Z. XVI, 546 f. nachgetragen. Joh. Erenst 1575, Bartholomäus Benick 1590, Paul Sigler aus Nürnberg 1630—66, Joh. Zachar. Krzewicz 1773—85. Über die Wormditter Ztg. f. 50 Jahre W. Z. 1930, Nr. 1. Das Wer Festalbum von M. Riby-Königsberg gibt 24 ganzseitige Aufnahmen und einen vierseitigen Festbericht von mir.

Zum Gefecht von W. f. die Veröffentlichungen des Reichsarchivs: Der Weltkrieg. II. Die Befreiung Ostpreußens. (Berlin 1925) S. 236 und Schlachten des Weltkrieges. 19. Bd. Tannenberg (Berlin 1927.) S. 218 f. Die Gefechtsberichte der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Ers.-Batls. Inf.-Reg. 148 in der Wormditter Zeitung 1916 Nr. 104. Die russische Darstellung des Generals Martynow ist mir in einer dem Wormditter Magistrat von H. Hauptmann a. D. Arendt übermittelten Übersetzung zugänglich geworden. Eine anschauliche Schilderung des Gefechtstages gab Erzpriester A. Hinzmann in B. Schwarz, Der Feind im Land (Braunsberg 1915). S. 180 ff. Die Darstellung der Nachkriegszeit beruht auf den Materialsammlungen meiner verehrten früheren Lehrer Czinscholl und Wjsołki, sowie auf den statistischen Angaben der von Herrn Bürgermeister Fedtke erstatteten Verwaltungsberichte.

Im Kap. 11 verdanke ich die Notizen über W.s geographische Lage dem Reichsamt für Landesaufnahme in Berlin, über das Klima dem preuß. Meteorolog. Institut in Berlin. Die Bevölkerungsbewegung u. A. Poschmann, die Bevölkerung d. Erml. 1772—1922. E. Z. XXI, 373. Die standesamtlichen Nachrichten nach dem Verwaltungsbericht 1927, die Parteizugehörigkeit nach der E. Ztg.



## Personenverzeichnis:

(Dieses Verzeichnis enthält die Namen der 11 Kapitel und gebraucht folgende Abkürzungen: B. = Bürger, Bf. = Bischof, Bg. = Burggraf, Bm. = Bürgermeister, Gen. = General, Hm. = Hochmeister, Hp. = Hauptmann, Kfm. = Kaufmann, Kg. = König, L. = Lehrer, Lt. = Leutnant, N. = Stadtnotar oder Stadtschreiber, P. = Papst, Pf. = Pfarrer, Pr. = Präsident, R. = Richter, Sch. = Schöppen, Schm. = Schöppenmeister, Vorst. = Vorsteher, Wbf. = Weihbischof, Ww. = Waldwart)

- Dr. Abegg, Pol.-Pr., 191.  
 Abezier Joh., Bf., 85.  
 Adersberg, kurf. Rat, 167.  
 Adolf Gustav, Kg., 33 ff., 161 ff.  
 Albert Johann, Bf., 161.  
 Albert, Pf., 51.  
 Albrecht, Hm., 33, 49, 57, 152 ff.  
 Alex B., 108.  
 Anger Georg, Hp., 155.  
 Anhut, Pf., 13.  
 Dr. Arendt Anton, Seminar-  
 direktor, 102, 109, 125 ff., 182.  
 Arendt Theresia,  
 geb. Tolkendorf, 125.  
 Arendt Valentin, B.,  
 109, 125, 179, 181, 191.  
 Arendt Valentin, Stadtv.-Vorst.  
 102 ff.  
 v. Aretin C., 138.  
 v. Arnim, Rittmeister, 177.  
 v. Auer, Gen., 120, 177.  
 v. Auerswald, Ob.-Pr., 180.  
 August II., 169 f.  
 August III., 170 f.  
 Aramitowski Michael, ff 51.  
 v. Baisen Hans, 145 f.  
 Bandufen, Preuße, 9.  
 Barclay, Kfm., 119.  
 Bardmann Daniel, 105.  
 v. Barden Martin, Pf., 51.  
 Bardyn Nikolaus, Bm., 26.  
 Balener. Benedikt, Bm., 27.  
 Bathory Andreas, Bf.,  
 7, 32, 88, 93, 160.  
 Bazel B., 183.  
 Baum Johann, R., 12.  
 Baumann, Stadtdiener, 19.  
 Bayen (Bastien) Joh., 37.  
 Becker Gottschalk, Pf., 51.  
 Behrendt, Polizeisergeant, 198.  
 Belgard Wladimir, Gen.-Lt.,  
 202 ff.  
 v. Belle Garde = Podgurski  
 Franz, Landvogt, 26.  
 v. Bennigsen, Gen., 175, 178.  
 Berent Joh., B., 15, 18 f., 174.  
 Berger, B., 14.  
 Bergmann Christian Wilhelm,  
 Bm., 26.  
 Bergmann Carl, Chirurg, 68 f.  
 Bergmann, Richter, 15, 21.  
 Bergmann, Zimmermeister, 57.  
 Bernadotte, Marschall, 174 f.  
 Berthier, Gen., 178.  
 Beyer, Jakob, 141.  
 Beyer, Rittmeister, 179.  
 Biali Jan, Hpt., 151.  
 Biron, Gen., 170.  
 Bischof Ludwig, 92.  
 Bischof Mathias, 92.  
 Blank, B., 109.  
 Blett Theodor,  
 Rittergutsbesitzer, 165.  
 Bloß, B., 19.  
 Dr. Bludau Augustinus,  
 Bf., 198.  
 Bludau, B., 19.  
 Bocherer Michael, B., 30.  
 Böhm Andreas, Rektor, 62.  
 Bönigl, B., 19.  
 Boznanski Joachim, Bg., 13.  
 Brandt, Kapellmeister, 198.  
 Braun Joh., Pf., 52.  
 Braun, Tuchmacher, 107.  
 Braun, Seiler, 135.

Braun, Ww., 19.  
Braunschmidt, Pf., 59.  
Breuer Otto, Pf., 51, 89.  
Brieße Joh., Propst, 52, 194.  
Brodmann, B., 19.  
Brussel Modestus, Pf., 51.  
Buchholz August, B., 104, 106.  
Buchholz August,  
Ziegeleibesitzer, 200, 203.  
Buchholz Eug., Schriftstell., 104.  
Buchholz Jakob, B., 105.  
Buchowski Joh., Bg., 13.  
Büttner, Pf., 59.  
Buttler, Sp., 164.

Challiere, Kapitän, 178.  
Christian Joh., Bm., 26.  
Christine, Königin, 167.  
Conrad, Oberförster, 209 ff.  
Cornelius Karl, Dozent, 191.  
Corvinus Mathias, Kg., 151.  
Czinscholl, Stadtkämmerer,  
107, 165, 209 f.

Dargel Arnold, Buchbinder, 197.  
v. Datteln Arnold, Pf., 51.  
Davout, Gen., 181.  
Derschau, kurf. Rat, 167.  
Dr. Dittrich, Dompropst, 198.  
Dochtorow, Gen., 178.  
v. Dohna Fabian, Graf, 167.  
Domhardt, D.-Pr., 14, 18.  
Drommond David, Oberst, 162.  
Düring, Kammerkondukteur, 29.

Eberhard v. Neize, Pf., 2 ff, 38.  
Edardus (Edart), B., 116.  
Edert Andreas, Kantor, 62.  
Edert Franz, Rektor, 62.  
Edert, Stadtmusikus, 19.  
Edert, Tuchmacher, 21.  
Ehrenreiter, Obrist, 33 ff, 165 ff.  
Ehlert Georg Michael, N. 12, 26.  
Elisabeth, Königin, 193.  
Elisabeth, Jarin, 185.  
Engelbrecht Benedikt,, Pf., 51.  
Engilbert, Bm., 26.  
Eppinger, Fleischerstr., 206  
Erenst Georg, Bm., 26.  
v. Erlichshausen Konrad,  
Sm., 144.  
v. Erlichshausen Ludwig,  
Sm., 145 ff.  
Ernst Lukas, Bm., 26, 166.  
Eschenbach, Pf., 59.  
L'Estocq, Gen., 120, 175 ff.  
v. Estorff, Gen., 211

Fabian v. Loffainen, Pf.,  
90 ff., 152.  
Fallsehr Joh., Propst, 52, 121 f.

Fedtko Otto, Bm., 28, 210 ff.  
Ferber Moriz, Pf., 58, 158 ff.  
Fiedler, Major, 201.  
Fog, Km., 107.  
Fog, Gastwirt, 189.  
Fog Josef, Bm., 26.  
Frank H., L., 107.  
Frans Friedrich, Bm., 28, 41,  
91, 136 ff, 196 ff., 204, 208.  
Franz Kuhschmalz,  
Pf. 8, 30, 89 ff., 144 ff.  
Freitag Joh. Kasimir,  
Bm., 26, 62.  
Freitag Joh., N., 27.  
Dr. Frenzel, Wbf., 193.  
Friedrich, Gendarm, 190.  
Friedrich II., 41, 171 f.  
Friedrich III., 145.  
Friedrich Wilhelm der Große  
Kurfürst, 13, 167 f.  
Friedrich Wilhelm I., 170.  
Friedrich Wilhelm II., 41.  
Friedrich Wilhelm III., 100, 184.  
Friedrich Wilhelm IV., 188 ff.  
Friske, Sp., 155.  
Fröhlich, Gastwirt, 189.  
Fromm A. B., L., 126.  
Funk, Schm., 15.

Garfaw Hans, Bm., 26, 154 ff.  
Gehrmann, Ww., 19.  
Geng Aug., Arbeiter, 206 ff.  
Gerigt, Schuhmacher, 190.  
Gerigt, B., 88.  
Gerigt Anton, Pf., 52.  
Gerigt Franz, Bm., 26.  
Gerigt Jos. Ambrosius, Pf., 193.  
Gerigt Kaspar, Bm., 15, 27  
Gerigt Urban, Bm., 26, 62.  
German, Pf., 93.  
Gerschau Nikolaus, Bm., 27.  
Gisovius, Richter, 42.  
Glasz Adolf, L., 195.  
Glasz, Domherr, 125.  
Glötter Adrian, Pf., 51.  
Goldbeck, Topograph, 174.  
Goldschmied Girman, B., 47.  
Gorski, Sp., 151.  
Goße Heinrich, Priester, 140.  
Grabowski, Pf., 21 ff., 172.  
Grämer, Pf., 59.  
Graemer, Superintendent, 198.  
Dr. Gramsch, Ehrenbürger, 198.  
Gregor XI., P., 141.  
Groß Joh., Bm., 14.  
Große Joh., Bm., 26, 141.  
Grube Kaspar, N., 27.  
Grube Severin, Rektor, 62.  
Grunenberg Ignaz, B., 100, 175.  
Grunenberg Karl Ignaz,  
B., 76, 112, 187.

- Grunenberg Hubert, B., 113.  
 Günther Adolf, Kirchenmaler,  
 195.
- Haffi, B., 198.  
 Hagen August, 118.  
 Hanne, Lic. Pfr., 59.  
 Hannover Leonhard, Bg., 13.  
 v. Hatten Joh., Bg., 13.  
 v. Hatten Siegmund, Bg., 13.  
 Haußtein Anton, Sch., 21.  
 Hedmann Albert, Bg., 13.  
 v. Heideck Friedrich, Sp., 155.  
 Heidenreich, Arb.-Rat., 207.  
 Heinrich I Flemming, Pf., 2.  
 Heinrich III Sorbom, Pf., 6 f.,  
 42, 48, 89, 116, 140.  
 Heinrich IV, Pf., 143.  
 Heinrich, Pf., 4, 46, 51.  
 Heinrich Paul, Kfm., 42, 123.  
 Henke'sche Mühle, 10, 201.  
 Dr. Hennig, Pf., 119.  
 Heppner, Fabrikbesitzer, 209.  
 v. Herbillstadt Stefan,  
 Pfleger, 156.  
 Hermann v. Prag, Pf., 4 ff.,  
 21, 37, 46 ff., 112, 140.  
 v. Heßberg, Rittmeister, 184.  
 Heun Andreas, N., 27.  
 Hindenberg Heinrich,  
 Domherr, 160.  
 v. Hindenburg, Reichspräsident,  
 214.  
 Hink Adolf, B., 87.  
 Hinzmann, Erzpriester, 52 ff.,  
 64 f., 198 ff.  
 Hirschberg, B., 19.  
 Dr. Höder, Pfr., 59.  
 v. Hoeberg Leopold, Ob.-Lt.  
 162.  
 Hoenig Bruno, Gutsbes., 200.  
 Hofler, Uhrmacher, 197.  
 Hoffmann Laurentius, Bm., 26.  
 v. Hohendorff Bastian, Lt., 166.  
 v. Hohenzollern Albrecht,  
 Sm., 151.  
 v. Hohenzollern Josef, Pf., 58,  
 63, 126, 185.  
 Hohmann Georg, Bm., 26, 67.  
 Hohmann, Glasermeister, 110.  
 Hohmann Josef, B., 198.  
 Hohmann Paul, Erzpriester,  
 52 ff., 66.  
 Hohmann'sche Mühle, 11, 111,  
 136.  
 v. Holda Wolfgang, Pfleger,  
 57, 157.  
 Holland Heinrich, B., 30.  
 Holzke, B., 191.  
 Hoppe Israel, Bg., 164.
- Hofius Stanislaus, Pf., 10, 50,  
 60, 70, 85 ff., 90, 159 ff.  
 Hosmann Joh., Bm., 27.  
 Hosmann Jos., Sch., 27.  
 Hovestadt, B., 135.  
 Hübener Nikol., Bm., 26.  
 Hufnagel, B., 112.  
 Humann Albert, Pf., 51.  
 Humann, Nikol., Pf., 51.  
 v. Huntenberg, Ambrosius, 24.
- Jagello Wladislaus, Kg., 142.  
 v. Jagow Christoph, Oberst,  
 161 ff.  
 Jakob, Prediger, 57, 158.  
 Janowski, Sp., 162.  
 Jeroschewitz Karl, Bildhauer,  
 195.  
 Jester, Bauinspektor, 42.  
 Joachim, Pf., 59.  
 Johann Kasimir, Kg., 168.  
 Johann I. v. Meißen, Pf.,  
 21, 37, 140.  
 Johannes, Pf., 51.  
 Jung Johann, B., 162.  
 Jung Peter, B., 162.  
 Junge Hermann, Bm.,  
 26, 141, 144.  
 Junge Johann, Bm., 26.  
 Junge Karl, Bm., 26.  
 v. Jungingen Konrad, Sm.,  
 116.  
 v. Jungingen Ulrich, Sm., 142.  
 Dr. Jug, B., 71.
- Kalisch, Arb.-Rat, 207.  
 Kaminstoi, Gen., 178.  
 Kanitz, Graf, 192.  
 Kapp, Gen.-Landschaftsdirektor  
 211.  
 Karl X. Gustav, Kg., 167.  
 Karl XII, 169 f.  
 Kasimir, Kg., 145 ff.  
 Kaszubski Gregor, Bg., 13.  
 Katharina, Jarin, 134.  
 Katti Tielemann, Pf., 51.  
 Kazanowski Martin, Sp., 163.  
 Keuchel Leo, Kfm., 102.  
 Dr. v. Keyserling, Reg.-Pr., 198.  
 Ribn M., Photograph, 199.  
 Rielbassa Vinzenz, Pf., 150.  
 Rieter Samuel, Amtmann,  
 14, 175.  
 Rirschtowski, Händler, 206.  
 Rising Andreas, Bm., 26.  
 Klawki Leo, Kfm., 71, 198.  
 Klein Jakob, Bg., 13.  
 Klein, Major, 199 ff.  
 Klinger, Bm., 14, 26, 67.  
 Kloster = Hans, 135.  
 Knoblauch, B., 19.

Anobloch Michael, Sch., 21.  
 Anobloch Paul, N., 27.  
 König Karl, Rektor, 64, 129.  
 Kolba Joh., Sp., 146.  
 Koniecpolski Stanislaus, 164 ff.  
 Kowalt Franz, Sch., 21.  
 Koy Emil, B., 59.  
 Krafau Mathias, Bg., 13.  
 Kraficki, Pf., 22, 35.  
 Krause Simon, Pf., 51.  
 Krause, Pf., 59.  
 Kreczmer Eustachius, Land-  
 messer, 8.  
 v. Kreizen Wolf, Bg., 13, 168.  
 Kremki Anton, N., 27.  
 Kremki, Stadtv.-Vorst., 180.  
 Krenholt Joh., Bg., 13.  
 Kretschmann, Ww., 19.  
 Krikowski, B., 111.  
 Kromer Martin, Pf., 11, 39,  
 55 ff., 87, 90 ff., 159 ff.  
 v. Kropff, Gen.-Lt., 192.  
 Krojewski, Bm., 191.  
 Krüger, Rendant, 190.  
 Krusche, B., 38, 108, 189, 193.  
 Küchmeister Michael, Sm.,  
 24, 117, 143.  
 Kuhne = Hans, 135.  
 Kunigt Eustachius, Bm., 26.  
 Kutshlow Hans, Bm., 210.  
  
 Laczinski Joh., Bg., 13.  
 Lagerkrona Andreas, Gen., 170.  
 Lamprecht Joh., Pf., 52, 95.  
 Lang Joh., Bg., 13.  
 Lassaly, 131.  
 Laubich Bartholomäus, Pf.,  
 51, 166.  
 Lauff, Vikar, 62.  
 Lausmann, Rektor, 58.  
 Lauterwald Ameln, Bm.,  
 26, 67.  
 Dr. Laws August, Prof.,  
 131 ff.  
 v. Legendorff Paul, Pf., 147 ff.  
 Lehmann, Spritzenmeister, 19.  
 Lehmann, Ratsherr, 135, 187.  
 Lehmann Marie, 135.  
 Lenfener Michael, Pf., 51.  
 Leo Joh., Domherr, 154.  
 v. Lesgewang Hans, Sp., 164.  
 Lessener Georg, Rekt. d. Univ.,  
 60.  
 Leszczynski Stanislaus, Kg.,  
 170.  
 Leszczynski Wenzeslaus, Pf.,  
 32, 167.  
 Leyer (Lyxer) Kaspar, Bm., 26.  
 Leyer Katharina, 62.  
 Leyer Urban, Bm., 26.

Lichten Joh., Bm., 12, 16, 26 f.  
 Lichten Kasimir,  
 Kommerzienrat, 16, 19.  
 Lidigt Jakob, Pf., 51.  
 Lieschen = Zieha, 135.  
 Lilienthal Jakob, Schulleiter,  
 62.  
 Lindau Johann, Chronist, 148.  
 Lindau, Sp., 166.  
 Lindemann, B., 195.  
 Lineolne (Lincolne) Robert,  
 105 f.  
 Lingnau, B., 31.  
 Lucas, Pf., 89.  
 Ludwig Otto, Rheingraf, 166.  
 Lunds, Bm., 27.  
 Luther Martin, 157.  
 v. Lutowsky Theodor, Pf., 52.  
  
 Magnus, Graf, Gen., 167.  
 Majewski Franz, Zeitungs-  
 verleger, 197.  
 Majewski Georg, Bg., 13.  
 Marchita Simon, Vikar, 57 f.  
 Marienfeld, Rfm., 206.  
 Martin, Richter, 21.  
 Martynow A., Gen.-Maj., 201.  
 Dr. Matern, Erzpriester, 84.  
 Melcher, Förster, 113.  
 Melchers = Hans, 135.  
 Melich, Stadtdiener, 19.  
 Melker, Bm., 26.  
 Melker Peter, N., 27.  
 Melarat Joh., Kommandant,  
 163.  
 Milpacher Joh., Bm.,  
 28, 107, 184.  
 Molknecht Heinrich, Bg.,  
 12, 52 f., 112, 141.  
 Moses, Rfm., 105.  
 Moktus Gottfried, Kantor, 64.  
 Dr. Müller, Studiendirektor, 65.  
 Muttreichin, Hebamme, 19.  
  
 Nachitschewanski, Chan Hussein  
 Gen.-Lt., 200 ff.  
 Napoleon I, 108, 120, 174 ff.  
 v. Nenzen Joh., Bg., 13.  
 v. Nessa, Oberst, 165.  
 Neuenborn, Postmeister, 195.  
 Neumann Michael, Bg., 13.  
 Neuf, Ob.-L., 134.  
 Ney, Marschall, 174 ff.  
 Niczmann Ambrosius, Schm.,  
 67.  
 Niklis, B., 49.  
 Nikolaus, Pf., 51.  
 Nikolaus v. Posen, Domherr,  
 141.  
 Nisch, Pf., 59.

Nik, Pf., 59.  
 Nojal v. Turpa Johann,  
 Sp., 148.  
 Ochapf Joh., Bg., 13.  
 v. Oelsen Georg, Bg., 13.  
 Oljzewski, Gerichtsdirektor, 119.  
 Opporowski Andreas, Dh., 150.  
 v. Orlikowski Thomas, Pf., 52.  
 Ossenborn Mathäus, Bm., 26, 90.  
 Oudinot, Marschall, 181 f.  
 Orenstjerna Axel,  
 Reichskanzler, 163.  
 v. Paderborn Heinrich, B., 38.  
 v. Paderborn Heinrich, Dh.,  
 4, 38.  
 Päckel, Ob.-Lt., 211.  
 Papow Maternus, Pf., 51.  
 Paul II, P., 150.  
 Paul III, Zar, 171.  
 Paul V., P., 90.  
 Penquitt Anton, N., 12.  
 Penquitt Anton, Bm., 26, 88.  
 Perwo Franz, B., 187.  
 Perwo Ernst, Stadtv.-Vorst.,  
 187 ff.  
 Peter, B., 60.  
 Peter d. Große, Zar, 170.  
 Peter v. Wormditt,  
 Ordensgesandter, 60, 116 f.  
 Petronius Martinus, N. 14, 27.  
 v. Petschen Melchior,  
 Pfleger, 156 f.  
 Pflanzner, Puzgesch., 201.  
 Pilchowicz Andreas, Bg., 13.  
 Pius II, P., 147.  
 Plastwich Joh., Chronist,  
 148.  
 Plastwich, Rjm., 189.  
 Plastwich Andreas, Sch., 21.  
 v. Plauen Heinrich, Sm.,  
 117, 142 ff.  
 v. Ploch Jakob, Wbf., 49, 151.  
 v. Plocki Rafimir, Bg., 13.  
 v. Polenz Georg, Bf., 57, 157 f.  
 Polchmann, B., 63.  
 Potocki, 163.  
 Potocki, Wojwode, 170.  
 Prange Georg, Pf., 51.  
 v. Preis = Gandlawski  
 Eucharodus, Bg., 13.  
 Prengel Peter, N., 12.  
 Dr. Preuß, Gymnasialdirektor,  
 198.  
 Protmann Regina, 55.  
 Pudor, Kreisbaurat, 212.  
 Quant Erhardt, B., 54.  
 v. Quast Ferdinand,  
 Generalkonservator, 191 f.

Quednow, Architekt, 40.  
 Rabe Balthasar, 51, 89.  
 Rabau Balzer, Sp., 164 f.  
 Rabau, Händler, 190.  
 Radig Peter, Bm., 26.  
 Radig, Uhrmacher, 209.  
 Radtke Ferdinand, Bm., 28.  
 Radwankowski Stanislaus,  
 Rittmeister 153 f., 163.  
 Radziejowski, Bf., 7.  
 Radziwill, Statthalter, 168.  
 Raffelsiefen, Reg.-Baumeister,  
 42.  
 Reddig, Gutsbesitzer, 112.  
 Dr. Rehaag, Gen.-Sekr., 208.  
 Rehbach, Gutsbesitzer, 76, 112.  
 Rehbach Mathilde, 76.  
 Rehs Peter, Pf., 51.  
 v. Reichau, Pf., 58.  
 Reichel Joh., N., 27.  
 Reichel, Richter, 42.  
 Dr. Reiter, Prof., 132.  
 Rennenkampf, Gen., 204.  
 Rheindorff Sul., Bm., 28.  
 Ripoll Jr. Thomas,  
 Dominikaner Gen., 93.  
 Robitzki, B., 29.  
 Roden, Geh. Finanzrat, 173.  
 Rogeteln (Regerteln), 145.  
 Rogettel Nikolaus, Pf., 51.  
 Rohfleisch, Stadtkämmerer, 15.  
 Rohn Johann, Stadtv.-Vorst.,  
 Orgelbauer, 189 f., 194 f.  
 Röhrich, Geheimrat, 3, 45, 104.  
 Roman Dorothea, 43.  
 Roman Fabian, B., 43.  
 Roman Laurentius, Bm., 26.  
 Roman Michael, Bm., 26, 116.  
 Romanow, 161.  
 Rosenberg, Dipl.-Handelsl., 66.  
 Rok, Sp., 153.  
 v. Rösler Markus, 169.  
 v. Rozynski, Kunstmaler, 131.  
 Rubinski, B., 19.  
 Rußdorf J. W., 136.  
 Rudniczki Simon, Bf., 8 ff., 14  
 ff., 32, 38, 50, 55, 60 f., 67,  
 72, 82, 88, 138, 160 f.  
 Rydel Laurentius, Pf., 51.  
 Sachs, Landgerichts-Pr., 198.  
 Sad Joh., Sp., 148.  
 Salewski, B., 134.  
 Sapienszki Jan, Sp., 150.  
 Sauer Klaus, Sp., 155.  
 Savary, Kap., 175.  
 Schacht August, Stiftspropst,  
 65.  
 Schacht, B., 107.  
 Schacht, Gutsbesitzer, 112.

Schalski John, Sp., 147 f.  
 v. Schau Ferdinand, Landrat,  
 41 ff., 180 ff.  
 v. Schau Eleonore, 53.  
 v. Schedlin = Czarlinski Georg,  
 Bg., 13.  
 v. Schellendorf Bronsart,  
 Major, 202.  
 v. Schenkendorf Max, Dichter,  
 117 ff., 177.  
 Scheer Heinrich, Bm., 14.  
 Scheumann Otto, Buchdrucker,  
 196.  
 v. Schierstädt, Kommissar,  
 173.  
 Schleinig, B., 135.  
 Schmaß, B., 110.  
 Schneider Josef, Malermstr., 206  
 Schneider Peter, Priester, 57.  
 Schnigenberg Anton, B.,  
 123, 187.  
 Schnigenberg Ignaz, Bm.,  
 12, 15, 27.  
 Schöned Nikol., Bg., 12, 153 ff.  
 Schönweiler, Architekt, 59.  
 Schonenberg Mathias, B., 30.  
 Schorn Ludwig, Bm.,  
 28, 181 f.  
 Schröter A., Arbeiter, 206  
 Schröter der wilde, 136 f.  
 Schröter Josef, Arbeiter, 208  
 Schulz, L., 58.  
 Schulz, Wm., 19.  
 Schwanbach Georg, Vikar, 93.  
 Sculteti (Schulz), L., 60.  
 Sculteti (Schulz) Kalixtus,  
 Pf., 51.  
 v. Sedendorff, Reg.-M., 198.  
 Seidel, B., 19.  
 Selben Thomas, Pf., 51.  
 Siebert Gebr., 86.  
 Siegmund Gust., 208  
 Sigismund Ag., 151 f., 158 ff.  
 Sigismund III., 161.  
 Sigmunski Franz, Erzpriester,  
 52, 120 ff.  
 Simbalienfis Joh., Wbf., 93.  
 Simon, B., 14.  
 Simon, Ob.-St., 201.  
 Simonis Kaspar, Pf., 51, 93.  
 Sixtus IV., P., 150.  
 Sliatkowski, Oberst, 164 f.  
 Soult, Marschall, 120, 176 f.  
 Sparenjer Nikol., Pf., 51.  
 Sperlyng Paul, B., 141.  
 Splanemann Valentin, B., 187.  
 Stapel Heinrich, Bm.,  
 26, 92, 144.  
 v. Steinbock, Gen., 167, 169.  
 Steynbotte Jakob, 142.  
 v. Stöffel Siegmund, Bg.,

13, 162.  
 Striese Oskar, Zeitungs-  
 verleger, 196 f.  
 Strube, B., 42.  
 Strypod Johann II., Pf., 52.  
 Swiderski, Söldnerführer, 169.  
 Sybath, Bm., 198.  
 Szembek, Pf., 9, 38, 171.  
 Szkirde, Kaplan, 122.  
 Szkrupski, Schm., 21.

Tapella, Konditor, 104 ff.  
 Tater Andreas, R., 27, 173.  
 Tater Jos., Sch., 21.  
 Tausch Anton, Bm., 26.  
 Tausch Joh., R., 27.  
 Tausch Kaspar, Bm., 26.  
 Tausch Peter, Bm., 26.  
 Teichert, Schm., 15.  
 Templin, Mühlenbes., 203.  
 Tesmer Daniel, R., 169.  
 Thamm, Gastwirt, 189.  
 Thasziezki, 154.  
 Them Joh., Pf., 90, 166.  
 Dr. Thiel Andreas, Pf., 51.  
 Thiel, Rfm., 179.  
 Thiel Valentin, B., 76, 111.  
 Thielin, Hebamme, 19.  
 v. Thurn, Graf, 165.  
 Tiedigt Franz, Pf., 52.  
 Treptau Andreas, Bg., 13.  
 Trohle Georg, R., 158.  
 Truchseß v. Wehhausen Mart.,  
 Sm., 151  
 Truchseß Friedrich, Komtur,  
 152 ff.  
 v. Tüngen Hans, Bm., 26.  
 v. Tüngen Nikolaus, Pf., 150 f.  
 Tylicki Peter, Pf., 55, 159.

Urra Andreas, Bm., 28, 42,  
 100, 122 ff., 138, 176, 183 ff.  
 Urra Josef, B., 123.

Valtin, B., 135.  
 Victor, Gen., 178.  
 Dr. Vogelstein, Rabbiner, 198.  
 Vonberg, B., 190.  
 Vonberg Simon, Kantor, 60.

Wagner Joh., Bm., 26, 67.  
 v. Waldeck, Gen., 167.  
 Wasserzieher, B., 15.  
 Wegner Michael, L., 60.  
 Wein Valentin, Wundarzt,  
 187.  
 Weiß, Pf., 58 f.  
 Wenzel, B., 71.  
 Wenzeslaus, B., 4.  
 Werner, Amtsrat, 119.

Werner, Steffen, Bm., 90.  
Werski, Kantor, 62, 169.  
Weßler Andreas, Bm.,  
19, 27, 123, 175.  
Wiebe, Rfm., 101.  
Wilhelm I., 59, 193.  
Wilhelm Schulze, 4 f., 10, 20.  
Winnig, Ob.-Pr., 211.  
Witen, Großfürst, 139.  
Witold, Großfürst, 143.  
Wittmansdorf Georg,  
Hofmarschall, 155.  
v. Woina (Wonne) Heinrich,  
Pf., 51, 140.  
Wollenbt Karl, Bm., 27.  
Worainski Peter, 162.

Woritto Jan, Sp., 162.  
Wozniakowski Joh., Pf., 52.  
Wulff Joh., Orgelbauer, 194.  
Wulff Georg, Orgelbauer, 194.  
Wrangel, Feldmarschall, 162 ff.  
Wurmbrandt, Oberst, 34, 164.  
Wydzyna Joh. Stefan, Pf., 67 ff.

Zander Andreas, Rektor, 62.  
Zander, B., 15.  
Zaluski, Pf., 56.  
Zaremka Christoph, Pf., 51.  
Zastrow Mathias, Oberstlt.,  
32, 168.  
Zimmermann Mathäus,  
Kantor, 62.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

**Die Lehr- und Wanderjahre des  
ermländ. Domkünsters Eustachius v. Knobelsdorff**

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des jüngeren  
Humanismus und der Reformation

Braunsberg 1925. 156 S.

dazu

**Eustachius v. Knobelsdorff als Schüler in Kulm**

Zugleich ein Nachwort!

Braunsberg 1930. 16 S.

Im Selbstverlag des Verfassers

Preis 4 Mk.



**Ermländische Bevölkerungsfragen**

Vortrag

auf der Grenzlandtagung der Arbeitsgemeinschaft der Ost-  
deutschen Heimatdienste in Osterode (28. 9. 1928)

Allenstein 1929. 16 S.

Preis 0,50 Mk.



**Aus der Chronika derer von Hanmann**

Ein Familienschicksal aus Alt-Ermland

Guttstadt 1929. 56 S.

Kommissionsverlag der Guttstädter Zeitung

Preis 0,80 Mk.



Plan der Stadt Worms v. J. 1930.  
Nach dem farbigen Originalplan von B. Keuchel im Rathaus.

## Die vorstädtische Siedlung in Wormditt

verdankt ihr Entstehen der Zweigniederlassung Wormditt der Ostpreußischen Heimstätte S.m.b.H. zu Königsberg i. Pr. Der Kauf einer Fläche von ca. 52 Morgen zwischen der Straße von der Pillau nach dem Hospitalswald und dem Drewenzfluß durch obige Gesellschaft sicherte der Siedlung eine besonders günstige Lage. Abgesehen v. d. Gesamtwirkung, die sich dem Beschauer von dem gegenüberliegenden Ufer der Drewenz aus bietet, wird durch den hoffentlich recht bald erfolgenden Bau einer Brücke über die Drewenz nahe dem Schlachthaus eine bequeme Verbindung nicht nur für die Bewohner der Siedlung sondern auch für die Anlieger der Mehlsackler Chaussee nach der Stadt und dem Bahnhof geschaffen. Der Besiedlungsplan sieht die Bebauung der Heidestraße (Zugangstraße zum Hospitalswald) mit zweigeschossigen Eigenheimen, des neuen Heimstättenwegs mit eingeschossigen Eigenheimen vor. Ein nach Osten gelegener Teil ist als Mittelpunkt der Siedlung gedacht und erhält eine Angeranlage. Im übrigen wird er so wie der Heimstättenweg ausgebaut. Auf diese Weise sollen insgesamt 68 Stellen mit 120 Wohnungen entstehen. Bis zum Erscheinen dieses Buches sind fertig gestellt (1928 30)

10 Häuser mit 20	Einzimmer-Wohnungen
8 " "	16 Zweizimmer-Wohnungen
6 " "	6 Einzimmer- und 6 Zweizimmer- Wohnungen
12 Landarbeitereigenheime	mit 12 Wohnungen

---

36 Zweifamilienhäuser mit 60 Wohnungen.

Die Siedlung selbst hat den Charakter einer vorstädtischen Siedlung und trägt dem in Wormditt herrschenden Bedarf an Ein- und Zweizimmerwohnungen voll und ganz Rechnung. (Vergleiche hierzu umseitigen Stadtplan.)